Var. 289 t-4

Vat. 289 t-4

A 40.

v. Zulich.

~~Philos. fr. 310.~~

4 Bd.

ist die ~~Schenkung~~ k. k. Bibliothek für
die Provinz v. Obrawe.

Dr.

Johann Bieder v. S. alis

Eine

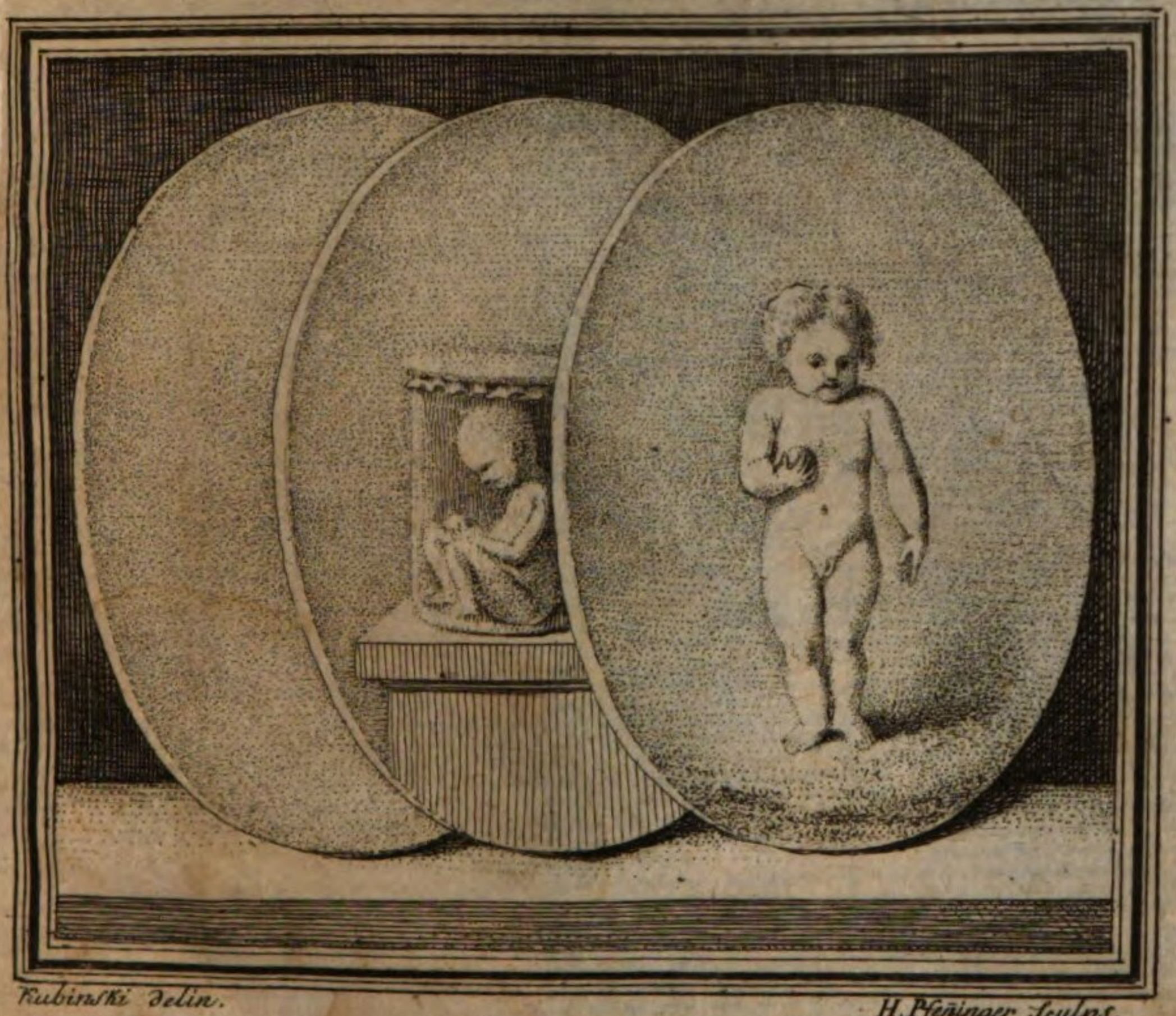
Portion Wahrheit

zur Glükseligkeit,

die jeder Denker leicht haben,

und damit leicht wuchern kann.

Σκοπειδαι χρη ἀνδρειως τε και ἐυ, και μη ῥαδιως ἀποδεχεδαι.



Rubinski delin. H. Pfenninger Sculps.

Zürich; bey Ziegler und Söhne. 1791.

Stadtbibliothek Winterthur

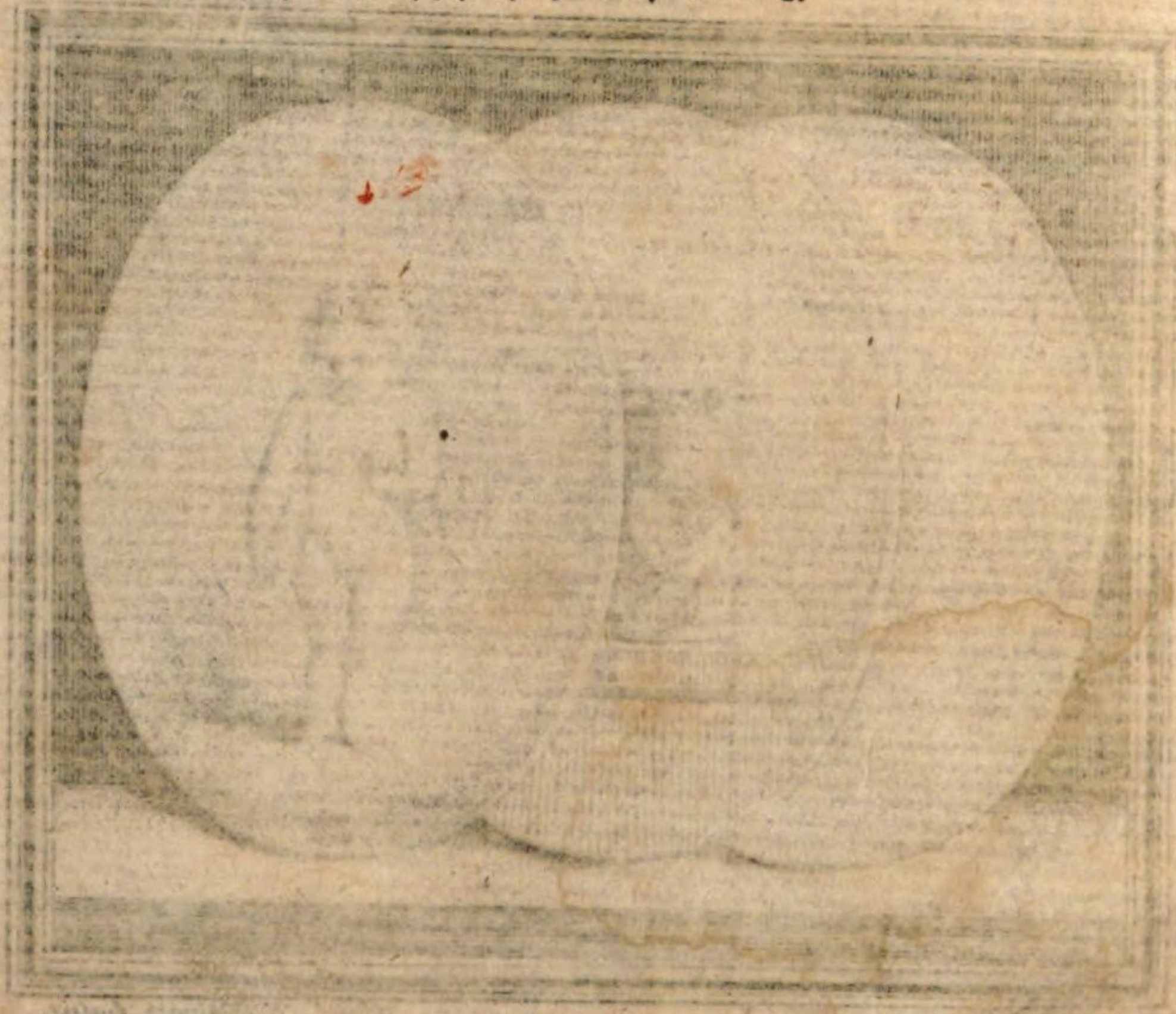
DUPL.
BIBLIOTH.
LANDSH.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Das heißt:

„ Männlich untersuchen und ganz, das frommt, — und sparsam seyn im Beyfall. “

Siehe Nachschrift; Lichtenberg.



B S B
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Innhalt.

Die Zahl weist auf den Saz, und das Sternchen auf die leichtern gemein verständlichern Aufsäze.

I. Theil.

I. * An Emilie von Oberau. ″ ″ 1.
II. Eintheilung. ″ ″ ″ 8.
III. * Nöthige Entschuldigung bey Christen ꝛc. ꝛc. und orthodoxen Philosophen. ″ 13.
IV. * Ueber selbstgefundene und erlernte Wahrheit. ″ ″ ″ ″ 25.
V. Aus welchen Quellen fließt keine andre als gewisse Erkenntniß? und aus welchen keine andre als ungewisse? ″ ″ ″ 44.
VI. Noch eine Regel der Sicherheit. ″ 49.
VII. * Daseyn. Freude am Daseyn. ″ 54.
VIII. * Anlage und Schikfal. ″ ″ 86.
IX. * Kohlerglauben unter den Philosophen; und Zweifler unter dem Volke. ″ ″ 113.
X. Ists? oder träum ich? ″ ″ 122.
XI. Fortsezung. ″ ″ ″ 141.
XII. * Menschennatur im Verhältnisse mit der Natur. Dialog. ″ ″ ″ 163.
XIII. * Fortsezung. ″ ″ ″ 201.
XIV. * Fortsezung. ″ ″ 218.
XV. * Fortsezung. ″ ″ ″ 230.

XVI. * Wie sind die Menschen nun bey und in dieser Natur? (Fortsezung.) = = 272.

XVII. * Fortsezung über einige unbefriedigte Bedürfnisse. Dialog. = = = 279.

XVIII. * Von wirklichem und möglichem Unglük und Glük der Menschen. = = 314.

XIX. * Das Uebel hebt das Gute nicht auf. 363.

XX. * Ob Arme seyn müssen? = = 373.

XXI. Ueber die Freyheit des menschlichen Willens. = = = = 378.

XXII. Von Geist und Materie. = = 438.

XXIII. Ueber die Frage von Unsterblichkeit des Menschen, oder seines Geistes. = = 455.

XXIV. * Schreiben an Bieder, von B. R. einem sehr rechtschaffenen Gottesverehrer; als eine Einleitung zum XXV. Kapitel, vom Daseyn Gottes, die vielen unentbehrlich nöthig zu lesen ist. 505.

Zeugnisse von Schulzen. = = 511.

Die französische Philosophie; ein übersezt Manuskript, das im Jahr 1785. verfaßt ward. = = = = 512.

XXV. Ueber die Frage vom Daseyn Gottes. 513.

XXVI. * Fortsezung; unwidersprechliche Säze. 608.

XXVII. * Fortsezung. = = = 632.

XXVIII. Von Tugend, und Moralität. = 643.

XXIX. Beurtheilung einiger moralischer Säze. 687.

XXX. Verbindung der Ideen von Gott, Unsterblichkeit und Tugend. = = 701.

XXXI. * Von Sinnlichkeit, in Rükſicht auf das Vorige. = = = = 705.

XXXII. Ueber Geſchmak und Schönheit. = 716.

XXXIII. Geſezt? = = = 726.

XXXIV. * Ein Reſultat für jeden. = 730.

XXXV. Von den Geſezen zu denken. = 739.

XXXVI. * Von Beruhigungsſyſtemen; Vier Unterredungen. Erſte Unterredung. = 750.

XXXVII. * Zweyte. = = = 758.

XXXVIII. * Dritte. = = = 766.

XXXIX. * Vierte. = = = 774.

II. Theil. Schwierigkeiten.

XL. Schwierigkeiten. = = = 776.

Die Numern XLI. bis L. fehlen.

III. Theil. Beylagen.

LI. Emilie an Bieder, und deſſen Antwort über den Aufſaz in Asmus V. Theil, von der Unſterblichkeit der Seele. = = = 801.

LII. Amintors Morgenandacht mit Anmerkungen von Bieder. = = = 869.

* LIII. Cynthia. Oder über abbrevierte, nothdürftige Beruhigungssysteme. = = 913.

* LIV. Hast du viel: so laß mir wenig. = 915.

* LV. Der Sophist. Klage eines Sohnes der Wahrheit, und seiner Mutter Antwort. = 916.

* LVI. Die fromme Konsequenzmacherey einiger Katholiken und Atheisten. = = 918.

* LVII. Unter vier Silhouetten von Männern theuren Andenkens. = = = 926.

* LVIII. Das Saitenspiel. (Ein Lied von Herder) mit Anmerkungen von Bieder. = = 928.

* LIX. Die Denkkraft in mir. Aus Friedrichs Gedichten. Mit Anmerkungen von Bieder. = 946.

* XL. Das Menschenherz; ein Klavier. = 957.

* LXI. Der verschobene Dachstuhl. = 963.

* LXII. Die demüthige Bitte eines Wahrheitforschenden Jünglings. = = = 965.

* LXIII. An Aristius; von Horaz. Von Bieder übersezt. = = = = 966.

* LXIV. Recept wieder die Misanthropie. Von F. S. = = = = 972.

* LXV. Selbstgehen; nach E. = = 982.

* LXVI. Organisation zur Weisheit; nach E. 983.

* LXVII. Feuerprobe; nach E. = = 984.

* LXVIII. Selbstdenken; nach E. = 985.

* LXIX. Würde des Menschen; nach E. = 986.

* LXX. Der Mensch und das Skeleton. = 987.

* LXXI. Warum die Lehren der Tugend so wenig ausrichten. = = = 988.

* LXXII. Sokrates Gespräch über Gottesfurcht und Gerechtigkeit. (Mendelssohn.) = 996.

* LXXIII. Reflexionen nach dem Lesen der Geschichte der Philosophie. = = = 997.

* LXXIV. Die Welt nöthiger Vorexistenzen und Vorarbeiten. Ein Jünglingsaufsaz. = 1008.

* LXXV. Gemeinnüzige Auszüge aus Kant. 1010.

A. Vernunftsüberdruß. = = 1011.

B. Vom Begriffe des guten Willens und der Pflicht. = = = 1012.

C. Begriff von Pflicht. = = 1021.

D. Schwierigkeit des Begriffs von Glükseligkeit. 1026.

E. Reiner Begriff von Sittlichkeit. = 1028.

F. Urtheile der gemeinen Vernunft über Sittlichkeit. = = = 1031.

G. Unerklärlichkeit des Interesse an moralischen Gesezen. = = = 1033.

H. Können und Sollen. = = 1036.

I. Gränzen der Sittlichkeit und Selbstliebe. 1037.

K. Fortsezung. = = = 1038.

L. Selbstliebe. Eigendünkel. = 1039.

M. Achtung. = = = = 1040.

N. Pflicht. " " " 1043.
O. Gewissen. " " " 1044.
P. Philosophie. " " " 1045.
* LXXVI. Die Erndte ist groß. Ein Traum. 1046.
* LXXVII. Ueber die Beylagen. " " 1053.
* LXXVIII. Vielleicht einst eine zweyte Portion. 1054.
* LXXIX. Ueber Ton der Entscheidung, und Ton der Bescheidenheit. " " " 1055.
* LXXX. Erklärung der Vignetten. " 1059.
* LXXXI. Register. " " " 1064.
* LXXXII. Nachschrift. " " " 1065.
A. Ueber dieß Heft.
B. Winke auf Geist und Innhalt ꝛc. " 1064.
C. Von Einrükungen. " " 1073.
D. Ueber die Reimen. " " 1074.
E. Wozu dieß all? " " " 1075.

Eine

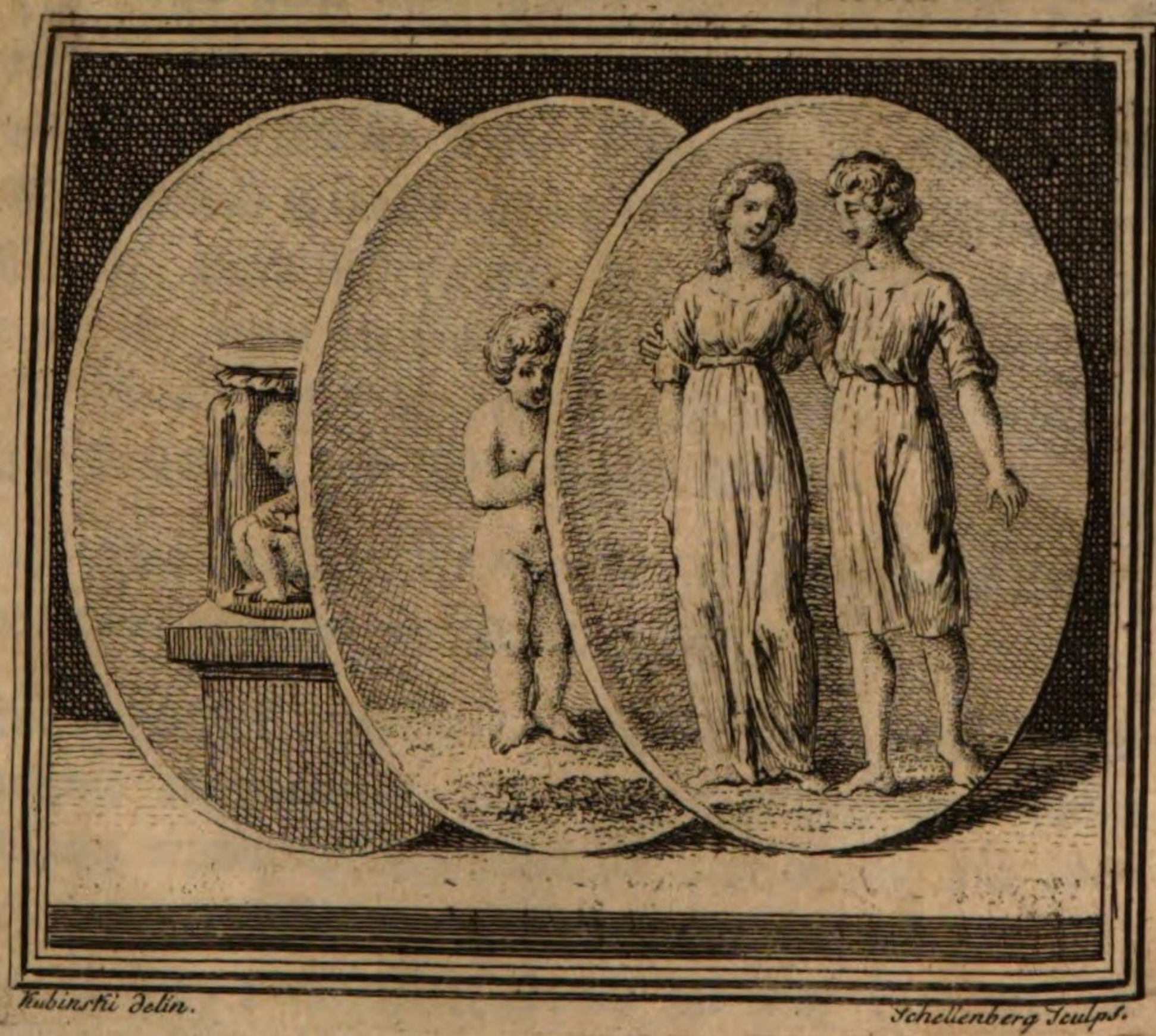
Eine

Portion Wahrheit zur Glükseligkeit,

die jeder leicht haben,

und eben so leicht damit wuchern kann.

Erster Theil.



Kubinski delin. Schellenberg Sculpt.

Entweder

Nach vorhergelesener Nachschrift

Frey, ruhig, langsam, scharfaufmerksam,

ganz und mehrmahl

Oder

lieber gar nicht zu lesen.

Eine
Portion Wahrheit zur Glükseligkeit,
die jeder leicht haben,
und eben so leicht damit wuchern kann.

I.

An Emilie von Oberau.

(1) Für wen dieß Heft? wird jeder fragen, der es einst im Druk erbliken wird. Statt Ihnen mit Wiederholung schon gesagter Dinge beschwerlich zu fallen, lassen Sie mich diese Antwort aus der Ueberschrift des Hefts herausspinnen. Denn ich fürchte, daß es manchem nicht klar genug ist, wenn ich sage: Für Menschen wie Sie, und Ihre Mutter und Schwester, und Ihr Vater, Ihre Brüder, Ihr Braütigam und Ihres Hauses Freunde.

(2) Allso deutlicher für Menschen die Liebhaber vom Denken und treue Verehrer der Wahrheit sind;

Für Menschen, die wenig geprüfte, viel ohne Untersuchung angenommene, und noch mehr auf halbe Untersuchung bezweifelte Wahrheiten im Kopf haben; Für Menschen, die sich fürchten, daß, bey allgemeiner Möglichkeit, an allem zu zweifeln, so gut als gar keine Wahrheit zur

Beruhigung und zur Glükseligkeit dem Menschen mehr übrig bleiben;

Für Menschen, die sich recht gern aus Abgründen der Zweifelsucht gerettet sähen;

Für Menschen, die das wenige nicht verwerfen, darum weil es nicht viel ist; und für das wenige Ohr haben, wenn auch nicht Muth genug zu hoffen, daß es befriedigend für sie ausfallen werde.

Für Menschen, die gern Fleiß anwenden, mit wenig Wahrheit zu wuchern, und im Fall sichrer Gewinnst damit möglich wäre, mehr Freude und tiefe Achtung für diesen, als manchen andern Gewinnst zu haben sind;

Für Menschen, die zwar ein volles Maaß — ein überfliessendes — von beruhigender und beseligender Wahrheit schon zu besizen glauben, und sich kaum überreden, daß es ehrlich hergehen könne, wenn man das alles, was sie glauben für Taüschung und Fabel hält; und doch so viel Kenntniß von ehrlichen Unglaübigen und so viel Achtung für Ehrlichkeit haben, daß diese sie tolerant gegen die Unglaübigsten, und sehr geneigt macht, gelegentlich den Gang der Untersuchung mit ihnen von vorne zuthun;

Für Menschen endlich; die so voll sie auch sind von ihrem philosophischen Systeme, es für möglich halten, auch sogar von Layen in der Philosophie vielleicht eine neue Wahrheit zu gewinnen; vorgebliche Versuche gemacht haben, sich mit andern Systemen auszugleichen, und aus diesem doppelten Grunde gern in Gesellschaft von mehrern sehr verschieden Denkenden einen kleinen Abc-Kurs nach eines andern Methode mitmachen.

(3) * Mit wenigen Worten: Dieß Heft ist für Menschen,
* die weder ihr Glaube, noch ihr Wissen, weder ihr Zweifel

noch

* noch ihre Unwissenheit, weder Leichtsinn noch dringende
* Geschäfte, noch endlich irgend ein Vorurtheil abhält, einen
* Menschen so lange anzuhören, als er ihnen klare wichtige,
* und sich durch ihre eigene Evidenz als wahr empfehlende
* Säze vorzutragen hat, die keine andern voraussezen, und
* von keinem verworfen werden können. *

(4) Wen nun aber, — und dessen erinnern Sie sich gerne, wahrheitsuchende Emilie! wen nun aber diese Reihe von Wahrheiten nicht bloß zum Beyfall nöthigen, und allenfalls noch angenehm genug unterhalten soll — wer sie noch über dieß würdigen und anwenden soll (wofür soll ich sie anders geben?) der wird denn wohl jenem Bilde sehr ähnlich seyn müssen, das wir in jenen „ Konversationen im „ Vorhofe der Wahrheit, als praktischen Präliminarien für jeden ächten Sohn der Wahrheit entworfen haben; und wovon, wie Ihnen noch wol näher, als nur vom Gedächtnisse bekannt ist, die vornehmsten Züge diese sind:

(5) Bekannt mit der Verschiedenheit der so manchfaltigen menschlichen Denkensarten sey es sein fester Entschluß, eine Revision (Neudurchsicht) alles seines Denkens von Grund aus vorzunehmen. Es sey der Sinn für Freude der helle Grund auf den das Ganze aufgetragen ist. Es sey die Absicht aller menschlichen Bemühungen, sich und andern die daurendsten Genüsse zu verschaffen der Beweggrund auch zu jenem Entschlusse. Anerkennung der Rechte des menschlichen Verstandes in Prüfung alles dessen, was er annehmen soll, sey so tief in seiner Seele, als die Liebe zur Wahrheit gewurzelt; Immer duldsam gegen alle anders Denkenden müsse keine Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum selbst seinen Fleiß im Prüfen und Forschen schwächen; der prüfende

und forschende Fleiß sich vornehmlich und vor allem aus auf die Erkenntniß des Einflusses menschlicher Neigungen, und — seiner eigenen — auf den menschlichen Verstand und seinen eigenen lenken; diesem sogleich der Ernst, jenen nachtheiligen Einfluß zu wehren und sein Denkenssystem von schon geschehenem übeln Einflusse der Neigungen zu reinigen — auf den Fusse nachfolgen. Seinen Forscherfleiß begleite bescheidenes Gefühl der Abhänglichkeit besserer Erkenntniß von mancherley Umständen; und seine Wachsamkeit gegen schädlichen Einfluß der Neigungen eine wahre Sorgfalt, Erkenntniß und Empfindung in möglichster Harmonie zu behalten. Eine sanfte innige Sehnsucht nach dem, was er als Wahrheit und Tugend erkennt, und zu erkennen hoffet, entrisse ihn der satten Selbstgenügsamkeit. Vorurtheile zu vermeiden sey sein ernstliches Bestreben auch dann noch, wann er ihrer unzählige vermieden, und das Lob des Vorurtheilfreysten Menschen schon erlangt und verdient hätte. Er dämme den Enthusiasmus für seine Parthey und die Verbesserungssucht; indem er sich auf der andern Seite vor träger Unthätigkeit hütet; halte sich frey von Furcht und Eifer vor, für und wider gepriesene und verschrieene Namen. Tägliches Nachdenken; verhältnißmässige Uebung aller seiner Seelenkräfte; mögliche Genauigkeit in solchen Uebungen; Reinigung seiner Kenntnisse von Nebeneindrüken; Achtsamkeit auf die ersten Eindrüke der Dinge; sorgfältige Benuzung der köstlichern Momente seines Geistes und Herzens; fleissige Betrachtungen der Natur aus mancherley Gesichtspunkten; Ernst, der erkannten Freyheit weisesten Gebrauch zu erkennen, und der Erkenntniß gemäß zu handelu; Aüsserste Behutsamkeit keinerley Schwärmerey in sich aufkommen zu lassen; Redliche Uebung, sich am gewissesten zu halten;

und

und bey anscheinenden Widersprüchen die Hoffnung der Ausgleichung nicht so fort aufzugeben; ruhig ernste, und ruhig fleissige Hinsicht auf das, was man sich als das wahre Ideal der Menschen vorzustellen nicht enthalten kann — * Alles dieß finde sich in den Gesinnungen und Uebungen eines Menschen, ich will nicht sagen, den wir, sondern, der sich selbst einen Sohn der Wahrheit, eine Tochter der Weisheit will nennen dürfen.

(6) Daß sich dieß alles nicht anders, als nach dem Verhältnisse der Umstände, und der Anlagen, und gegebenen Beschaffenheiten der moralischen und intellektuellen (Sitten- und Verstands-) Charakters jedes Menschen, wissen Sie auch ohne mein Erinnern; Und daß Ein Grad weniger, dem der diesen Grad leicht erreichen könnte, nachtheiliger ist, als zehn Grade weniger, dem der sein mögliches thut.

(7) Bekümmern Sie sich für einmal immer weniger um Stimmen solcher Menschen, die diesem entworfenen Bilde nicht ähnlich sind, das heißt gar nicht einmal ähnlich zu werden, Fleiß anwenden. Nehmen Sie nun hier meine Freundin! folgende Reihe Säze in Ihren lieben vortreflichen Kreis; Bitten Sie Herrn von Berg sie Portionsweise in recht ausgewählt ruhigen Halbstunden vorzulesen; und sammeln Sie mit noch jemand für mich alle beträchtlichen Einwendungen und Anmerkungen, die je dagegen und darüber mögten gemacht worden seyn.

* Konversationen im Vorhofe der Wahrheit; LXVIII. und das ganze Buch von J. B. v. S. 1790.

II.

Eintheilung.

8.

Wir suchen Wahrheit; und suchen sie aus Trieb, und mit einiger Hoffnung durch sie glükseliger zu werden, wir würden bald aufhören, wenn wir uns nicht durch sie einen beträchtlichen Zuwachs von angenehmen, oder was dann am Ende auf eins und dasselbe hinauslauft, eine beträchtliche Verminderung und Verhütung unangenehmer Zustände mit einiger Hoffnung versprächen. Freude oder Vergnügen ist der lezte Zwek aller Bemühungen um Wahrheit. *

9.

Aber dieß will nicht sagen, daß alle Wahrheiten angenehme Dinge für uns enthalten; daß alles, was uns nicht gefällt, was wir anders wünschten, darum nicht wahr seyn könne. Es will nicht sagen, daß wir die unangenehmen Wahrheiten in angenehme umschaffen können, oder mit allen Kräften der Vernünfteley (Sophistik) umzuschaffen versuchen sollen. Es will endlich auch nicht sagen, daß wir die unangenehmen Wahrheiten, die uns auf unserm Untersuchungswege begegnen, fallen lassen, und dergleichen thun sollen, als ob wir nichts von ihnen wüßten.

10.

Wir werden uns gegen drükende Wahrheiten, und gegen Dunkelheiten und Ungewißheiten immer zu wehren und uns durchzuschlagen suchen; auf helle Punkte, auf Ruhpläze, auf Merkstäbe im Labyrinth der Gedanken — auf reale Besizthümer an Wahrheit. So ists dem Triebe nach Wahrheit,

und

* S. Konversationen im Vorhofe des Tempels der Wahrheit.

und nach Glükseligkeit natürlich; und so wird ein **Beruhigungssystem** das auch dem unbelehrtesten Zweifler genug thut — wo möglich, die erste, süsse, Frucht unsrer Arbeit, — der **erste Theil** dieses Buchs seyn.

11.

Wir werden dann aber auch das Bewußtseyn nicht unterdrüken, durch wie viel dunkles, schweres, ungewisses, und drükendgewisses wir haben hindurch müssen; das erfordert die Ehrlichkeit; und **eine Portion Schwierigkeit und Räthsel** wird die zweyte, bittre, Frucht unsrer Arbeit, **der zweyte Theil dieses Buches** seyn. Dessen Gewicht wol schwerlich nach seiner Grösse zu messen seyn dürfte. Einen **dritten Theil** werden **Beylagen** die sich auf die beyden ersten beziehen, ausmachen.

12.

Wenn uns jener erste Theil glüklich macht, so sind wir schon durch ihn selbst sicher, daß uns der zweyte unser Glück nicht rauben, uns nicht wieder unglüklich machen kann: In Demuth wird uns dieser nur erhalten, und anspornen, mehr zu thun im Fache der Wahrheit; Wir werden um so fähiger bleiben, und um so betriebsamer werden, mit jener Portion Wahrheit zu wuchern; und vielleicht auch einst noch mehrere zu erkennen. So viel nur von der Eintheilung des Buchs in seine Haupttheile; die Richtigkeit oder Unrichtigkeit auch dieses wenigen muß sich aus dem folgenden ergeben.

III.

Nöthige Entschuldigung bey Christen ꝛc. und Orthodoxen-Philosophen.

13.

Wir sagten ein Beruhigungssystem auch für den unbelehrtesten Zweifler. Und wir sehen voraus, wir werden noch anstössiger werden, wenn wir noch deutlicher anzeigen, was dieser Titel enthält. Wir reden ausdrüklich von dem, womit sich für einmal auch der soll beruhigen können, der weder menschliche Freyheit, noch Unsterblichkeit, noch geistige Wesen, noch Gottes Daseyn, noch weniger eine mahomedanische, oder israelitische, oder christianische Offenbarungslehre anzunehmen für einmal von sich erhalten kann; und auch der, der dieses halber unruhige Zweifel hegt.

14.

Solchen das Recht zur Klage über Mangel an aller Wahrheit, und die Lust zum unthätigen Zweifeln zu nehmen, und ihnen eine Portion Gewisses, Beruhigendes auf alle Fälle zu geben — wie solltet ihr das mißbilligen können? Ihr Anhänger der israelitischen, und christlichen und natürlichen Religion! ihr besizet nach euerm Sinn das edelste, vortreflichste, und unentbehrlichste von Erkenntniß, was der Mensch je besizen kann? — Ich muß es immer wiederholen! Ihr müsset durch euer Glük nicht sehr glükselig geworden seyn, wenn ihr dem Unglüklichen zürnen — ihm ein Mittel zur Beruhigung, nach euerm Sinne ein unendlich kleines Theilchen von eurem Glük mißgönnen könnet.

15.

„ Nicht mißgönnen; ferne! Aber Zürnen der versunkenen Seele, die sich ohne Gott beruhigen; und der versunknern

Seele

Seele die andre im Irrthum ruhig zu machen, ein Beruhigungssystem für Atheisten und Analethen (Wahrheitszweifler) aufzustellen verspricht!" So sagt ihr? — Einen Moment Geduld, ich bitte, ihr heftigen Israeliten und Christen und Philosophen! Ihr dürft ja nie vergessen: Irrthum hilft nicht zur Wahrheit, und Zürnen nicht zur Wahrheit; und Wahrheit, die man nicht als Wahrheit anerkennt, hilft nicht zur Wahrheit; — Ferner

16.

Ihr dürft ja nie vergessen, was ihr wol wissen könnet, und was ich mir, wenn ich Jud oder Christ oder rechtgläubiger Philosoph wäre, oft wiederholen würde; Ich würde sehr oft zu mir selbst sagen: „Ich will mich nur „eben über keinerley Denkungsart, und System mehr zusehr „verwundern; von denen, die am beherztesten für sich selbst „denken, gilt das alte bekannte Wort, es ist kaum etwas „so unsinnig im Traum zu denken, was nicht auch einmal „im Ernste einem Philosophen wachend eingekommen sey, „und zu dessen Behauptung er nicht ernstliche Versuche „gemacht habe.

17.

„Ich will mich (würd ich mir oft sagen, wenn ich einer „von Euch wäre) über die grössere Klasse von Menschen „gar nicht verwundern, zu welcher Parthey sie sich auch „schlage. Eine Neigung, mit fast verschlossenen Augen zu „thun, wie die, die um uns sind; zu gehen, wo alle um „uns hingehen — scheint der größten Klasse Menschen, „wie sie jezt sind, so natürlich. Unter vielen Heiden wird „man nicht leicht ein Israelit und unter vielen Juden nicht „leicht was anders als Jude; Unter lauter Christen was „anders als ein Christ? Und in ganzen etablirten Schulen

„eines

„ eines orthodoxenphilosopischen Theismus versteht sichs, daß
„ man ein Theist wird. — So kann man nun auch unter
„ der Menge Materialisten ein Materialist, oder unter
„ Atheisten ein Atheist, ein Zweifler unter einer Schaar
„ Zweifler wie leicht werden! „ Ja —

18.

„ Ja (würd ich zu mir sagen, wenn das meine Lage, so
„ ein System das meinige wäre) Ja; bin nicht auch ich
„ eben unter meinen vielen Glaubensgenossen ihr Glaubens-
„ genoß um so leichter worden?

19.

„ Ja (fuhr ich fort) sind nicht allemal die, die den Un-
„ gläubigen und Zweiflern am meisten zürnen, eben die,
„ welche am leichtesten mit der gläubigen Menge von Kind-
„ heit an gläubig blieben, oder von der Schuljugend an
„ gläubig wurden? Läßt sich nicht genau bemerken, daß
„ je mühsamer und je von weiter her aus den Labyrinthen
„ des Zweifels, und des Unglaubens, wie wirs nennen, sich
„ einer allenfalls zu uns hindurch gearbeitet hat, um so
„ weniger befremdet er sich über irgend eine Art von Zweifel,
„ oder dem, was er jez Unglauben nennt. Und Zürnen —?
„ Verachten —? Verdammen —? Dieß ist ihm nun
„ vollends unmöglich geworden! "

20.

„ Wenn (fahr ich fort mir zu sagen, indem ich mich einen
„ Augenblik als Christen denke) wenn nur die Menge gleich-
„ denkende, unter denen man lebt, gerade noch die neue,
„ die modische, die emporstrebende und so eben erst zu herr-
„ schen anfangende Parthey ist — so verwundre ich mich
„ nie, wenn immer leichter gerade die hinüber tretten, die
„ sich von der gemeinsten Klasse Menschen unterscheiden
„ wollen,

„ wollen, ihren Geist über jenen erhaben meynen, und zum „ Theil mit Grund glauben."

21.

„ Rechne ich ferner, die mit einem innern Reize zum Wider„ spruch, zum Besondern, zu allem dem, was gegen das „ Gewöhnliche am meisten absticht — so gern das möglichst „ entgegenstehende System ergreiffen oder ausbrüten; Alle „ diejenigen endlich, (um noch andre Ursachen im Denken „ zu übergehen) die von schwachen, unweisen Lehrern schlecht „ unterrichtet ihr eingepfropftes, abdorrendes System mit „ Wiederwillen wegwerfen, und gegen das Abstehendste, am „ liebsten vertauschen: So hab ich da viele Arten von „ Zweiflern und — Irrenden, wie wir sie uns denken, die „ keine an sich schlechten Menschen seyn müssen, und nicht „ selten viel besser sind, als die unter uns nie ungläubig „ gewordenen."

22.

„ Bedenk ich, (so würd ich noch weiter zu mir sagen, „ wenn ich ein Revelationist (Verehrer einer göttlichen Offen„ barung wäre) ferner folgende vier Säze:

1.) „ Daß zu allen Zeiten die mehrern philosophischen Systeme „ den Geist vom Glauben an eine sogenannte unmittelbare „ Offenbarung weglenkten;

2.) „ Daß das noch heutzutage die meisten thun, und „ — die Beziehung des allerneusten philosophischen Systems „ auf das System biblischer Offenbarung — noch zur Stunde „ ein Geheimniß ist;

3.) „ Daß die ganz freyen Philosophen zu allen Zeiten die „ grosse Frage vom Daseyn Gottes, geistiger Naturen, und „ zukünftiger Welt, so ungleich wie möglich beantwortet; „ und gewiß manche darwieder entschieden haben, die es in

„ ihrer

„ ihrer Lage bald nicht frey bekennen, bald nicht einmal
„ merken lassen dürften; und

4.) „ daß bis auf diese Stunde italienische und französische,
„ und immer mehr auch zum Theil deutsche Philosophie
„ verneinend entscheiden, und endlich die reifste deutsche
„ Philosophie leztlich noch entscheiden will, daß die sich
„ gelassene bloß spekulative Vernunft die Antwort nicht zum
„ Entscheid zu bringen vermag. — Bedenke ich diese vier
„ aus der Geschichte des menschlichen Geistes sich ergebenden,
„ meines Wissens unwiedersprochenen, und meines Erachtens
„ unwiedersprechlichen Säze: Wie kann ich ungehalten auf
„ irgend einen nach meiner Meynung Irrenden seyn? —
„ ich müßt es im höchsten Grade auf mich selbst seyn, wenn
„ ich mir das mindeste, was Zorn, Verachtung, oder Ver-
„ dammung heissen könnte, gegen einen von ihnen je erlaubt
„ hätte! ”

23.

„ Selbst bey meinem Glauben an die Unentbehrlichkeit näherer
„ göttlicher Offenbarungen (ich rede jezt eine Weile in der
„ Person eines Christen) muß ichs doch klar sehen, daß es
„ noch nicht der Wille der Gottheit war, alle Menschen
„ schon in ihrer hiesigen ersten Daseynsperiode zu diesem
„ Lichte zu führen, wenn ich nur die Völker der Vorzeit
„ und unsrer Tage ansehe und zähle, die gewiß nicht Schuld
„ sind, daß kein göttlichbeglaubigter Bote mit der Lehre
„ Moses, oder Christus zu ihnen kam. Wie viele tau-
„ send Weise sezte allso Gottes Vorsehung in den Fall,
„ entweder beym Mangel an unserm Lichte unruhig
„ und elend, oder in die Geburten ihres Geistes kindisch-
„ verliebt, oder auf ein kurzgefäßtes, nur das Gewisseste

„ im

„ im Ungewissen enthaltendes Beruhigungssystem weise
„ bedacht zu seyn! " — Und

24.

Dieß ists was nun auch wir zu thun versuchen wollen.

IV.

Ueber selbstgefundene und erlernte Wahrheit.

25.

Ein vorläufig befriedigendes Wort, wenigstens über den Zweifel, der manchem nach Gewißheit dürstenden Denker innliegt: „ Wie? Kann ich jemals bey Wahrheit, die „ ich nicht selbst gefunden habe, sondern die man mich hat „ lehren müssen, eben dieselbe Gewißheit haben, als bey der „ Wahrheit, die ich selbst gefunden, ohne Lehrer, ohne „ Führer, ohne Fingerzeig eines andern erkennt hätte. "

26.

Die Sache näher beym Lichte betrachtet, wird sich zeigen, daß der Selbstfinder, als solcher, vor dem Belehrten, als solchem in Absicht auf Gewißheit seiner Erkenntniß nicht den mindesten Vorzug hat.

27.

Es sind wohl eher zween andre Vortheile, die der Selbstfinder vor dem Belehrten voraus hat. Einer in Absicht auf Reichthum der Erkenntniß. Die durch Belehrung anderer erhältlichen Kenntnisse sind sein, wie jedes andern; und über dieß noch alle, die er durch eigne Beobachtung, durch eignes Abziehen, und Schliessen gewinnt, die der unerfindrische belehrungsbedürftige nicht hat. Jener schöpft aus zwo Quellen, oder aus allen, — wenn dieser aus Einer.

28.

28.

Und ein zweyter beträchtlicher Vortheil des Selbstfinders, den sich aber der Belehrte stets zu ersezen streben muß, ist der: daß jener meistens das, was er findt, sogleich mit dem Sinne, mit dem Vermögen seiner Denkkraft findet und erkennet, mit dem es erkennt werden soll; Der Belehrte hingegen es auf das Ansehen seines Führers hin, anzunehmen in Versuchung ist. Der Selbstfinder erkennet etwas durch Beobachtung mit seinen äussern Sinnen; und siehe es ist schon eigene Beobachtung bey ihm. Er mittheilt die Beobachtung dem andern, und dieser anerkennt nun die mitgetheilte Beobachtung nach dem Gewichte des Ansehens, das jener bey ihm hat; Nachher erst wird und soll er, wenn es immer seyn kann, dieselbe Beobachtung auch machen; und so erst hat er recht gelernt. So mit dem, was jener durch seinen innern Sinn beobachtet, dieser je nach dem Grade seines Zutrauens annihmt, und dann ehestens selbst in sich beobachtet, so oft es der Fall zuläßt; So mit dem, was er mit künstlich angestellten Versuchen erfährt; mit dem, was der Selbsterfinder nach der Regel der Erwartung ähnlicher Fälle herausbringt, was er abstrahiert, d. i. ähnliches von mehrern Dingen abzieht zu einem allgemeinen Begriffe; was er durch Schlüsse aus andern Säzen herausbringt. Allemal erkennt es der Selbstfinder schon so mit dem Vermögen, das Organ für diese Art Kenntniß seyn soll — mit Sinnen und Aufmerksamkeit die Beobachtungen, mit analogischer Schlußkraft die ähnlichen Fälle, mit Abstrahationsvermögen die Abstrakten, mit Vernunftschlußkraft die Schlußsäze. Der Belehrte hingegen hört erst an, nihmts mit vorläufigem Glauben an,

und kömmt erst dann hintenher, mit seiner Beobachtung, Versuche, Abstraktion, Erfahrungsschluß, Vernunftschluß. — Hierin bestehen wol des Selbstfinders Vortheile, deren leztern sich der Belehrte fleissig ersezen soll, und sehr oft kann.

29.

In allen den Fällen aber, wo der Belehrte dem Selbstfinder nachbeobachtet, nachabstrahiert, nacherperimentiert, nachraisonniert u. s. f. können beyde die gleiche Gewißheit, oder Ungewißheit, Sicherheit oder Unsicherheit haben.

30.

Beyde können getäuscht werden, dieser durch das Vorurtheil des Ansehens seines Vorgängers, oder schlechte Nachbeobachtung, Nachabstraktion ꝛc., jener durch das Vorurtheil des Vertrauens auf sich, womit sich jeder Selbstdenker, Selbstfinder, Erfinder — je mehr und schneller er findet, je mehrere sich von ihm belehren lassen, und ihm nachwandeln auf seinem Wege — um so mehr schmeichelt.

31.

Prüfung geziemet also dem Selbstfinder und dem Belehrten, dem Vorgänger und dem Nachwandler; und nur diese kann Beyden und auch Beyden die gleiche Gewißheit geben.

32.

Es giebt manche Wahrheiten, die mir gezeigt worden, von denen ich so vollkommen überzeugt werden kann, als der mir sie gezeigt hat, und dem sie auch nie gezeigt worden wäre, der sie selbst gefunden hätte.

33.

Wir wollen diesen wichtigen Saz durch einige Beyspiele klar machen und beweisen, und ich hoffe es soll dem furchtsam-

bescheidnen Zweifler das lezte Mißtrauen gegen Wahrheit, die ihm gezeigt wird, darum weil er sie nicht selbst zu finden Genie genug hatte, vergehen. Ich nehme leichte Beyspiele, wie und woher sie mir kommen. Wie manchem Kinde ist die Beobachtung, daß alle doppelten Theile am Aeussern des menschlichen Körpers symmetrisch zu beyden Seiten, und alle einzelnen in der Mitte angebracht sind, ganz neu, wenn sie ihm erzält wird, und ich denke es überzeugt sich davon so fest, als der, der die Beobachtung das erste mahl selbst gemacht hat. Würde mans erträglich finden, wenn jemand da behaupten wollte, das belehrte Kind könnte niemal zu solcher Gewißheit dieser symmetrischen Beobachtung gelangen, als ihr Selbstfinder.

Die wenigsten Anfänger in der Rechnungskunst selbst bemerken, daß die Zalzeichen aller Produkte aus 9, wenn man sie als Einer ansieht und addirt, immer wieder 9 auswerfen 18 (1 und 8 sind 9) 27 (2 und 7 sind 9) 36 (3 und 6 sind 9) 45 (4 und 5 sind 9) u. s. f. 63. 72. 81. 90. 99. 108. 117. (1 und 1 und 7 machen 9) 126 u. s. f. 189 (zwey 9) 198. 207. u. s. f. ein tausend zwey hundert vierzig und acht mahl 9 macht 11232 (1 und 1 sind 2; und noch 2 sind 4 und noch 3 sind 7; und noch 2 sind 9) wie wenige bemerken dieß, ehe es ihnen gewiesen wird; aber wie abgeschmakt wäre zu sagen, daß der, dems gezeigt ist, ein Häärchen weniger gewiß von der Sache sey, als der es ohne Fingerzeig bemerkt hatte?

Daß das Maß der geraden Linie, die von einer Ecke jedes Viereks quer in die andre hinübergezogen wird, Brüche habe, wenn das Maß der Seiten des Viereks keine hat;

Daß der halbe Himmel mit Mond und Sternen sich in unserm Auge, das ihn sieht, abbilde; Daß so viele Bedürfnisse

dürfnisse mit Organisation, und Naturgegenständen in der schönsten, wohlthätigsten Uebereinstimmung stehen;
Daß die Magnetnadel sich immer nach Norden richte; Daß wann gleich alle unsre Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, darum nicht eben schon nothwendig alle nur aus ihr allein entspringe; Daß die Vernunft auch dem über alles gelte, der ihren Richtstul am grimmigsten schmäht — das heißt, daß immer wieder ein vernünftig geglaubter Grund den entschiedensten Vernunftfeind zu seiner Vernunftfeindschaft determinire;
Daß die moralische Natur eines Wesens vornehmlich in der Fähigkeit besteht, nicht nur nach Glükseligkeit, sondern nach der Würdigkeit glükselig zu seyn, zu streben;
Daß monarchische, aristokratische und demokratische Staatsverfassung zu ungleichen Zeiten demselben Volke zuträglich oder nachtheilig seyn kann. — Und so noch unzälige Säze, die tausend denkenden, beobachtenden, schliessenden, abstrahirenden Menschen nicht in ihrem Sinne aufsteigen, und die Einer Tausende mit Einem Fingerzeig nur, mit dem blossen Aussprechen nur, lehrt! Wer will einen Augenblik zweifeln, ob den tausend Belehrten nicht so unentwegliche Ueberzeugung von diesen schweren und leichten Säzen möglich und leicht sey, als immer dem ersten Finder jedes derselben?

34.

Jede Wahrheit allso, wovon man sich leicht und sicher selbst überzeugen kann, so bald sie ausgesprochen worden, ist nicht für den Finder nur, sondern für alle gleich, die sie von ihm lernen, das heißt, durch ihn veranlaßt werden, sie zu denken, und auf erforderliche Weise zu prüfen.

35.

Dieß scheint auch bisher das Loos der Menschen zu seyn, daß sehr viele Wahrheiten, die sehr nahe ligen, und sehr gewiß zu erkennen sind, oft lange von keinem — und dann schnell durch Einen von vielen tausenden — nicht etwa nur nach Prüfung der Glaubwürdigkeit geglaubt, noch weniger blind nachgebethet, sondern nach-erkennt werden. Der Menschheit Kenntnisse multipliciren sich dadurch mit Sicherheit, und dieser Schaz zu dem Mehrere immer nur wenig neues zugelegt haben, kann nach Belieben von allen ganz besessen und genossen werden.

36.

Freylich durch blosses glauben, wo man selbst erkennen; durch nachbethen, wo man nach-denken, nach-prüfen könnte und sollte, erben und mehren sich auch die Irrthümer.

37.

Wir enden diesen Abschnitt mit folgenden Säzen: Von Glauben dessen, was die Selbstfinder von Wahrheiten uns sagen ist hier gar nicht — man muß dieß wol merken — durchaus nicht die Rede.

38.

Wir reden nur einzig von dem, was gleiche Ueberzeugung, und gleiche Art von Ueberzeugung und Gewißheit dem Belehrten, wie dem Finder, geben kann.

39.

Also von dem, was mit Sicherheit dem Vorbeobachter nachbeobachtet, dem Vor-experimente nach-experimentirt, dem Vor-schlusse nach-geschlossen werden kann, und so weiter; Nun von dem, was immer mit demselben Vermögen unsrer

Denkkraft

Denkkraft nach-erkennt werden kann, mit dem der Finder den Saz selbst und seine Gewißheit erkannt hatte.

40.

Also kommt es bey der Anwendung des Gesagten jedem Geführten, wann er so sicher vor Irrgehen seyn will, als es der Führer ist, oder noch sichrer, auf folgende zwey Dinge an: Erstens, bey jedem Saze darauf zu sehen, durch welches Vermögen unsrer Denkkraft der Saz selbst, und seine Gewißheit erkennt werde, um dasselbe Vermögen zur Erkenntniß und Prüfung anzuwenden, und nicht empfinden zu wollen, was geschlossen werden soll, und durch Schluß lernen zu wollen, was empfunden werden soll u. s. f.

41.

Und zweytens stets nachzusehen, von was Natur solche Säze seyen, von was Grad der Evidenz oder der Schwierigkeit sie seyen. —

42.

Damit will ich nicht sagen: Aus welchem Fache von Kenntnissen; Ob metaphysische, oder physische, oder historische, oder mathematische, oder ästhetische, oder moralische, oder logische Säze; sondern von was Grad von Evidenz, von Sicherheit, von Leichtigkeit oder Schwierigkeit für den gegebenen Denker, sowol als für die menschliche Natur, überhaupt.

43.

Dieß Bedenken furchtsamer Zweifler, daß nicht selbstgefundene Wahrheit nie die Gewißheit für den Belehrten, wie für den Finder haben könne, denken wir nun für einmal grundaus gehoben zu haben, und eben der folgende Abschnitt wird den Gebrauch und die Anwendung des Gesagten jedem anfangenden Selbstdenker sehr erleichtern.

V.

Aus welchen Quellen fließt keine andre, als gewisse Erkenntniß? Und aus welchen keine andre, als ungewisse Erkenntniß?

44.

Aus keiner nur jene, und aus keiner nur diese: Antwort ich mit voller Ueberzeugung; und halte es für eines der schädlichsten, und nicht seltensten Vorurtheile, daß hieher keine andre als gewisse, und dorther keine als ungewisse komme.

45.

Der preißt sich überhaupt allzusehr das Fach von sinnlicher Erkenntniß, und schließt alle andern aus, dieser nihmt das Fach von Erfahrungsschlüssen noch hinzu und verbittet sich die übrigen; jener nihmt das Fach fremder Beobachtungen und Erfahrungen, die durch den Glauben unser werden, noch mit hinzu und erhebt diese zusammen auf Unkosten der reinen Vernunfterkenntnisse; ein andrer beschränkt sich auf Wahrheiten des moralischen Gefühls, als die allein gewissen, und will von keinem andern Fache was hören. Noch ein andrer verwirft alle neben dem Fache reiner Vernunfterkenntnisse. Bey dieser Partheylichkeit, wie mancher Irrthum schleicht sich ein; wie mancher Wahrheit ist der Zutritt gesperrt! Und es giebt so manche zum Selbstdenken sonst nicht unfähige Menschen, die auf diese Weise gegen ein gewisses Fach von Kenntnissen so eingenommen sind, daß sie auch nur von keinem Saze etwas hören wollen, so bald man ihnen sagt: es ist aus diesem Fache, oder so bald sie

selbst

den Saz in sein Fach ordnen, und die draufhin für ihr ganzes Leben wider Säze, wider Bücher, wider Systeme, wider Menschen entscheiden.

46.

Das würde nicht geschehen, wenn man mehr an die verschiedenen Grade der Gewißheit dächte, die es bald in jedem Fache von Kenntnissen giebt; in denen, die bisher Anspruch auf strenge Erwiesenheit durch Vernunftschlüsse gemacht haben sowol, als in denen, die zuverlässige Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen zu geben sich anmaßten.

Man denke sich die Säze jedes Fachs nach den Graden ihrer Zuverlässigkeit so gut möglich geordnet und sehe auf die Säze vom höchsten, und auf die Säze vom niedrigsten Grade der Gewißheit. So wird sich finden: Es gibt historische Säze, selbst aus alter Geschichte so zuverlässig, daß jeder keinen Augenblik anstehen würde, sein Leben auf ihre Wahrheit zu wetten, * und historische Säze von Begegnissen, die gestern

* Kant sagt in s. Kritik der Vernunft S. 852. Der gewöhnliche Probirstein: ob etwas blosse Ueberredung, oder wenigstens subiective Ueberzeugung, d. i. festes Glauben sey, was jemand behauptet, ist das Wetten. Oefters spricht jemand seine Säze mit so zuversichtlichem und unlenkbarem Troze aus, daß er alle Besorgniß des Irrthums gänzlich abgelegt zu haben scheint. Eine Wette macht ihn stuzig. Bisweilen zeigt sich, daß er zwar Ueberredung genug, die auf einen Ducaten an Werth geschäzt werden kann, aber nicht auf zehn, besize. Denn den ersten wagt er noch wohl, aber bey zehnen wird er allererst inne, was er vorher nicht bemerkte, daß es nemlich doch wol möglich sey, er habe sich geirrt. Wenn man sich in Gedanken vorstellt, man solle worauf das Glük des ganzen Lebens verwetten, so schwindet unser triumphirendes Urtheil gar sehr, wir werden überaus schüchtern und entdeken so allererst, daß unser Glaube so weit nicht zulange.

in der Nähe geschehen seyn sollen, auf deren Wahrheit niemand einen Heller wetten würde. Daß ich fünf Finger, und mein Nachbar, der sich einen abzuschneiden die Unvorsichtigkeit hatte, nur vier an der rechten Hand habe; daß meine Ader blutet, sintdem sie der Wundarzt aufgeschnitten — Welche Gewißheit in solchen Beobachtungen, wer wird sein Leben nicht auf solche wetten müssen? Aber wer einen Pfenning auf die Bemerkung, daß mein Blut um einen kaum merklichen Grad dunkler geworden, als es bey der leztjährigen Aderöfnung gewesen war?

Daß ich über einen unvermutheten heftigen Donnerschlag sehr erschroken bin; und — daß ein gewisser einzelner medicinischer Rath, den jene Schlafredнerin sich gegeben hat, nicht aus ihr selbst, sondern durch Eingebung, oder nicht durch Kenntniß und Klugheit, sondern durch Divinationskraft wirklich gegeben sey —: Welche Verschiedenheit der Evidenz in diesen zwo Wahrnehmungen des innern Sinnes?

Daß die Luft elastisch sey — und daß die Kälte nicht nur durch Abwesenheit des Feuers, sondern von einer eignen Materie erzeugt werde: Welche himmelweite Verschiedenheit in den Graden der Zuverlässigkeit zwischen jenem und diesem Erfahrungssaze. Daß Nichts nicht Etwas hervorbringen kann — und daß die Seele als einfaches Wesen nicht auf den Körper als materielles Wesen wirken könne: Welche Verschiedenheit in den Graden der Evidenz, der Gewißheit, der Zuverlässigkeit für jeden Denker zwischen jenem und diesem metaphysischen Saze.

Daß Uneigennüzigkeit edler als Eigennuz sey, und — daß der Ehrtrieb für die menschliche Natur entbehrlich wäre — sind diese zween moralischen Säze nicht wie weiß und schwarz in Absicht auf Evidenz?

Daß

Daß zweymal zwey vier sey, und daß sich das ganze Weltmeer in tausend Jahren wieder anfüllen würde, wenn es auf den Grund erschöpft wäre, und aus allen Strömen denselben Zufluß hätte, den es jezt hat: Wie verschieden diese zween mathematischen Säze an Gewißheit?

Eben so verhält es sich auch mit exegetischen Säzen. Ich finde in der ältesten Schrift, die in der todtesten Sprache verfaßt ist, Säze, deren Sinn ich mit der höchsten Gewißheit erkenne, und Säze in einem Brief eines unwissenden Schwärmers, der gestern in meiner Muttersprache geschrieben ward, auf deren Sinn ich so wenig Kleines wetten als Grosses schwören wollte.

47.

Hieraus ergiebt sich eben die Regel, die für jeden nichtgelehrten Denker so wichtig ist: * In allem, was er zu * seinem Gebäude von Glükseligkeit bedarf, und benuzen soll, * auf Evidenz, auf Gewißheit, auf Unumstößlichkeit zu sehen, * und sich bereit, aufmerksam, und unpartheyisch zu erhal- * ten, um solche gewisse Säze sich aus jedem Fach und jeder * Art von Kenntniß gefallen zu lassen, sich keine Quelle * aus der ihm einmal einige unläugbare, und sogar wirklich * von keinem Menschen widersprochene Säze zugeflossen sind, * ganz verdächtig machen zu lassen; dagegen immer nur * bey den höhern und höchsten Graden von Evidenz stehen * zu bleiben, und sich kein ganzes Fach von Säzen, kein * ganzes System aus irgend einem Fache allein darum schon * ohne weiter eingehen zu lassen, weil manches Gewisse und * evidente daran ist. *

48.

Auch darf man sich nie vor der Zeit fürchten, daß man nicht ein hohes, allen Zweifel verschlingendes Maß von Evi-

denz und Gewißheit erhalten könnte, und mit der höchsten Sicherheit anerkennen könne, wo es vorhanden ist, wenn man auch schon etwas einleuchtend wahr gefunden hat, was sich uns nachher oft als ganz unrichtig erwies. Man kann wol, wenn man der Astronomie unkundig ist, streiten, ob der ungewöhnliche stralende Abendstern nicht ein Komet ist; aber dieß hindert ja nicht, mit der vollkommensten Gewißheit denjenigen Kometen als Kometen zu erkennen, der auf 1790 vermuthet und angezeigt ward, wenn er in der Grösse erscheinen sollte, in welcher man ihn erwartet; — hindert gewiß gar nicht, daß ich nicht die Sonne am hellen Himmel mit Sicherheit vom Mond unterscheiden könne u. s. f.

VI.

Noch eine Regel der Sicherheit.

49.

Wenn wir auf dem Wege unsrer Untersuchungen uns immer lieber mit dem, was die widersprechendesten Partheyen gemeinschaftlich annehmen, begnügen, uns daran festhalten, darauf immer lieber nur sehr wenig, aber desto solider bauen, und immer wieder nur so viel, als niemand von allen Partheyen verwerfen kann — und uns hüten irgend ein sehr bestrittenes Pro oder Kontra mit allen möglichen Gründen zu erhärten suchen, auf dieselbe Weise vielleicht wie es schon so oft geschehen — Wenn wir immer lieber weniger entscheiden, aber das wenige aufs sicherste entscheiden können, und von der entschiedensten Wichtigkeit in der Anwendung finden: Wird dieß nicht nach einer sich jedem Denker empfehlenden Regel der Sicherheit gehandelt seyn? Werden wir

nicht beydes gegen die gefährliche Leichtigkeit, sich immer wieder etwas anders bereden zu lassen, und gegen beunruhigende Furcht vor immer neuen Beredungen desto verwahrter bleiben? Werden wir nicht viel gründlichere Beruhigung dabey finden, als die alle, die die Wahrheit nach keinem andern als dem Maaßstab der Beruhigung zu messen, das Herz haben, und sich dadurch von sich selbst und von andern verleiten lassen, sich oft recht kindisch zu beruhigen?

50.

Werden wir nicht auf diese Weise am sichersten zwoen Klippen entgehen? Auf der einen Seite der Gefahr unter dem Schein eines vollständigen Unterrichts in einem erwiesenen und vollendeten System von Glükseligkeitslehre uns in ein Modell drüken zu lassen, weil wir wissen, daß unser weniges Wissen darum kein halbes Wissen ist. Und auf der andern Seite werden wir vernünftig genug seyn, bey unserm wenigen Wissen, so viel Dienste es vielleicht schon leistet, keinerley künftige wissenschaftlichere Bearbeitung einzelner Partheyen unsers Denkens zu verachten, zu verschwören, oder wider Pflicht und Gelegenheit zu versäumen.

51.

Es giebt eine Methode der Gelehrsamkeit zur Glükseligkeit, die mich nach vielen Jahren erst zur Ruhe zu bringen verheißt, und doch wie manchen nicht bringt; und man denkt nicht daß dabey gewöhnlich im Fache der Weisheit und Glükseligkeit nebenher heillos gepfuscht wird.

52.

Und es giebt hingegen eine Methode der Weisheit, die mit wenig Wissen, aber desto geprüfterm vorlieb nihmt, und im Fortschritt der Weisheit und Ruhe und Glükseligkeit den

gelehrten Glükseligkeitspfuscher, der sie eine Pfuscherphiloso-phie schiltet, weit zurük läßt.

53.

Wir brauchen hier die lezte Methode, und behalten den Respekt vor die Gelehrsamkeit ganz bey; unter dessen die Gönner der ersten Methode oft allen Respekt für das Wissen des Weisen verlieren. Doch zur Sache nun.

VII.

Daseyn. Freude am Daseyn.

54.

Ich bin.

55.

Ich hab nie gezweifelt, daß ich bin.

56.

An allem möglichen, woran gezweifelt werden kann, und so viel ich bis auf Heute je vernommen habe, wirklich auf Erde gezweifelt wird — hab ich auch schon gezweifelt.

57.

Aber immer scheint es mir im ersten Anblik lächerlich, und im lezten unsinnig, im Ernste behaupten zu wollen, man zweifle an seinem Daseyn.

58.

Wer zweifelt, denkt; wer denkt, ist. Oder ohne diesen Mittelbegriff: wer zweifelt — ist.

59.

Ich merke wol, daß in diesem Saze: Ich bin, unaussprechlich vieles, so oder anders Bestimmbares an dem Ich ist; eben so, als an dem Bin. Jedoch zweifelte ich noch nie einen Moment, und kann mich noch jezt mit aller Mühe

nicht

nicht darzu bringen daran zu zweifeln, daß nicht der Saz: Ich bin, einen kurrenten Sinn hat, in welchen ihn alle Menschen nehmen, und in welchem ihn kein Mensch bezweifelt.

60.

Ich bin schon sehr lange, wenn ich die Zeit meines Seyns mit der Zeit vergleiche, in der ich an mein Daseyn deutlich dachte.

61.

Ich erinnre mich sehr weniger Augenblike, in denen ich mir mein Daseyn zum Gegenstand meines deutlichen Denkens und meiner lebhaften Empfindung gemacht hätte. Sehr weniger — in Vergleichung mit der Zeit, in der ich existierte, ohne über meine Existenz zu reflektiren.

62.

In allen diesen Augenbliken empfand ich lebhafte und tiefe Freude über mein Daseyn; und diese Empfindung hatte stets dieß eigene, daß ich an meinem Daseyn, wann ich's so sagen kann, eine Freude über alle Freude empfand; Natürlich, weil kein andrer Genuß ohne Daseyn statt hat.

63.

Ich konnte mir in jedem Momente dieses deutlichern und frohen Bewußtseyns meines Daseyns keinen kontrastirendern Gedanken denken, als Jezt Nicht seyn; Jezt Aufhören seyn.

64.

Ich erinnre mich, dieß muß ich gestehen, einer Jugendzeit, wo ich lieber aufhören, als ewig leben mögte; einer Zeit, wo mich allemal mit dem Gedanken, ewigen Daseyns, eine sehr unangenehme, widerliche Empfindung befiel, und das End meines Daseyns (freylich nicht eben gleich jezt, und noch eine zimliche Zeit nicht) mein sehnlicher Wunsch war.

65.

Ich denke dieser merkwürdigen Stimmung meines denkenden Wesens nach, die nur durch einen gewissen Zeitraum meines Daseyns daurte, und weder je zuvor, da war, noch je hernach wieder kam; und es zeigen sich mir ganz klar zwo besondre Ursachen, die gerade eben auch zuvor beyde nicht da waren und hernach nicht wieder kamen; die einte in meinem Betragen, die andre in meiner Erziehung und Bildung. Wer die Natur des Menschen kennt, wird sogar auch die Ursache, die in meinem Betragen lag, nicht ganz auf meine Rechnung bringen, sondern einen Theil der Ursache dieser Ursache zugleich in jener zweyten finden. — Es war in dem Zeitraume, wo ich vom religiosen und moralischen Ernste meiner frühern Jahre ganz abgekommen, sinnlicher, zerstreuter, leidenschaftlicher, ungebundener war auf der einen Seite; und auf der andern den allertiefsten Eindruk von unvermeidlicher Langenweile des leeren ewigen Einerley hatte, die die Seligen des Himmels nothwendig plagen müßte.

66.

In der Christlichen Religion erzogen, auf eine der hundert Weisen, die ihr Gutes neben vielem mangelhaften und fehlerhaften haben, waren meine Begriffe von der Frömmigkeit und Tugend, die zum Bürgerrecht im Himmel erfordert würden, sehr hochgespannt, und weit über die moralische Fassungskraft meiner Kindheit, und was denn doch vielleicht eine verhältnißmässige Federkraft für diese Spannung abgeben könnte, lebendigere Begriffe von den Freuden und Glükseligkeiten dieses Himmels — das fehlte mir eben gänzlich; dafür ward gar nichts eigens in meiner religiosen Erziehung gesorgt: So manche angenehme Eindrüke aus biblischen Erzälungen mir tief geblieben waren. — Die Menschen mit

Harfen

Harfen und Palmen auf Wolken gegen eine Lichtglorie knieend hatten durch mein Aug, so wie das ewige Halleluja der Erlößten, das in den Predigten so oft wieder kam, durchs Ohr die tiefsten und vielleicht auch einige andere bessere aber schwächere verdrängende Eindrüke auf mein Innerstes gemacht — und siehe das war mein ganzer Himmel; und lebendiger als alle lebendigen Empfindungen in diesem Fache war in mir, so oft ich an diese selige Existenz dachte, die Empfindung, daß dieß ewige Harfenspiel in grauen Lichtwolken, und dieß ewige Hallelujasingen die Ewigkeit zum unerträglichen Einerley machen müsse; ungeachtet ich doch von Kindheit auf ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war.

67.

Allso heißt das im Grunde: Ich wollte lieber kein Daseyn, als ewige Langeweile haben.

68.

Gewiß hatte nun ein moralisches Betragen, das ich im Grunde doch immer an mir selbst mißbilligen mußte, wenigstens so viel mitgewirkt, daß ich desto weniger andern Arten vergnügter Existenz in einer zukünftigen Welt nachdachte, sondern lieber und schneller dem Gedanken des Ewigseyns entfloh.

69.

Bey allem dem war selbst in diesem ganzen Zeitraume mir mein jeziges Daseyn lieb; und ich hätte wol in fernen, langweiligen Ewigkeiten, nur nie in der gegenwärtigen (auch der langweiligsten und peinlichsten Zeit) vernichtigt seyn mögen.

70.

Es bleibt mir allso doch immer, ein richtiger Saz: (62) daß das deutlichere und lebhaftere Bewußtseyn des Daseyns eine Freude der Freuden ist.

71.

71.

Die Unglüklichen, die ihr Daseyn verwünschen? Man will sie mir hier einwenden? — Es ist viel hierüber zu sagen. Allein das, was davon zu sagen ist, ligt nicht im Wege unsrer Untersuchung; wenigstens an der Stelle nicht, wo wir jezt stehen; Auch ligt es nicht, als Hinderniß in den Füssen. Denn

72.

zwey Dinge scheinen mir unwidersprechlich; Einmal daß, wer in vergnügten Stunden über sein Daseyn reflektirt, Freude hat am Daseyn.

73.

Und dann, daß die mehrern und weit die mehrern Menschen lieber sind, als nicht sind. Woher denn auch nun ihre Zufriedenheit mit ihrem Daseyn komme, aus welchen Ingredienzen sie bestehe; aus wirklichem, genossenem Glüke; oder aus untermengten Hoffnungen — aus Hoffnungen des Leichtsinns, der Vernunft, des Aberglaubens; aus Gewohnheit zu tragen; aus Stumpfheit des Sinnes für viele Uebel; aus Beschränktheit der Einsicht. — —

74.

Der Saz behält immer seine Richtigkeit, wenigstens in folgender Einschränkung: Wer immer noch lieber ist, als nicht ist, hat beym deutlichern Bewußtseyn seines Daseyns Freude.

75.

Und eben so richtig wird nun auch der Saz seyn: Für jeden Menschen, der gern existiert, ist die Reflexion über Daseyn und das Bewußtseyn desselben eine reiche Quelle von Freude. Denn innerlich (intensiv) läßt sich durch anhaltende Reflexion, durch festgehaltenes Bewußtseyn,

die

die Freude darüber sehr verstärken; und äusserlich (extensiv) läßt sie sich nach Herzenslust vervielfältigen. Die Freude, daß ich bin, kann leicht zum Jubel werden, und diesen Jubel kann ich tausendmal des Tages in mir wiederhallen lassen, wie bisher vielleicht nur zehenmal der Woche.

76.

Wer diese nächstvorhergehenden Säze für Kleinigkeiten hielte, würde, denk ich, nicht wol fortkommen mit mir in meinen Untersuchungen.

77.

Er bedenke aber auch, wie schwer es ihm würde, zu erweisen, daß spottwolfeile * und sehr ergiebige Quellen der reinsten Freuden für die Menschheit, für die ärmste oder reichste, die gelehrteste oder unwissendste, die tief- oder kurzsichtigste Menschheit — Kleinigkeiten seyen.

78.

Wenn es um Beruhigungssysteme bey wenig Wahrheit, um eine Portion Wahrheit zur Glükseligkeit, die der wahrheit-ärmste Zweifler leicht haben und leicht damit wuchern kann — zu thun ist: Werden wir da erst diese Quelle von Freude, das Bewußtseyn des Daseyns — so wolfeil und so reich — geringschäzen dörfen?

79.

Sie, die noch über dieß die allernächste, die allerinnigste, und die allernatürlichste, so reinedel, so allgemein menschlich ist?

80.

* Ein schweizerischer Provinzialismus.

80.

Werden verwöhnte Zweifelgeister nun zu ihren ewigen Aber's hinhüpfen, statt an die Quelle zu gehen und zu schöpfen, und dann weiter zu sehen, was vor uns kommt;

81.

Werden zur Unachtsamkeit, zu einem Schlender von Genuß, Zerstreuung und Langweile verwöhnte Geister, freylich keine Aber suchen, hinter die sie sich gegen Wahrheit verschanzen, aber doch rein vergessen, worüber wir hier Eins geworden sind, statt fleissiger von nun an aus der lieblichen Quelle zu schöpfen;

82.

Werden reiche, in allem was Leibs- und Seelenvergnügen heißt luxurirende Geister mit Einem Momente abgenöthigten gnädigen Beyfalls die Sache vorbeylassen, statt zu schöpfen aus dieser ersten, nächsten — Urquelle, hätt ich bald gesagt — der Freude;

83.

Wol, so beneid ich sie alle nicht; so wünsch ich ihnen allen Glük auf ihren alten Pfad; Nur zwo Fragen leg ich ihnen allen alsdann vor, eine an den Kopf, die andre ans Herz, und ziehe mit meinen Freunden meine Strasse weiter:

84.

a ? Machen wir einen Fehler, die wir aus dieser anerkannten Quelle der Daseynsfreude fleissig zu schöpfen anfangen, oder machen sie, die aus dieser anerkannten Quelle von Daseynsfreude zu schöpfen fleissig unterlassen, einen Fehler?

85.

b ? Dürfte dieser Fehler nicht beträchtlich nachtheilige, und die Vermeidung dieses Fehlers nicht beträchtlich gute

Folgen

Folgen haben für Wanderer nach dem Tempel der Wahrheit und Weisheit?

VIII.

Anlage und Schikſal.

86.

Auch nur ſchon an dem bisher von mir geſagten, zeigt ſich ferner: Erſtens, daß ich etwas reine gute Natur an mir habe, Fähigkeit zur lebhaften und wachſenden Freude am Daſeyn; und zugleich zweytens, daß Umſtände dieſe Fähigkeit hemmten, dieſe Freude beſchränkten, dieſe Quelle auf eine Zeitlang vergifteten. Es zeigt ſich, daß Naturanlage und Schikſal hierin wider einander wirkten, zeigt ſich, daß die Natur meiner Umſtände es mit ſich brachte, daß die Natur meines denkenden und fühlenden Weſens nicht freyen Spielraum hatte, nicht das werden konnte, was ſie ſonſt hätte werden können, und ſollen.

87.

Sollen? — Ja auch ſollen. Das heißt: Ich kann mich nicht enthalten, mich ſo auszudrüken, ſo oft ich nach meiner Anlage etwas Gutes hätte werden können. Ich glaub auch kaum, daß ein Menſch nicht eben dieſe Empfindung von einer Art von Soll hat. Mich dünkt, im allgemeinen Sprachgebrauche, der in dieſen Fällen Können und Sollen immer verwechſelt, verräth ſich dieſe allgemeine Empfindung: Dieß hätte trefliche Frucht abgeben ſollen; aber der Nordwind hat ſie verdorben; Dieſer Sohn hätte mein Gehülfe werden ſollen, aber ſein ſchlimmer Bruder hat ihn verführt, daß er nun nichts taugt. Und es iſt

im Grunde betrachtet, ein höchst respektabler Zug unsrer Natur, daß wir uns durch jede Fähigkeit zu etwas Gutem auf gewisse Weise verpflichtet glauben zu ihrem Gebrauch; Es ist ein vorhandener, feiner, köstlicher und ehrwürdiger Trieb unsrer Natur zu eigener und andrer Glükseligkeit, zum immer vollkommenern Genuß, daß Können und Sollen uns Eins ist.

88.

Von dieser Seite betrachtet, wird der Mensch immer zum Ideal seiner Natur fortgetrieben; und die Sache von dieser Seite allein betrachtet, würde ihn beym Widerstande des Schiksals, bey den Verderbnissen, die es anrichtet, untröstbar betrüben; Was ihm zu seinem Glüke gegeben ist, würde ihn auf diese Weise zum unglüklichen Menschen machen.

89.

Allein ich kann ja auf der andern Seite eben so klar sehen, daß die Umstände, die meine Freude über stetes Daseyn vergiftet, für mich unvermeidlich waren; und kann eben so zuverlässig denken, daß unvermeidliche Umstände zur Natur der Dinge auser mir, und zur Natur meiner Lage gehören. Ich kann dieß mit Sicherheit denken, und soll es allso auch.

90.

Dieser Gedanke der Unvermeidlichkeit, und daß Schiksal auch Natur ist, hat allso ohne anders für mich eine beruhigende, eine zur Ruhe weisende Kraft.

91.

Allso dem Schiksal hingegeben, unthätig ruhig, gleichgültig, was an den Anlagen meiner Natur gefördert oder gehindert, erhalten oder verderbt werde — so soll ich werden? Nicht

doch.

doch. Es hat ſich ja durch nachheriges Schikſal und das was ich ſelbſt wieder dabey that, korrigirt; das Bewußtſeyn des Daſeyns iſt nach jener Periode mir wieder zur lautern Freudenquelle geworden.

92.

Wie viel Wichtiges ergibt ſich für mich aus dieſem Wenigen, ſchon gleich im Anfang meiner Reflexionen über mein Denken, meine Erkenntniß, meine Glükſeligkeit;

93.

Und vielleicht auch für jeden andern, vielleicht ſind die meiſten Menſchen dem weſentlichen nach in ähnlicher Lage. — Wir wollen das erſt unterſuchen, und dann werden jene wichtigen Ergebniſſe (Reſultate) für mich, die ich anführen wollte, es nun auch zugleich für andere.

94.

Alle Menſchen werden in bürgerlichen Verhältniſſen geboren, (auf die wenigen, die das nicht trift, haben wir hier als Ausnahmen nicht Rükſicht zu nehmen) und alle bürgerliche Geſellſchaften, alle Staaten haben irgend eine eingeführte Religion und Gottesdienſt.

95.

Jedes Volksreligionsſyſtem, jede Kirchenlehre ſpricht ſo vieles ſchon ab, entſcheidet ſo viel, ſezt als wahr voraus, lehrt ſo vieles als untrügliche, unentwegliche Wahrheit über Gott und Geiſterwelt, über Natur und Beſtimmung des Menſchen, über zukünftiges Schikſal, über Pflichten; über Mittel und Weg zu Glükſeligkeiten nach dem Tode.

96.

In jedem Volke ſind überdieß ſo mancherley Zuſäze angehängt, Abänderungen gemacht, Mißbräuche eingeſchlichen, Vorurtheile herſchend geworden, die alle von dem urſprüng-

lichen Religionsgebäude abweichen, und oft zusammengenommen jenem ersten so unähnlich sind, daß mans kaum mehr erkennt, und daß auch das schlechteste Ursystem in seinen spätern Abänderungen noch zweymal so schlecht wird, als mans nur nicht für möglich gehalten hätte, daß es werden könnte.

97.

Wo ist nun der Mensch, dessen Eltern nichts hievon allem angenommen hätten; nicht entweder über die Billigkeit dafür, oder über die Billigkeit dawider eingenommen gewesen wären von früher, oder späterer Jugend her? Wo der Mensch, der, wenn er auch einen — Vater und Mutter gehabt hätte, die beyde gleich idealisch-reinphilosophisch gedacht hätten, und über dieß auch in ihrer Erziehung eine idealisch-reinphilosophische Methode stets befolgt hätten (nenne man ideal-reinphilosophisch, was man will, jeder was ihn so dünkt) — der dann so abgesöndert von Großeltern und Verwandten, so abgesöndert von Nachbarn, Gesellschaften, und gemeinerzogener Jugend, so abgesöndert von Hausbedienten — oder auch mit eben so philosophischen Bedienten umgeben? — alle seine Lebenstage gewesen wäre — daß nie kein mißbildender Eindruk auf seinen Verstand oder Herz gemacht worden wäre; der irgend eine gute Anlage seiner Natur in ihrem freyen Trieb und Spiel hätte hemmen können?

98.

Ich will nicht weitläufiger seyn. Man gibt es mir zu, daß in allen Staaten, in allen Religionen jeder Mensch, auch der glüklichsterzogene, Eindrüken ausgesezt ist, die seinen bessern Naturtrieben nachtheilige Richtung geben, ihn für manches wichtige Stük und Mittel seiner Glükseligkeit, und

den

den weiſen Gebrauch deſſelben, und — die rege Luſt es zu gebrauchen — mißſtimmen können. Man gibt es zu, daß was ich von mir erzälte, mehr und weniger, ſo und anders, als der ähnliche Fall angenommen werden kann, in dem ſich alle meine lieben Mitbürger, und Mitlandsleuthe und Miteuropäer, alle meine Mitproteſtanten, und Mitchriſten und Mitgläubigen in der Welt befinden, daß ich alſo frey jene wenigen Reſultate, die ich als einzelne Säze für mich ausſprechen wollte, als allgemeine Säze ausſprechen und feſtſezen darf.

99.

Der Menſch iſt in eine unvollkommene, mit Irrthum und Fehlern behaftete Menſchheit zur Unvollkommenheit, zu Irrthum, Fehler und Leid, ſo gut, wie zu Wahrheit, Gutheit, und Glükſeligkeit geboren.

100.

Es kann kein Menſch einen reinidealiſchen Weg zur Wahrheit und Glükſeligkeit mehr machen. Man kann keinen Menſchen einen ſolchen reinidealiſchen Weg führen.

101.

Was ihm auch als ein ſolch reinidealiſcher Naturweg vorgeſpiegelt wird, — er hat ſich ſehr davor zu hüten; er muß immer Rükſicht nehmen auf gegebene Unvollkommenheiten, Irrthümer, Fehler und Mängel. Er muß immer denken, je nachdem er zuvor durch Fehler und Irrthümer gegangen iſt, je nachdem kann ihm auch ein idealiſcher Weg der untrügliche ſcheinen, der es doch nicht wäre, und deſſen Abwege einem andern der durch andre Irrthümer und Fehler gegangen iſt, merkbar und auffallend ſeyn können.

102.

Des Menschen Weg geht nicht von vollkommener Natur mit vollkommener Natur durch vollkommene Natur zur höhern Vollkommenheit. Es geht von Unvollkommenheit mit Unvollkommenheit durch Unvollkommenheit zur — Vollkommenheit, oder besser, wir sagen für einmal nur: zu minderer Unvollkommenheit.

103.

Sollt das nicht zu viel seyn, schon als Resultat von jenen wenigen Bemerkungen an mir selbst? Es scheint, aber es ist es nicht. Eine Probe geht für zwanzig; denn (damit ich es nicht weiter treibe) wir sind uns alle zwanzig andrer Proben bewußt.

104.

Ich hätt auch dieß Resultat später anführen können. Allein ich wollte auf dem idealischen Weg nicht drey Schritte weiter fort machen, da ich schon beym zweyten Anstoß fand. Die Belehrungen aus diesem frühen Vorfall sind früh auf unserm Untersuchungswege wichtig.

105.

Der Mensch hat also immer, meine Geschichte mit der Daseynsfreude bürgt dafür, in seinem Laufe nach Glükseligkeit, Demüthigung, Beruhigung, und Ermunterung. Nämlich:

106.

Der Mensch hat Fähigkeit zu Glükseligkeit; Dieß erhebt ihn.

107.

Er ist in Umständen, die diese Fähigkeit oft hemmen; Dieß demüthigt ihn.

108.

Es kann nicht anders ſeyn; drum ſoll es ſo ſeyn. Die Welt hat ihre Natur, wie er ſeine Natur hat. Er iſt nicht allein, wie er iſt; es iſt noch vieles, wie es iſt; dieß weiſet ihn zur Ruhe, beruhigt ihn in etwas.

109.

Er verliert darum aber nicht alle Kraft, zu genieſſen; und durch Anwendung der übrigen Kraft vermehrt er den Genuß, und die Fähigkeit zu genieſſen. Dieß ermuntert ihn wieder.

110.

Wir ſehen hier ſchon früh auf unſrer Bahn die Klippe und den Strudel, die uns auf der ganzen Reiſe immer drohen, und lernen auch frühe, ſie beyde glüklich zu vermeiden. Um unſer Schifchen weder ſorgenlos und unthätig in den Strudel des Schikſals hineinlaufen zu laſſen, noch mit unſinnig geſpannten Kräften ſo weit nur möglich vom Strudel wegzutreiben und an der Klippe der Idealſchwärmerey zu ſcheitern — und alſo in beyden Fällen unſer Schif zertrümmern zu ſehen — ergreifen wir frühe die ſicherſte Parthey: Das Schikſal zu tragen, und die Kräfte zu brauchen; die unvermeidliche Umſtände immerfort walten zu laſſen, und die unaustilgliche Naturanlage immerfort zu bauen, zu bilden, zu benuzen. Wir müſſen oft das Schikſal machen laſſen, was es macht; aber eben ſo oft muß uns auch das Schikſal machen laſſen, was wir machen.

111.

Dieß auf meinen Fall, den ich erzälte, und von dem wir ausgiengen, angewandt, hieſſe ſo viel:
Umſtände verdorben mir die Freude am Gedanken des ewigen Daſeyns; Was konnt ich davor! Allein es blieb mir noch:

Freude über mein jeziges Daseyn; es blieb mir freywillige Wiederholung dieser Freude; es blieb mir Bemerkung des Wachsthums bey der Wiederholung dieses Genusses; es blieb mir freye Beobachtung und Vergleichung der Zustände, in denen ich mich mehr, und der Zustände, in denen ich mich weniger meines Daseyns zu freuen pflege, und zu freuen fähig bin; u. s. f.

112.

Allso: Laß ich es gut seyn für einmal in jenem Fall, daß böse Umstände mir die Freude über den Gedanken, daß ich vielleicht unaufhörliches Daseyn behalten könne, geraubt haben. Ich behalte was sie mir nachgelassen haben; ich wuchre mit dem Rest, und weiß nicht ob — wie grosse Zinsen er mir wird ertragen, welchen Ersaz leisten, welchen Rükweg gar vielleicht zum ehemaligen Besizthum öffnen kann. Was weiß ich? Das Schiksal hat mich nicht gefragt; ich frage das Schiksal nicht. Ich seze nichts aufs Spiel; ich behalte, geniesse, gewinne und gewerbe zugleich.

IX.

Kohlerglauben unter Philosophen und Zweifler unter dem Volke.

113.

Noch sind wir nicht am Ende mit der Benüzung obiger Bemerkungen, und der weitern Fortsezung dieser. Ich muß ein Paradox wagen, das mir auf den ganzen Gang unsrer Untersuchungen von äusserster Wichtigkeit scheint; Nämlich: Es bringt es die gewöhnliche allgemeine Erziehung auch bey ihren möglichst grossen Verschiedenheiten mit sich, daß * die

* Reste

* Reste des populären Kohlerglaubens und seiner Wirkungen
* unter den Denkern, und die Keime philosophischer Zweifel
* unter dem Volke, viel allgemeiner sind, als man sich's
* gewöhnlich zu denken scheint.

114.

Reste von Kohlerglauben nenn ich im weitesten Sinne alles, was seinen Grund noch in der jugendlichen Bildung des Verstandes und Herzens hat, die nicht nach Grundsäzen der Vernunft, sondern des Vorurtheils und der Gewohnheit geschah. Ich verstehe darunter alles ungeprüft geglaubte von Geschichten des Bloksbergs bis zum nachgebetheten Artikel vom Daseyn Gottes. Ich verstehe darunter alle zufälligen wichtigen Eindrüke, die all das mit sich brachte. Ich verstehe darunter zugleich alle die Gegenwirkungen von Vorurtheilen, die das in jedem verursachte, dem über den Kohlerglauben seiner Jugend die Augen aufgegangen sind u. s. f.

115.

Wo sollte nun der Mensch leicht zu finden seyn, auch unter den Denkern, der von allen unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen seiner jugendlichen Mißbildung ganz frey geblieben, oder sich bis Heute wirklich ganz gereinigt hätte? Wo der, der sich also nicht mit uns allen, als einen sehr unidealischen, unvollkommenen Wanderer auf dem Pfade nach Wahrheit und Glükseligkeit anzusehen hätte?

116.

„ Was du Kohlerglauben schiltst, ist ja für die Menschen unvermeidlicher Fehler, ja wol noch ein ihnen unentbehrliches Gut in ihrer Lage? " — Diese Einwendung ist gewiß nicht wider mich eingewendet. Eben das ist, was ich auch sage; Erstens so wie die Menschen jezt sind, kanns nicht anders seyn: Zweytens, es wäre viel elender oft, wenn

sie

sie nicht manches noch eine Zeitlang ununtersucht glaubten. Allein drittens, darum bleibt Vorurtheil doch Vorurtheil, Aberglaube doch Aberglauben; und schädliche Mischung von guten und schlimmen Vorurtheilen, doch diese schädliche Mischung, und Pflicht nicht immer Kind zu bleiben, doch Pflicht die Kinderschuh auszuziehen — und, von Pflicht jezt eben noch nicht zu reden, die Unmöglichkeit, in Kinderschuhen fortzukommen, bleibt einmal doch Unmöglichkeit. So stehen wir eben wieder wo wir standen! Wer, was er durch Irrthum und Vorurtheil an Wahrheit und Glükseligkeit eingebüßt hat, wieder gern einholen mögte, muß es im Ernste lassen, an Irrthum und Vorurtheil sich Trost und Ruhe zu saugen.

117.

Es folgt dächt ich aus 59. 60. 61. wol so viel, daß jeder sich wol vorzusehen hat, ob er nicht auch an irgend einem Flekgen seines denkenden Wesens, so wol als ich von einem eingesogenen Vorurtheil Schaden genommen habe; und daß wol keiner von uns Ursache habe, sich stolz über den Pfad unsrer Untersuchung zu erheben und fliegen zu wollen ehe er schreiten kann; oder sich vor jeder Verirrung sicher träume, weil er sieben Irrwege glüklich vermiden hat.

118.

Aber eben so wie Reste von Kohlerglauben unter Denkern gemeiner sind als man gewöhnlich meynt: So sind auch die Keime philosophischer Zweifel unter dem Volke viel, viel gemeiner, als man sichs einbildet. Es giebt mehr Menschen als man weiß, die Zweifel an dem, was alle glauben, hegen, und endlich ruhig in sich wirken lassen; Menschen, deren Verstand ihre Lebenstage nie zum Denken geleitet, nie befriediget, nie nur zum Geständniß seiner Bedenken

denken ermuntert worden ist; Menschen, die grau werden im Zweifeln, und Verwerfen, wie im Schweigen; die ihre Lebenstage nicht Ein Gespräch über wichtig geachtete Dinge wagten; denen es sich längst von selbst verstand, zu verwerfen, wie allen, die um sie leben, zu glauben: Man sollte sich wundern, wenn mancher Landmann, manches Professionisten Tochter, manches verständige Kind zur Sprache käme.

119.

Alle diese tragen ihr Joch im Stillen; verrathen vielleicht lebenslang den Aerger ihrer Seele, daß die „Lehrer der Wahrheit" auf ihren Stühlen und Kanzeln allein und ohne Widerspruch schwazen dürfen, an keinen Menschen.

120.

Ob man da noch sagen könnte, es wäre besser gewisse Zweifel nie zu berühren; es seye überflüssig von Beruhigungssystemen bey viel Zweifel und Unglauben zu sprechen.

121.

Wahrlich ich fühle, wenn ich dieß überlege, von diesen beyden Seiten den stärksten Antrieb von neuem, den langen Weg unsrer Untersuchungen behutsam zu gehen — ohne Besorgniß, weder dem prätendirten geübten Denker zu langsam, noch dem ungeübtesten Zweifler zu tief zu gehen.

X.

Ists? oder träum ich?

122.

Ich hoffe unter dieser Aufschrift fährt mancher fort diese Säze zu lesen, die er überschlagen hätte, wenn sie unter

der

der Aufschrift über Idealismus und Realismus zum Vorschein gekommen wären.

123.

Gleich hier wendet sich an, was 64. sagt. Es ist zwar eins der feinsten, tiefsten und schwierigsten Kapitel der Metaphysik — die Untersuchung, ob ich in einer wirklichen (realen) Welt von Gegenständen lebe, oder ob alles nur (Ideal) in meiner Vorstellung und sonst nicht vorhanden sey. Jedoch hat gerade auch diese Materie wieder eine so populare Seite, daß auch dem gemeinsten Kopfe, der nur zuweilen nachdenkt, etwas davon vorschwebt, was ihn nicht wenig mitnihmt, und wenigstens leicht ein Grundstein eines popularen Skepticismus in ihm werden kann, wenn er auch gleich nie im Ernst ein Idealist wird.

124.

Ich kenne auch wirklich kaum eine der wichtigsten und schwierigsten metaphysischen Hauptfragen, über Wirklichkeit der Dinge, über Unzuverlässigkeit der Sinne und der Vernunft, über Daseyn Gottes, über das Verhältniß Gottes zur Welt, über Immaterialität der Seele, über ihre Fortdauer, über Freyheit und Schiksal, über Recht und Pflicht; u. s. f. — ich kenne keine von diesen metaphysischen Hauptfragen, über die nicht bisweilen dem popularsten Kopfe, Bedenken, Zweifel, Einwendung — Gründe, Gegengründe zu Sinn steigen, und ihn beschäftigen.

125.

Und es ist hierin sehr auffallend, daß solche populare Spekulationen gar nicht allemal von der hohen Schule, oder von irgend einem durchblätterten Buche, oder mitangehörten Gesprächen veranlaßt seyn müssen. Es scheint dem nachdenkenden Menschen jeder Klasse sehr natürlich, über solche

Dinge

Dinge sich Gedanken zu machen, in welchen Worten er sich dann auch die Sache denke, und wie unausgedacht, wie unreiff zum Aussprechen auch seine Gedanken immer seyn mögen.

126.

„ Wie? sag ich mir, wie? ist auch alles wirklich, was meine Sinnen um mich wahrnehmen? Sind alles, was ich meyne, Sachen ausser mir, wie ichs meyne? oder nur Gedanken in mir? Wach ich? Oder ist mein ganzes Daseyn ein immerwährendes Träumen? Ist eben mein Wachen zwar nicht ein Träumen; doch nur eine Reyhe von Vorstellungen, die ich mir selbst mache?

127.

Oft kommt es mir recht toll vor über diese Frage nur einen Moment nachzudenken; — zu fragen, ob die Sonne sey, die mir heiß auf den Kopf brennt, deren Abwesenheit mir dunkel macht? ob der Stein sey, an dem ich mich wund gestossen? ob die Erschütterung in meinem Ohr, und der Schreken von der unerwartet gelößten Kanone zu meiner Rechten, eine Vorstellung oder eine wirkliche Sache sey? Ob der wirklich oder eine Idee in mir sey, der mit mir über Seyn und Nichtseyn, zanket? — Ob das Wasser wirklich existiere, in dem ich gestern beynahe ersoffen wäre? — Oft scheint mirs Tollheit nur noch einen Moment zu einem Gedanken hierüber zu verlieren.

128.

Bisweilen hingegen, und auch nicht selten, fällt mir der Zustand des Traums, als Wink und Beweis, daß alles nur Vorstellung seyn könne, sehr auf. Was ist's denn unter allem, was ich wachend denke, fühle, wahrnehme, thue, leide — das ich nicht im Traum vollkommen eben

so

so zu denken, zu fühlen, zu sehen, zu hören, zu riechen ꝛc. zu empfinden, zu leiden, zu unternehmen, zu sprechen — meyne? Was von allem ists, das nicht bisweilen eben so klar, eben so lebhaft, eben so ordentlich in dem Träumenden vorgeht, wie es dem Wachenden geschieht, und vom Wachenden gethan wird? Ja bisweilen lebhafter, klarer, und auch ordentlicher? Ja! bisweilen wie lebhaft und richtig räsonnirte ich schon im Traume, daß dieß durchaus nicht Traum seyn könne? Ich seh die Geliebte meines Herzens; ich sag ihr wie oft mich schon liebliche Traumbilder getäuscht; allein jezt beweißt sie mir auf alle Weise, daß es Wirklichkeit sey; sie spilt mir sogar eine Melodie vor, die ich nie gehört, und Verse, die sie dazu gedichtet hat — und ich habe nie Verse gemacht; sie führt ein Gespräch mit mir, wie nur sie führen kann, mit Ausdrücken, die ihre Sprache, mit Wendungen, die ihren Geist charakterisiren u. s. f. und siehe man wekt mich; ich hatte mich verschlafen — Es war Traum! — Wie unwidersprechlich wills mich hier oft dünken, daß alles nur Vorstellung in mir sey; seyn könne, wenigstens; nicht bewiesen werden könne, daß es nicht Vorstellungen, sondern Wirklichkeiten seyen, was ich die Welt ausser mir heisse.

129.

Dann wandte ich mir selbst wieder ein: Seze auch einen Augenblik, daß alle Dinge ausser dir nicht wirklich wären; so ists doch gewiß, daß du bist, daß du einen Körper hast, daß deine Augen, Ohren, Nase, Nerven, die du greifst, in denen allen diese Veränderungen zuerst vorgehen, ehe du Vorstellungen durch sie bekömmst, wirklich vorhanden sind:

130.

Allein auch da fällt mir ja wieder mein Traum ein. Da hab ich Vorstellung von gelösten Kanonen, vom Geläut aller Glogken, von einem starken Orchester — und mein Bedienter wachte die ganze Nacht neben mir, ich lag im Beth — in der Stadt war alles stille, keine Glogke regte sich, keine Kanone gelößt, kein Orchester da in meinem kleinen Schlafzimmer u. s. f. Allso in Augen, Ohren, ꝛc. nichts, nicht das allermindeste vorgegangen; In mir alles das vorgegangen; keine Gegenstände auser mir, wie ichs glaubte; nur Vorstellungen in mir. Und eben so auch keine Veränderungen an meinen Sinnen, keine Beweise, daß ich wirkliche Sinnenwerkzeuge habe, alles nur Vorstellungen in mir. Woher denn der Beweis, daß ich doch mit Körper und Sinnen existiere? Natürlicher dächt ich, daß, wenn ich einen Körper mit Sinnen habe, das Daseyn der äussern Gegenstände, deren Daseyn ich auf vollkommen ähnliche Art, wie das meines Körpers wahrnehme, auch seine Richtigkeit habe.

131.

Aber, sag ich mir dann wieder: Da ist doch eben nichts deutlicher, als daß der Zustand des Schlafes und der Zustand des Wachens so sehr verschieden sind. Wenn ich wieder erwache, indem ich denselben Moment in Rom wandelte, bin ich noch wo vor sieben Stunden, an demselben Fleke liegend. Und alle Umstände und alle Personen sagen mir einstimmig, daß ich während der Reise meines Traums an derselben Stelle unverrükt liegen blieb. Hingegen im Zustande des Wachens, brauch ich eine ungeheure Mühe, reyhe Handlungen, Zubereitungen, Abreden u. s. f. um im wachenden Zustande, dahin mich versezt zu sehen, und muß unterdessen zwölf

Mahl schlafen und träumen, eh ich mich wachend an jenes Ort versezt denken kann, in welchem ich in der ersten Minute des Traums mich zu finden glaubte.

132.

Allein bisweilen weiß mein Zweifel auch noch etwas für sich aufzubringen. „ Wachen und Träumen sind zwar zwey sehr verschiedene Zustände.

? Konnten nicht aber eben auch nur zweyerley Arten von Existenz in verschiedenen Gedankenreyhen seyn, die sich in meinem Wesen wechseln müssen; So daß die wachende ungleich mehr Ordnung hätte; die träumende ungleich weniger? „ Denn offenbar hat auch die träumende Existenz „ ihre Regeln und Ordnungen in verschiedenen Graden „ bey verschiedenen Menschen. Ich bin eben nicht verbun- „ den, es erklären zu können, warum im sogenannten „ wachenden Zustande so unendlich vielmehr Ordnung der „ Vorstellungen ist, als im träumenden: Genug für die „ Unauflöslichkeit meines Zweifels, daß es unläugbar einen „ Zustand giebt, in welchem ich die Wirklichkeit der Gegen- „ stände eben so anschauend wahrzunehmen glaube, als im „ Wachen; daß im Traume vollkommen überführende Merk- „ male der Wirklichkeit da sind, und beym Erwachen doch „ die Ueberzeugung kömmt, daß alles nur in meiner Vor- „ stellung so war; ja daß dieser Zustand der Existenz in „ vermeynten Wirklichkeiten keine schärfere Prüfung zuläßt, „ die Entdekung der Täuschung unmöglich macht."

133.

„ Gesezt (fahr ich fort in meinem Zweifel) ich führe „ wirklich Jahre lang an Einem zu träumen fort, so führe „ ich auch an Einem fort, in der Beredung zu stehen, daß „ ich in einer Welt der Wirklichkeiten lebe; so führe ich

„ auch

„ auch bey aller dieser fortwährenden Täuschung fort, kein
„ Merkmal zur Prüfung, obs Wahrheit oder Täuschung
„ sey in meiner Gewalt zu haben!

134.

„ Es ist auch überdieß (damit ich meinen Zweifel noch weiter
„ sprechen lasse) nicht Ein Räsonnement, das ich im soge-
„ nannten wachenden Zustand führe über den Gründen des
„ Wachens und der Wirklichkeit der Wahrnehmungen,
„ welches ich nicht ebenfalls im sogenannten Traume führen
„ könnte, und (wie mancher Denker wird mit mir sagen
„ müssen) wirklich auch in Träumen schon geführt habe. —

135.

„ Eben so könnte nun auch mein ganzer Zustand, meine
„ ganze Existenz steter Traum seyn, und die ganze Welt
„ vermeynter Wirklichkeiten nichts ausser mir; mein Den-
„ ken, meine Vorstellungenreyhe die einzige Wirklichkeit
„ seyn: Wo bliebe mir Ein Merkmal, woran ich zuver-
„ lässig das Gegentheil erkennen könnte?

136.

Dabey muß ich aber auf der andern Seite gestehen: Für die wesentliche Verschiedenheit unsers wachenden und träumenden Zustandes hat es nicht wenig Gewicht, wenn man sagt: Eben der Traum sezt immer einen wachenden Zustand voraus; die Traumwelt hat eben ihren Grund in der wirklichen Welt; jene wäre nicht ohne diese. Der Mensch träumt ja gar nichts anders, als was er zuvor auch durch innere und äussere Sinnen wachend wahrgenommen hat, und was er aus dem ganzen Vorrath von Wahrgenommenem mit seiner Einbildungskraft, und andern auch im Traum wirkenden Denkkräften nehmen, und vergrössern, verkleinern,

trennen, zusammen sezen, vermischen, also bilden, dichten, und folgern kann.

137.

„ Freylich, denk ich; — die grosse Verschiedenheit der zween „ Zustände des Wachens und des Träumens ist auch schon „ zugegeben; Und auch die Bemerkung im 82 Saze. „ Allein im vollkommenen Sinn allgemein läßt sich 82 auch „ nicht zugeben. ¿ Spricht man gar nichts von Träumen, „ die nie wahrgenommene Dinge, noch Versezungen aus „ solchen enthalten; in denen schlechterdings neue, aus „ keinen wachenden Vorstellungen zu erklärende Vorstellun- „ gen enthalten sind? Und spricht man davon: Wie, „ könnt ichs jez oder bald — alles untersuchen? Und wenns „ wahr wäre: Was folgte daraus? Und wenn ich unent- „ scheiden lassen muß, ob es wahr oder falsch sey: Muß „ ichs nicht eben unentschieden lassen, ob nicht vielleicht „ alle vermeynte Wirklichkeit des Wachens, auch nur Täu- „ schung des Traums sey? u. s. f. "

138.

Mit diesem allem, was ich mir selbst sage und beantworte, einwende und unbeantwortet lasse, sey eigentlich nur zugegeben: Daß auch ein unmetaphysischer Kopf sowol, als ein metaphysischer, mit den Bedenken und Zweifeln über Schein und Seyn (über Idealismus und Realismus) sehr weit kommen kann; Geb ich zugleich zu, daß das System der Wirklichkeit (des Realismus) weit stärker getrieben werden kann, so geben mir Sachkundige auch hinwieder zu, daß das System der blossen Vorstellung (des Idealismus) auch viel weiter getrieben werden kann.

139.

Wie mancher nun befindet sich im Fall, daß er beyde

Wieder-

widersprechende Systeme für gleich stark halten muß, weil er keines von beyden bis auf seinen stärksten Punkt zu treiben vermag, und er mögte betreiben, welches er wollte, von einem stärkern Behaupter des Gegentheils allemahl besiegt werden könnte.

140.

Ob nun für jeden solchen kein Ausweg aus dem Labyrinthe mehr übrig, keine Parthey, als die des gänzlichen Zweifels (Skepticismus) zu ergreiffen sey, kein Beruhigungssystem bey dieser Unruhe des Zweifels, keine Portion Wahrheit zur Glükseligkeit vorhanden sey, kein Maß von Gewißheit * bey dieser Ungewißheit, zu erlangen sey? dieß ist nun die grosse Frage.

XI.

Fortsezung.

141.

Wir wollen den Versuch wagen. Erstens — Ist gewiß daß ich Vorstellungen habe, nicht von einer Welt, in der ich das einzige denkende Ding bin, auf das sich die andern alle als lauter undenkende Dinge zu beziehen scheinen; Sondern ich habe Vor-

* Und zwar Gewißheit, die der Skeptiker, der Metaphysikodogmatiker, und der vollendete Vernunftkritiker dem, der das erste nicht mehr bleibt, das zweyte nie war, und das dritte nun für einmahl nicht werden kann — als solche gelten lassen muß.

stellungen von einer Welt, in der viele solche denkende Wesen seyen, die sich so fühlen, so berührt werden, so wirken, so sich zu verstehen geben, wie ich mir scheine mich zu fühlen, berührt zu werden, zu wirken, mich zu verstehen zu geben.

Ich habe Vorstellungen von Dingen, denen ich meine Vorstellungen und jene Räsonements alle über Idee und Wirklichkeit mittheilen kann: und welche mir hinwieder ihre Reyhe von Vorstellungen, Gedanken, Reflexionen, Schlüssen mittheilen können; von denen allso jedes allein auch wieder meynen kann, es sey allein etwas wirkliches und alles, was er um sich wahrnihmt, sey nur Vorstellung seiner Denkkraft ohne äussern Gegenstand.

142.

Mit diesem ist nun **zweytens gewiß**, daß die Unwahrscheinlichkeit des Egoismus (dieser Ichheitslehre) durch dieß um viele Grade steigt; und man um so mehr genöthigt ist, mehrere denkende Wesen anzunehmen, ausser denen denn aber keine Wirklichkeit, sondern alles nur Vorstellungen seyn sollten.

143.

Gewiß ist **drittens**, daß — ich Vorstellungen habe nicht nur von denkenden Wesen, die sich mir mitgetheilt haben mögten, sondern von einer Menge undenkender Dinge, und Vorstellungen die Menge, die sich mir aufdringen, die mir lästig sind, die mir queer einkommen und mich an Vorstellungen, die ich aus mir selbst hervorbringe und denen ich lieber selbst nachhienge, verhindern.

144.

Gewiß ist **viertens** mit diesem, daß auch dieser nach 88 Saz ausgedehnte und beschränkte Idealismus um vieles wahrscheinlicher wäre, wenn ich keine andern Vorstellungen hätte, als von andern denkenden Wesen: und um soviel unwahrscheinlicher wird, durch die unfreywilligen Vorstellungen von undenkenden Dingen (89).

145.

Gewiß ist **fünftens**, daß ich nicht nur Vorstellungen habe von undenkenden Dingen, sondern handle, wirke, und dadurch Vorstellungen von undenkenden Dingen in andern hervorbringe. (Ich schreibe, und bringe die Vorstellungen von den undenkenden Dingen den Buchstabenreyhen im Leser hervor.) Ich fälle einen Baum, den der andere sich erst stehend vorstellte, und nun liegend sich vorstellen muß.

146.

Und mit diesem ist **sechstens gewiß**, daß der Idealismus, im Fall, daß nur bloß Vorstellungen in mir entstühnden von Dingen, die geschehen, um etwas **wahrscheinlicher** bliebe, als wenn ich Vorstellungen von meinen eignen Handlungen und Wirkungen auf undenkende Dinge habe, die in denkenden Wesen gewisse Vorstellungen verändern, und von welchen durch meine Handlungen veränderten Vorstellungen mich diese denkenden Wesen benachrichtigen; Und daß er dadurch abermahl um vieles unwahrscheinlicher wird.

147.

Gewiß ist **siebentens**, daß das System der Wirklichkeit der Welt, wenn auch in einzelnen Partheyen noch

hochschwierig, doch allen Menschen, auch dem gebildetesten Verstande selbst; natürlicher sey; daß sich der wolunterrichtete Mensch leicht daran gewöhnt, eine Täuschung um die andre in seinen sinnlichen Wahrnehmungen, und damit vermischten Urtheilen zu entdeken, und sie entdeken zu lassen; gewöhnt ist an die Bemerkung, daß Sinnen, Gegenstände, und Umstände, in denen diese jenen erscheinen eine Zeitlang und oft eine lange Zeit in unvermeidlichen Irrthum führen; daß es ihm aber eben so leicht ist, er sich eben so gewöhnt bleibt, zu denken: Eben was anders scheint, als es ist, ist anders, als es scheint — ist doch allso. Eben der gerade Stok im Wasser ist doch wirklich gerade, der mir durchs Wasser so und so gebrochen erscheint, und wenn er wirklich so gebrochen wäre, wie er mir durchs Wasser erscheint, so würde der so gebrochene Stok mir durchs Wasser wieder anders, und in kleinern Winkel zusammengebrochen erscheinen. Weil er so — ist, scheint er im Wasser so —; wär er wirklich so —: so schien er im Wasser so — Eben weil nur Ein Apfel vor mir liegt, seh ich durchs zwölfekigt geschliffene Glas zwölf Aepfel; Lägen zwölf Aepfel vor mir: so sehe ich durch dasselbe Glas 144 Aepfel u. s. f. Eben, weil vor dem Hohlspiegel die Blume gehalten wird, seh ich das täuschende Bild der Blume in der Luft, als könnt ichs greiffen; Wäre die Wirklichkeit nicht vor dem Spiegel: so wäre die Täuschung nicht in der Luft. —

Gewiß ist, daß es dem denkendesten Kopfe ganz anders wird, wenn er anfangen soll, zu denken, daß von

aussen gar kein Grund der Vorstellungen mehr vorhanden sey. Keiner hält den Saz: Alles ist Täuschung: für Folge des Sazes: Vieles ist Täuschung. Im Gegentheil hält jeder für einmahl den Saz: Vieles ist Wirklichkeit: für schon enthalten in dem Saze vieles ist Täuschung.

Gewiß ist: der Realist wird weit seltener vergessen können, daß er in einer wirklichen Welt lebt, und der Idealist weit öfters vergessen können, daß alles nur Idee, nirgends keine Wirklichkeit ist. — „ Aus Macht der Gewohnheit; (sagt „ man mir) und damit ist nichts gegen die Wahrheit „ gesagt " — Wol! so sey auch dieß zugegeben.

140.

Gewiß ist achtens und das wichtigste unter allem Gewissen über diesen Punkt: Das System des Idealismus ist von keiner Anwendung. Der Gang unserer Empfindungen, Bestrebungen, und Handlungen bleibt derselbe ohne Rükksicht auf das System des Idealismus, und seiner Wahrheit oder Falschheit: Dieß ist, was sich meine Begleiter und Begleiterinnen auf diesem Untersuchungspfade vornehmlich merken müssen, wenn sie jeden nachtheiligen Eindrüken des abwechselnden Zweifels wiederstehen, und dem daraus entstehenden Ueberdruß und Ekel an allem Denken vorbeugen wollen. Ich werde mich darum auch länger hierbey aufhalten um die Sache recht anschaulich und für die Anwendung unvergeßlich zu machen.

149.

Es ist recht sehr merkwürdig für sich selbst, und für den Denker lehrreich auch auf andere Fälle: daß die Lehrmeynungen (so wollen wir sie jezt beyde heissen) von der Wirk-

lichkeit der Gegenstände unserer Vorstellungen und von der Unwirklichkeit derselben a) so: verschieden von einander sind als zwo Meynungen seyn können.
b) Vom allerhöchsten Belang in der Anwendung werden zu müssen, scheinen, wie nur immer zwo entgegengesezte Meynungen werden zu müssen — scheinen können.
c) Und doch in der Anwendung sogar ohne allen Einfluß, Belang, und Gewicht sind, als nur je die allerunpraktischsten, oder die sich allerähnlichsten praktischen Meynungen seyn können.

150.

(a) Was kann verschiedeners erdacht werden, als die Meynung: Es ist eine wirkliche Welt ausser mir, die ich mir vorstelle, und es ist nichts Wirkliches ausser mir; nichts Wirkliches als die Weltvorstellungen in mir?
(b) Was könnte den ganzen Menschen wol mehr spannen, und in Bereitschaft sezen, Anwendung davon zu machen, als die Meynung: es ist alles nur in mir eine Welt Vorstellungen — nichts Wirkliches ausser mir? Was kehr ich mich allso an die Welt ausser mir, die nicht ist? und wie unendlich viel wird anders: wenn ich mich nicht daran zu kehren habe? welchem Joch entzieh ich meinen Naken, u. s. f. Bey welchem Menschen sind dieß nicht die allerersten Gedanken, wenn er sich in jene Spekulation etwas hinein läßt? und doch werden wir alle am Ende gezwungen zu sagen: (c) welche Meynung kann gleichgültiger seyn, als die des Idealismus? Laßt uns genau nachsehen; um durch Vergegenwärtigung der Sache, ihrer gerade jezt zum erstenmahl oder aufs neu wieder völlig gewiß zu werden.

151.

Gesezt: ich habe eine Stunde heut früh im Bethe den

Gedanken

Gedanken von der blossen Idealität aller meiner Vorstellungen nachgehängt; gesezt: ich hätte mich wirklich von dieser Meynung gänzlich zu bereden gesucht, und es wäre mir gelungen; ich wäre ein wirklicher gänzlicher Idealist geworden: Mit dem Augenblik, in dem ich meine Meditationen, abbreche, — und den Fuß aus dem Beth hebe, trett ich in dieselbe Welt der Verrichtungen, Handlungen, Verfügungen, die von mir abhangen, und in dieselbe Welt, der Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen, Leidlichkeiten und Unleidlichkeiten, die nicht von mir abhangen, hinein, in der ich gestern gelebt und getrieben habe, ich mag jezt Idealist oder Realist seyn. — Will ich mich weigern? — Wie empört sich alles gegen meine Empörung, bis ich wieder den Naken beuge unter die Welt ausser mir, gleich als wenn sie vollkommen wirklich wäre, gerade so wie ich gestern und ehegestern that, eh ich vom Idealismus was wußte!

152.

Da ist die Vorstellung in mir, mein Bedienter poche an der Thüre, und ich muß mir mit der Vorstellung entsprechen, daß ich antworten wolle, und jezt antworte: Herein! Er frägt, ob er mein Frühstük aufs Zimmer bringen soll; so stell ich mirs vor: und entspreche mit der Vorstellung, daß ich ihm Nein sage, ich wolle nicht frühstüken. Entschlossen mich von Neuem dem Nachdenken zu überlassen kömmt mir die Vorstellung von Brandgeruch und Flamme queer ein, ich wende mich (däuchts mir) und sehe das Schnupftuch, das ich unvorsichtig an die Flamme des Nachtlämpchens gelegt habe, nebst dem Stoß Albobücher im Brand. Ich laufe nach dem Wassergefässe, giesse es über den Brand, räume meine Sachen weg, rufe dem Bedienten, wasche meine kleine Quetschung an der Nase, die ich im

Straucheln

Straucheln über die Schwelle bekam, mit Eau de Carme —; lasse meinen Freund, der mit mir aufs Land zu reisen nach einer Abrede, die ich vergessen hatte, gekommen war, herein; eile mich zur Abreise fertig zu machen; zale einen Konto für eine Portion — Vorstellungen von Schuhen, die ich bekommen hatte, fühle in Ermangelung des Frühstükes meinen Hunger auf dem langen Wege nach B***, und esse meine doppelte Portion des Mittags — alles wahrhaftig so, als ob die Welt Vorstellungen in mir von einer Welt Wirklichkeiten ausser mir leibhaft herkäme; und ich bin recht froh, daß ich am Abend noch beym Heimreisen, als wenn alles wirklich ausser mir wäre, einem Bauer ein Trankgeld gegeben, daß er uns den Weg aus dem Wald weise; die Vorstellung, daß wir uns unter beständigem Regen, der einfiel, bis in die tiefe Nacht nicht zurecht gefunden ꝛc. ꝛc. ꝛc. wäre mir etwas gar zu drükend gewesen.

153.

Es ist klar, und so klar, daß es den meisten meiner Mitdenker schon lange zuviele Worte sind über eine so klare Sache — und so gewiß ich mir keinen Idealisten, und keinen Zweifler denken kann, der das zu läugnen oder zu bezweifeln wagen könnte, daß man in seiner Reyhe von Vorstellungen — des Tages tausendmal gezwungen ist, zu thun, zu denken, zu entschliessen, zu handeln, als ob alles Wirklichkeit wäre.

154.

Es frägt sich nun, wie soll man thun der übrigen Vorstellungen halber, bey denen man nicht gerade gezwungen ist, sie für Wirkungen wirklicher Gegenstände, auf die sie sich beziehen, zu halten? — Die Antwort wird nicht schwer seyn; es wird jedem von selbst einleuchten, und um so

mehr,

mehr, wenn er den Versuch wirklich machen will, daß es ein unleidliches, unvernünftiges zweyerley — (die schreyendste Dissonanz, die in der menschlichen Seele an Einem fort im Klang erhalten werden müßte) wäre, wechselsweise einen Moment sich nach der Welt der Wirklichkeit und den nächsten Moment wieder nach der Welt der Ideen zu richten! Nur den Versuch gemacht, wann der mindeste Zweifel übrig bleibt, und der längste oder der kleinste Versuch wird uns, wie von unserm Daseyn überzeugen, daß nur ein ernstlicher Versuch, uns hieran zu gewöhnen, schon unsinnig wäre. Nur ein einziges Beyspiel wird die Sache mehr als genug erläutern. Ich fahre in einem Wagen; der Kutscher, der mich führt, ist zur Fortsezung meiner wachenden Vorstellung, daß ich fahre und weiter komme, so nothwendig, daß ich den Kutscher nicht entbehren will und kann und darf; muß mich also durchaus darnach richten, als ob es Wirklichkeiten seyen; den Baurjungen hingegen, der neben dem Wagen lustig daherläuft, und nun auf dieser, dann wieder auf der andern Seite des Wagens zum Vorschein kommt, kann ich nun eher als blosse Vorstellung behandeln. Soll ich nun, weil ich kann? sind ichs vernünftig? wird meine Vernunft nicht meinen Idealismus sogleich vergessen, und ihn, eh ich michs versehe, als Wirklichkeit behandeln, ihn was fragen, und Antwort von ihm erwarten? Oder ich beharrete ihn als spielende Vorstellung in mir anzusehen, die in nichts ausser mir ihren Grund habe, aber siehe! es steht ein Fuhrwagen queer über die Strasse, wir müssen halten, mein Kutscher ruft dem Jungen, er mögte den Wagen aus der Strasse wegführen, daß wir hindurch können; er thuts; so lange hielten wir, nun können wir weiter; —? Der

Junge

Junge kommt und fordert was für seine Mühe? — Vielleicht: ich geb ihm nicht Antwort, und ergeze mich im Spiel meiner Repräsentationen? bis — ein Stein durchs Fensterglas rasselt und mir an den Kopf fährt, der meine Ergezung endigt, werd ich, indem ich mit meinem Taschenbuch das Blut aufhalte, den erboßten Jungen für eine Vorstellung ohne Wirklichkeit noch weiter halten? und so nun weiter. Wer fühlt nicht, was wir sagen, daß nemlich die alle Augenblike wieder eintrettende Nothwendigkeit sich nach der Welt der Wirklichkeiten zu richten, es zum Unsinn macht, sich in denen Augenbliken, die es möglich machten, die Wirklichkeiten zu vergessen, wieder als Idealist zu betragen. Oder mit andern Worten:

155.

Es bleibt nichts übrig, als sich ganz und gar nicht in der Praxis an den Idealismus zu kehren; Er ist von der allermindesten Anwendung nicht im Leben; wir könnens ganz dahingestellt seyn lassen, und unser tägliche Theil von Hausglük und Seelenruh, den wir aus den Umständen ziehen, richtet sich nicht im mindesten nach dieser oder jener Meynung.
Wir können allso vollkommen ruhig, seyn unsern Pfad unbekümmert fortgehen, wenn wirs auch wirklich als unerörterte Sache müßten stehen lassen, ob alles, was zu seyn scheint, sey, oder alles nur Vorstellung in uns sey, ohne ausser uns entsprechende Gegenstände.

156.

Ich will nun nicht einmal als gewiß ausgeben, was doch vielleicht schon jeder ohne mich (neuntens) als

gewiß

gewiß annihmt, daß eben das alles, was wir als den achten beruhigenden Hauptsaz und zur Erläuterung desselben festsezen konnten, vornehmlich auch wider den Idealismus, und für die wirkliche Welt entscheidet.

157.

Denn ich will immer viel lieber sagen können, und sagen: „ Wenn auch dieß noch unerörtert ist, so ist doch so viel „ gewiß, und so viel zu unsrer Beruhigung hinlänglich: " als irgend etwas auch noch für ausgemachte Sache oder ausgemachten Grund einer Sache ansehen und angeben, wogegen das mindeste mit Grunde eingewandt werden könnte.

158.

Warnen muß ich hier noch vor zweyerley Mißverstand; Einmal man erwarte nicht, daß hier das Kapitel von Einbildungen, und Täuschungen, denen wirkliche Gegenstände von aussen — wirklich mangeln, abgehandelt werde, oder hätte werden sollen; und glaube nicht, daß es vergessen sey. Demnach man bilde sich nicht ein, daß ich die Materie von den Vorstellungen des Menschen, und den Gegenständen der Vorstellungen hier vollständig abgehandelt habe, oder sie vollständig abgehandelt zu haben mir einbilde. Ich schreibe hier keine Theorie des Vorstellungsvermögen 2c. 2c. 2c.

159.

So hätte ich also einen Hauptpunkt von Untersuchungen so beseitiget, daß ich nicht Ursache habe, bis auf weiter weder leichtsinnig die Sache der Wahrheit und Glükseligkeit von mir zu werfen, noch unruhig und bange sie für verloren, ihr Fundament für schwankend, ihre Gründung für ein Werk das meine Kräfte überstieg anzusehen.

160.

160.

„ Doch (wendet jemand ein) vielleicht erstrekt sich diese Verwahrung vor Leichtsinn, und diese Beruhigung nur auf unser Daseyn in dieser Welt. Aber es dürfte doch jener Zweifel, und jene unerörterte Untersuchung über Idealismus und Wirklichkeit — in Absicht auf die Fortdauer unsers Daseyns in einer andern Welt, und die Ewigkeit desselben entweder unsre moralische Triebfedern abspannen und uns leichtsinnig für diese grosse Frage lassen, oder dann desto unruhiger und bekümmerter und auf diese Weise unseliger machen? "

161.

Ich halte dieß „ vielleicht " schlechterdingen nur für eine Täuschung des ersten Anscheins. Denn gesezt, es sey alles nur eine Ideenwelt in mir, und nichts ausser mir; diese Ideenreyhe aber nöthigt mich, führt mich fort zu einem Grad von Glükseligkeit oder Unglükseligkeit, rächet sich ernstlich an mir, wenn ich nicht das meinige thue, mir so viel möglich und so klug möglich wolmachende Vorstellungen zu verschaffen auf Gegenwart, und nächste und etwas entferntere Zukunft: weiß ich nun das allermindeste davon, ob diese Ideenreyhe, die mich so selig und so unselig machen kann, aufhört? oder fortfährt? aufhört und wieder fortfährt? Lern ich nicht, so weit ichs lernen kann, daß sie immer fortfährt? daß sie oft (durch Schlaf) unterbrochen wird, und immer wieder von neuem anfängt? im Grunde sich immer fortsezt? Daß die heutige Vorstellungsreyhe zum Theil auf die gestrige sich gründend, sich an sie anschliessend, mir um jener willen heute so viel wohler oder übler macht? Kann ich mir bisher das Seyn im allermindesten erklären? Den allermindesten Grund wider die Möglichkeit des Fort-

seyns

seyns entdeken, so lange ich nur erst noch zweifle, ob alles ausser mir, oder nichts, als was in mir ist, wirklich sey? Geht das Seyn, — und das Glüklich- und Unglüklichseyn; und das Schuldig- und Unschuldigseyn an Wol und Uebel — nicht seinen festen, unentweglichen Gang fort, ohne sich im mindesten an meine philosophischen Zweifel über Wirklichkeit und Wahn zu kehren? wenn ich auch nur wähne zu seyn, kann dieser Wahn nicht ewig währen, und so währen, **wie jezt**? Also die Frage, werden wir bleiben? kann sich mit ihren Gründen anderwärts für Ja oder Nein entscheiden: Aus diesen unerörterten Untersuchungen über Idealismus und Wirklichkeit, und aus der Unausgemachtheit derselben entscheidet sich nicht das allermindeste wider die Fortdauer unsers Seyns, was mich hierfür unruhig oder leichtsinnig machen könnte.

162.

Und so findet sich: Hier ist kein Sumpf, in dem ich steken bliebe; kein Labyrinth, aus dem ich nicht Ausweg wüßte; keine Sperrung; — kein Abgrund, in den ich hinein müßte; — keine nur scheinbare Ausflucht an der Hand, warum ich mich träge niedersezen, oder muthwillig zurüklaufen könnte:

Also — weiter!

XII.

Menschennatur im Verhältnisse mit der Natur

Vorerst Bruchstüke aus Gesprächen, die in den neuen Bau einpassen.

Philalethes, Kriton und Sophus.

(163.) Philalethes. Aber — lieben Leuthe — würdet ihrs wol ertragen mögen, wenn wir am Ende unsrer Untersuchungen fänden, daß das von so vielen tausend Menschen für unentbehrlich gehaltene Christenthum — uns entbehrlich wäre.

Kriton. Ich wüßte nicht, wie es mir dabey zu Muth wäre; und dennoch könnte und wollte ich mich nicht überwinden, deinen Beweis nicht zu wissen.

Sophus. Das dächt ich doch Kriton, und warum auch nicht mit Freuden, sich die Entbehrlichkeit des Christenthums beweisen lassen, wenn es Philalethes kann? Geziemt es doch den Weisen zu entbehren, nicht für unentbehrlich zu halten, was er missen kann; Es betrifft ja überdieß nur Eine Quelle von Wahrheit und Glükseligkeit, die du leicht missen lernen könntest, gesezt es könnte dir eine nähere, reinere und reichere gezeigt werden.

Philalethes. Sophus hat doch wol hierinn ganz recht, wenn es sich so verhalten sollte. Und so ists auch selbst mit der Lehre von Gott und der Vernunftreligion — wenn es sich gründlich darthun liesse, daß auch diese uns entbehrlich wäre, so würde der Weise sie mit Freuden missen und

sie

sie dem überlassen, der etwas unentbehrliches an ihr zu haben glaubt.

Sophus — (erholt sich von seiner Betroffenheit.) Freylich; doch wie könnte man so erhabene und fruchtbare Wahrheiten missen?

Philalethes. Ich will nicht sagen, daß ein Weiser nichts ungeprüft für Wahrheit annihmt — das vergissest du, hoff ich, auch selbst bey dem nicht, was dich am allermeisten schmerzen würde, als Irrthum umwerfen zu müssen; ich will nur sagen, du willst doch nicht alle Wahrheit erkennen wollen?

Sophus. Wer sollte das wollen können? Also nur die, welche meine Glükseligkeit fördern kann.

Philalethes. Und wol auch Anfangs nur die, welche zu deiner Glükseligkeit unentbehrlich ist?

Sophus — nachstaunend. Ich sehe wol, wie du weiter schliessest; hätt ichs doch nicht gedacht, daß ich einen Momenr später dieselbe Schwachheit an mir entdeken müßte, die ich Einen früher an Kriton bedauert hatte. Ich bitte Philalethes, führ uns deinen Weg; du bist gewiß so ehrlich, uns wieder zu entlassen, so bald wir dich nicht mehr begleiten mögen oder können.

(164.) Philalethes. Mehr als dieß; ich will euch noch zurük führen auf die Stelle, von der ihr mit mir ausgienget — und bey mehr und weniger, was für euch herauskömmt aus unsern Untersuchungen, werden wir immer Beruhigungsmittel finden — Beruhigungsmittel, deren sich der Vernünftige nicht schämen darf.

(165.) Kriton. Mich befällt neue Furcht, mit dem Gedanken, daß wir schwache Schüler führbar, und also auch verführbar —

Philalethes. Geduld mein Lieber, du wirst einst den Unterschied machen und seine Gründe einsehen lernen, zwischen Führbarkeit und Verführbarkeit. Es giebt edle Jünglinge, die geführt werden müssen, ohne verführt werden zu können; und giebt einen Weg der Evidenz, auf dem man bälder, als auf irgend einem, allein gehen, und mehr, als auf irgend einem, sich vor Verführungen von andern sicher wissen kann.

Sophus. Es geht mir wie dem Kriton — wir sind Schwache; wenn Stärkre sich an dich wagen würden, was die über dich vermöchten!?

Philalethes. Sind wir nur erst einmal mit einander fertig geworden, dann laß die Stärksten sich an mich wagen, und ihr sollt Zeugen unsrer Kämpfe seyn. Ja, Euch zu lieb will ich nicht einmal warten, bis sie an mich kommen; ich will sie aufsuchen, und meines Gewinnsts bin ich allemal zum voraus schon sicher — (Kriton und Sophus sehen sich mit einiger Befremdung an) denn beym vernünftigen Streite um Wahrheit gewinnt man immer, man siege oder werde besiegt. (Kriton und Sophus geben sich einen Blik der Zufriedenheit.)

(166.) Philalethes. Sezen wir uns hier, und Sophus erklärt uns vor allem, wie er zur Existenz gekommen ist, auf welche Weise er das Wesen geworden ist, was er geworden ist.

Sophus. Du fängst das ernsthafte Geschäft, was du mit uns

uns vor hast, sehr scherzhaft an, daß du dieß von mir forderst.

Kriton. Wirklich, wir hätten den Scherz verstanden, selbst wenn du angefangen hättest zu sagen: nun will ich euch begreiflich machen, auf welche Weise wir zum Daseyn gekommen sind.

Philalethes, lächelnd. Euers Lehrers spotten, und zwar ihm ins Angesicht, dieß ists allso womit ihr anfanget? — Wohl denn! Und damit sezen meine jungen Philosophen den ersten Saz fest. Unser Daseyn ist uns unbegreiflich; die Art und Weise unsers Gekommenseyns und Daseyns uns unerklärlich, und so auffallend unerklärlich, daß wirs lächerlich finden, die Erklärung zu versuchen. Mir kömmts auch vor, dieß Gelächter sey Stimme der ganzen Menschheit, nicht etwa nur des undenkenden Volkes, wenigstens wüßte ich auch den größten Physiologen nicht, dems eingefallen wäre unser Daseyn zu erklären; selbst die nicht, die auch das Denken aus der Materie begreiflich machen, oder besser zu sagen, behaupten wollten, es sey an sich nichts unbegreifliches, und anders woher wahrscheinlicher, als das Denken des einfachen Dinges. Nicht wahr, meine Freunde, wir wissen allso recht zuverlässig, daß wir nicht wissen, wie wir sind? Sollte aber nicht etwas sehr bedenkliches daraus folgen.

(167.) Kriton. Und was dann, wir bitten?

Philalethes. Wie können wir so nach unsrer Existenz recht sicher seyn, bey dieser tiefen Unwissenheit über das wie derselben? Seht ihr, daß so auch die gewisseste von allen unsern Erkenntnissen an ihrer Zuverlässigkeit angegriffen und geschwächt wird?

Sophus. Mich dünkt, indem wir gewiß wissen, daß wir nicht wissen, wie wir sind, wissen wir eben dadurch schon um so viel gewisser, daß wir sind; Bewußtseyn des Nichtwissens, ist eben so wie alles Bewußtseyn, wissen, daß man ist.

Kriton zu Sophus. Ich hätte Philalethes nicht einmal im Ernste geantwortet. — Zu Philalethes — Aber wirst du uns nicht leichtsinnig froh machen, wenn du so zu scherzen fortfährst?

Philalethes. Laß uns munter seyn, wo der Pfad so gebahnt ist! Wo es drum zu thun seyn wird, schwere Steine zu heben, werden wir auch den Scherz von selbst verlernen. — Allso ihr findet auch, daß ein Wesen, was sich empfindet, und die Dinge ausser sich wahrnihmt, auf sich und andre wirken, Veränderungen in sich und andern hervorbringen kann, unmöglich im Ernst an seiner Existenz zweifeln kann.

(168.) Kriton. Wer von seinem Daseyn nicht überzeugt ist, wie könnte er von etwas in der Welt überzeugt werden? Er wäre verloren für die Wahrheit, und die Wahrheit für ihn.

Sophus. Die Ueberzeugung von unserm Daseyn ist Anschauung — und ist das Fundament aller andern Ueberzeugungen; es giebt keine frühere und keine gewissere Wahrheit, als die Fundamentalwahrheit aller Wahrheiten: Ich bin.

Philalethes. Aber würd ich wol meiner bewußt seyn, eh ich etwas denke, eh ich eine Vorstellung von etwas hätte? Und hätte ich eine Vorstellung von irgend etwas, wenn nichts auf meine sinnlichen Werkzeuge wirkte? Wäre allso nicht die Wahrheit: Es ist etwas, das auf mich wirkt,

früher,

früher, als die Wahrheit: Ich bin? und wäre jenes nicht das Fundament dieser und allso aller andrer Wahrheiten?

Sophus. Du willst mich prüfen; müssen wir uns jezt in solche Subtilitäten hineinlassen? Müssen wir uns in die Streitfragen der Philosophen wagen, ob es angeborne Ideen gebe? — Mich dünkt zum wenigsten so viel klar! Mit meinen Vorstellungen wären zween Fälle möglich. Entweder sie wären in mir selbst, durch sich selbst hervorgebracht, und schienen nur von äussern Gegenständen gewirkt? Oder sie sind Wirkungen äusserer Gegenstände auf meine Sinnen, und durch sie auf meine Denkkraft. Was weiß ich anfänglich? und was braucht es nicht, um hierüber zu entscheiden? Gewiß auch Bewußtseyn seiner selbst; wie könnt ich sonst, die zween Gedanken ich, und etwas ausser mir, in Vergleichung mit einander bringen. Allso ist immer das Bewußtseyn seiner selbst, und die Erkenntniß, ich bin, früher als die Ueberzeugung von äussern Gegenständen; und bey ihr sind nicht zween Fälle möglich; kein Meynen, kein Zweifeln, kein Nichtwissen hat da statt; denn der Meynende, der Zweifelnde, der Nichtwissende, ist ja ein Meynender, ein Zweifelnder, ein Nichtwissender — ist allso, eben weil er zweifelt. Sie muß allso doch die Fundamentalwahrheit aller Wahrheiten seyn. Ich kann keine erkennen, wenn ich die nicht erkenne.

Philalethes. Du scheinst mir ganz richtig zu urtheilen. Die Täuschung, die dich nicht getäuscht hat, lag in der Zweydeutigkeit des Worts Wahrheit; das hier ganz nur im subjektiven Sinne (in Rükficht auf den Denker) nicht objektiv (in Rükficht auf den Gegenstand selbst, der gedacht wird) genommen werden muß — wir sezen allso als die

zwo gewissesten aller Wahrheiten fest: Wir wissen, daß wir sind, und: Wir wissen nicht, wie wir sind.

(169.) Kriton. Aber Philalethes, hat man nicht verschiedene Systeme, verschiedene Theorien über die Ursache der menschlichen Existenz? Glauben nicht die einten klar genug einzusehen, daß der Mensch schlechterdings nur Wirkung seines Erzeugers und seiner Gebährerin ist? und andre: daß er die Folge des blindesten Zufalls; noch andre, das Geschöpf eines unsichtbaren Wesens ist? Doch ich antworte mir selbst — was man auch hievon für wahr oder das Wahrscheinlichste hielte, es bliebe doch allemahl dieselbe Unbegreiflichkeit in Absicht, auf das Wie?

(170.) Philalethes. „So wie unser ganzes Leben — (ich spreche einem der neusten Schriftsteller seine Worte nach) — So wie unser ganzes Leben nur Sinn ist für die Gewißheit unsers Daseyns — So wie alles vom Scheitel bis zur Ferse, und von einer Fingerspize zur andern Organ ist, unsers Daseyns gewiß zu werden — (das heißt: Veränderungen in uns hervorbringt, die uns unser Daseyn immer von neuem zu fühlen geben) So ist in unsrer ganzen Natur vom Scheitel zur Ferse, und von einer Fingerspize zur andern nicht das mindeste, was ein Sinn oder Organ, das Wie unsrer Existenz zu begreifen, heissen könnte."

(171.) Sophus. Mir dünkt, du magst, o Philalethes, mit Recht sagen kein Sinn; aber kein Organ? Doch wenn du das Vermögen, die Verhältnisse der Dinge als Ursach und Wirkung mit einander zu vergleichen und einzusehen, auch nicht Organ nennen willst, so ists doch immer

eine

eine vorhandene Fähigkeit — ein Vermögen, das eben so eigentlich zu unsrer Natur gehört, als ein sinnlich Organ.

Philalethes. Und wenn du dann Fälle genug beobachtet, die Verhältnisse bemerkt oder geschlossen, die Regel des Verhältnisses abstrahirt, seine Grade aufs genauste bestimmt hast — dann wärst du dem Wie auf dem Grunde? Dann wäre kein Unbegreifliches mehr in dem Dinge, in seiner Existenz, in seinen Verhältnissen, in der Regel seiner Wirksamkeit und seiner Verhältnisse? — Meynst du? fandest du das je so? —

Sophus. Freylich nicht.

(172.) Philalethes. Also auch mit der unzählbaren Menge von Dingen, die vom Menschen wahrgenommen und erkannt werden können. — Wir erkennen ihr Daseyn. Und so sehr uns auch vom Idealisten ihr wirkliches Daseyn noch streitig gemacht werden könnte, so ist es doch die Gewißheit selbst in Vergleichung mit jeder Vorstellung von dem Wie ihres Daseyns.

Kriton. Welche Beschränktheit des menschlichen Wissens!

Sophus. Und doch wieder, welche Grösse seiner Natur — in dieser Unzählbarkeit der wahrgenommenen, und auf sein Ich bezogenen Gegenstände, in dieser Millionenfaltigkeit der Gefühle seines Daseyns im Fache seiner Arbeiten, seiner Geniessungen, seiner Studien, seiner zufälligen Bemerkungen seiner Konversationen.

Philalethes. Eben so gewiß, als diese zwo festgesezten Wahrheiten, läßt sich, dächt ich, nun manches von unsrer Natur, und von der Natur unsrer Glükseligkeit erkennen, was uns manchen grossen Aufschluß geben kann.

Kriton. Leite uns, wir folgen.

(173.) Philalethes. Wenn es Dinge sind, die nur ausgesprochen werden dürfen, um als wahr anerkannt zu werden — wo es nicht Kraft der Ueberredung, keine täuschende Redekünste bedarf, um sie dem Freunde, der mit uns untersuchen will, einzubringen — da mag ich gerne Führer seyn — Denkt ihr, meine Freunde, daß da Glükseligkeit herauskäme, wenn wir uns dem Studium des innern Wesens der Dinge, der Ergründung des Wie ihres Daseyns ergäben?

Kriton. Laß uns doch ungesäumt vorbeyfahren vor diesem täuschenden Phantom, das so manchem Seefahrer der schönste, weiteste und sicherste Meerport zu seyn schien, und sich doch nur immer weiter entfernt, je näher der Schiffer ihm zu kommen meynt.

(174.) Philalethes. Glükliches Gleichniß. Allso zum Gewissen, zu dem, was wir an uns wahrnehmen. Ihr wißt doch, was den Menschen in Bewegung sezt?

Sophus. Wenn ihn nichts triebe von innen, nichts reizte von aussen, das heißt, in ihm ein Verlangen wekte: Ich denke ein Stük Holz und ein Mensch wären nur wenig verschieden.

Kriton. Ein sattes Kind würde an der mütterlichen Brust nicht saugen; und dem Triebe, sich fest woran zu halten, ist das Umfassen seiner Händchen, wie dem Reize des wandelnden Lichts das Drehen seiner Aeugelein, seines Kopfes, seines ganzen Körpers zuzuschreiben; und kriechen und gehen lehrt die von Ferne gezeigte Speise das hungernde Kind.

Philalethes. Es sind allso Bedürfnisse und Triebe, die uns in Bewegung sezen. (175.)

(175.) Sophus. Mir scheint doch ein grosser Unterschied zu seyn, zwischen den mancherley Trieben und Bedürfnissen, die wir haben. Es ist augenscheinlich, daß der Mensch des Lichts nicht bedarf wie der Speise, noch der Gesellschaft wie des Schlafs.

Philalethes. Ohne anders; mir scheint, der Mensch fühlt nicht alles, was ihm Bedürfniß ist; und nicht alles, wornach er Trieb und Verlangen fühlt, ist ihm schon wirkliches Bedürfniß. Welche würdest du wol die erste Klasse von Bedürfnissen nennen?

Kriton. Ich denke die, welche er fühlt, auch ohne den Gegenstand, der sie befriedigt, zu erkennen. Er mangelt Schlaf, wenn er noch niemal geschlafen hat, noch nicht den mindesten Begriff von diesem Zustand hat, der seine erschlaften Kräfte wieder zurecht bringen soll, und ohne alle Kenntnis von irgend einer Speise oder irgend einem Getränke — hungert und dürstet er. Andre Dinge hingegen scheinen mir ihm erst dann Bedürfnis zu werden, wenn er sie kennt, wie das Licht, wie die Gesellschaft von seines gleichen.

Philalethes. Und wie wird dem Menschen, wenn er die Befriedigung des Hungers aufschiebt?

Kriton. Er wird ihm peinlicher.

Philalethes. Und weiter, und endlich?

Kriton. Er stirbt, seine Natur geht zu Grunde, und so kann er sich zu Tode dursten und zu Tode wachen.

(176.) Sophus. Du sagst unrecht: Seine Natur geht

zu

zu Grunde, o Kriton; ists ja nur seines Ichs körperliche Hülle und Hütte, was aufgelößt wird; nicht Er, nicht sein unsterblicher Geist.

Philalethes. Ist das deine feste Ueberzeugung?

Sophus. Es ist sie, o Philalethes.

Philalethes. Und eines jeden ununterrichteten und übelunterrichteten und eines jeden selbstdenkenden Menschen Ueberzeugung desgleichen?

Sophus. Freylich nicht.

Philalethes. So vergiß unsre Abrede nicht, nichts unerwiesenes aufzunehmen und festzusezen. Wie wird jeder Mensch ohne fernern Unterricht sprechen, wenn er einen Verhungerten sieht, und sähe seine Leiche zu Asche brennen und diese in der Luft verstäuben?

Sophus. Freylich, Er ist nicht mehr, Er ist zu Grunde gegangen. Allein dieß spräche Er, weil es ihm so schiene, und weil er das Gegentheil nicht besser verstühnde; wir können um deswillen doch auch nicht als Wahrheit festsezen, der Todte ist nicht mehr.

Philalethes. Das wollen wir auch nicht, lieber Freund! meine Meynung wäre nur, du möchtest den Kriton immer so sprechen lassen, bis wir an nähere Untersuchung solcher Dinge können.

(177.) Sophus. Das bin ich zufrieden. Es ist immerhin ganz richtig, der Mensch, so wie er ist, besteht nicht, wenn sein Hunger nicht befriedigt wird. Und das sind die Bedürfnisse der ersten Klasse, die gefühlt werden, ohne den

Gegenstand

Gegenstand ihrer Befriedigung zu kennen, und deren Nichtbefriedigung den Menschen, wie er jezt ist zerstören — so viel wolltest du sagen, wenn ich dich richtig gefaßt habe?

Philalethes. Ganz richtig. Andre, die erst durch die Erkenntniß des Gegenstandes veranlaßt, aufgeregt werden, sind eine zweyte Klasse Bedürfnisse; dächtest du nicht allso?

Sophus. Ich möchte sie gar nicht Bedürfnisse nennen; wie kann alles was der Mensch gelüsten lernt, menschlich Bedürfniß heissen?

(178.) Philalethes. Eben nicht alles, und bey weitem nicht alles. Aber hältst du dafür, ein Mensch könne schlechterdings ohne alle Erkenntniß in der Welt leben?

Sophus. Wer sollte das zu behaupten Lust haben, er bedarf schlechterdings Kenntnisse.

Philalethes. Und doch erwacht dieser Trieb nach Kenntniß nur erst nach einigen empfangenen Vorstellungen von Gegenständen und ihren Eindrüken; wolltest du allso? —

Sophus. Richtig, der Mensch hat Bedürfniß der Erkenntniß, und so ists mit dem Bedürfnisse der Gesellschaft und des andern Geschlechts zur Fortpflanzung.

(179.) Philalethes. So wird es sich auch mit dem andern Merkmale der Bedürfnisse von der ersten Klasse verhalten, wenn auch der Mangel an befriedigenden Gegenständen den Menschen nicht aufreibt, nicht zerstört — du wirst sie darum dennoch Bedürfnisse, und nicht bloß Gelüste und entbehrliche Triebe nennen? Nicht wahr?

Sophus. So ists. Wenn er auch ohne Licht, ohne Gesellschaft,

sellschaft, ohne Erkenntniß existieren könnte, dem Viehe gleich; darum nennen wir diese Dinge nicht minder menschliche Bedürfnisse, und ordnen sie in eine zweyte Klasse.

(180.) Philalethes. Wir können immerhin weiter schreiten, ohne jezt schon das ganze Fach von Bedürfnissen der Menschheit ganz zu erschöpfen. Zweifelt ihr, ob der Mensch mancherley Bedürfnisse und Triebe habe, die ihn in Bewegung sezen, thätig, wirksam, betriebsam machen? und daß der Mensch ohne Bewegung, ohne Wirksamkeit und Thätigkeit wäre, wenn er keine dringende Bedürfnisse von innen, und keine reizende triebwekende Gegenstände ausser sich hätte?

Kriton. Sophus. Allerdings.

Philalethes. Das würde er nun aber wohl unterlassen, wenn er nicht zugleich sammt Bedürfnissen und Trieben — Kräfte hätte —?

Sophus. Natürlich — Kräfte zur Bewegung, zur Thätigkeit, zu mannichfaltiger Wirksamkeit.

(181.) Kriton. Einer Menge Bedürfnisse und Triebe entsprechen eine Menge Kräfte.

Sophus. Eine Menge — gleich heute fiels mir auf an meiner kleinen Schwester. (bricht ab)

Philalethes (der bemerkte, daß er mehr hatte reden wollen, und abgebrochen hat.) Wohlan denn, bring uns

(182.) das Beyspiel, ausführlich nach Herzenslust! O ihr Herren Philosophen! wer hat es euch schon gelehrt, daß ihr euch der Anschauung und wiederhohlten Anschaulichmachung

machung des Täglichen, woraus man sich wichtige Wahrheiten abzieht, zu schämen habet.

Kriton. Wirklich ist mir schon oft klar worden, daß das Täglichste am Menschen und an der Natur viel öfter als von neuem beschaut werden müsse.

Philalethes. Es würd uns hier von unserm Wege abführen; aber es wird wol die Gelegenheit kommen, daß wir uns eigens hierüber unterhalten. Mir ists immer einer meiner Lieblingsgegenstände zum Gespräche, weil sich alle Leute von gesundem Sinne sehr leicht überzeugen, und ich mich jedes mal als von neuem mit ihnen freue, daß diese Neubeschauung des Aeltesten, diese öftere Feyer des Alltäglichsten — eine verkannte unerschöpfliche Quelle

(183.) von Genuß, von Wahrheit und Weisheit ist. Aber Sophus, dein Schwesterchen!

Sophus. Ach so gar nichts besonders!

Philalethes. Nun dann gar nichts besonders!

Sophus. Die Menge von Trieben und regen Bedürfnissen und entsprechenden Kräften, amüsirte mich an der kleinen Menschennatur zu bemerken. Beym Erwachen der Trieb kindlicher Liebe und der Nachahmung zugleich — buon giorno, buon giorno, cara madre (es hörts von seiner Schwester, die italienische Lektionen nihmt). Dann rufts die Geschwister, lallet und singt dann, um sein Herzchen, das heute voll Frohheit war, zu ergiessen — dann wills Licht zum Anziehen — dann einmal ums andre, „ versuchs allein, versuchs allein, " um seinen lebhaften Trieb selbst zu thun, was es selbst kann, zu sättigen — dann

seine

seine Eile, um nicht das Lezte zu heissen — sein Waschen (es ist ihm nun schon zum Bedürfniß geworden; es fühlt sich des Morgens, nach Bete ungewaschen nicht so wohl und frisch;) dann sehnt es sich nach seinem Kleinbrod mit Milch — dann seine Striknadel, sein Lesebüchlein, und immer unterzwischen bald eins geliebet, eins gefraget, eine Bemerkung, einen gestrigen Vorfall, einen launigten Einfall mitgetheilt — dann ans Klavier, dann in den Garten — dann ein unruhiges Wegstreben von der langweiligen Lotte und gleich darnach die unruhige Emsigkeit; ihr behülflich zu seyn, als sie im Garten den Kopf wider die Eke einer Steinsäule stieß, und mit der blutenden Wunde an der Erde lag — Nachdem sein etwas ermüdeter Körper sich ausgeruhet und Durst und Eßlust auch befriedigt waren, eilt es vom Tische auf meine Stube, wollte durchaus etwas — nur auch etwas erklärt und gezeigt haben aus meinem Naturalienschranke; ich wies ihm etwas weniges; aber der Schlaf übernahm es, weil es gestern Nachts zu lange an einem Strikbeutel gearbeitet hatte, den es um alles an seiner Ahnmutter Geburtsfest nicht unvollendet wissen möchte — und so fort; dann mir fällt gar manches nur nicht bey. —

Kriton. Wirklich in der kurzen Erzählung, welche Reyhe, welcher Wechsel, welche Manchfaltigkeit von Trieben und Bedürfnissen in dem Mädchen — in der Menschheit allso? Es ist zum Erstaunen — da ich unsers Freundes Erzählung aus diesem Gesichtspunkte mit doppelter Aufmerksamkeit anhörte, ergriff mich Erstaunen — und nun nach Erstaunen darüber, daß ich so selten über diese Grösse und Reichhaltigkeit der menschlichen Natur zu Erstaunen und Bewunderung hingerissen werde.

Philalethes.

Philalethes. Du findest allso gerade diesen Gegenstand deiner öftern Beschauung und Bewunderung werth. Doch wir sind jezt mehr in der Absicht, das Gewisse zu erkennen, festzusezen, und in der Erkenntniß weiter zu schreiten, beysammen und damit beschäftigt — als uns zu lange den Eindrüken der Wahrheit zu überlassen. Weiter, lieben Freunde, weiter, — und dann zu Hause jeden Eindruk jeder Wahrheit fleissig erneuert — oder, wie meynst du Sophus?

(184.) Sophus. Darf ich frey reden? Du treibest uns, o Philalethes; ich fühle eine kleine Gewalt. Könnt es uns schaden, oder müßt es uns nüzen, wenn wir uns dem Eindruke jeder einmal erkannten Wahrheit mit mehr Musse überliessen?

Philalethes. Ich will jezt nicht fragen, ob du es bisher in deinem Studieren eben so machtest — Umarmet mich Söhne der Weisheit! Ich seh, ihr werdet euch selbst durch keinen, dem ihr als Lehrer vertrautet, vom Pfade eurer Mutter abloken lassen. Tragt nur immer so Sorge zu dem köstlichen Kleinode der Wahrheit — ihren sich tief eindrükenden Anschauungen. Wir wollen hierüber in unsern Unterredungen die volle Freyheit haben und lassen, und uns den reinsten Genuß, den die Seele haben kann, ja nicht selbst verderben. Ihr denket doch wol noch an mein Sprichwort? —

(185.) Sophus. Die Gespräche der Weisen haben mehrere Pausen. —

Philalethes. Und zwar unbestimmte.

Kriton. Ich dachte immer, du verstündest dieß nur von Pausen zum Nachdenken, und nun seh ich, es gilt dir auch von Pausen zum Genuß der Resultate des Nachdenkens. —

Philalethes. Ja Freund, und überhaupt zum Genuß jeder wichtigen Wahrheit, die uns gerade jezt tief in die Seele leuchtet, auch wenn sie schon an sich evident, und nicht erst eine Folge vorhergegangenen Nachdenkens ist.

(186.) Sophus. Es ergiebt sich allso aus der flüchtigsten wie aus der genausten Betrachtung, daß der Mensch ein Innbegriff von den manchfaltigsten Bedürfnissen, Trieben und Kräften ist.

Philalethes. So ists. Es ist in ihm ein steter Wechsel von Empfindungen dessen, was er mangelt, und dessen, was er hat, allso von negativen und positiven Empfindungen. Er mangelt und hat; mangelt mit einer unangenehmen Empfindung, die ihn treibt, sich nach dem Besiz des Mangelnden umzusehen. Er bedarf und genießt. Er leidet und wirkt; leidet beym Mangel gewisser Unentbehrlichkeiten und leidet durch gewisse Eindrüke von Dingen ausser ihm; Dagegen wirkt er sowol, um sich Dinge zu verschaffen, die ihm angenehme Sensationen machen, oder die unangenehmen aufheben, als auch um Dinge, die widrig auf ihn wirken, von sich zu entfernen. Er wird immerfort verändert von seiner eignen Natur, und von Dingen ausser sich, und bringt selbst immerfort Veränderungen hervor an sich, und an Dingen ausser ihm. Er ist durch andre, und andre durch ihn; das heißt: er ist durch andre Menschen und Dinge so und so bestimmt, wie er jezt ist; und andre

Menschen

Menschen und Dinge werden von ihm so und so, und wieder anders bestimmt, und dieß wechselt unaufhörlich ab. „ Seine ganze Existenz ist eine beständige Ebbe und Fluth von Empfangen und Geben; von Bedürfen und Geniessen; von Leiden und Wirken; von Getrieben werden und Betreiben. "

(187.) Was denket ihr nun Freunde, was bemerket ihr an euch und andern, das der Mensch an Einem fort will?

Kriton. Mich dünkt, vorerst jedem Mangel, jedem Leiden entgegenarbeiten. Er will glüklich seyn, und er würde sich dann am glüklichsten nennen, wenn er gar nichts mehr zu mangeln hätte, gar nichts mehr bedürfte.

Philalethes. Und doch ist dieß nur eine Täuschung. Hatten wir dieß nicht oben schon festgesezt? —

(188.) Kriton. Ohne schmachtenden Mangel, ohne peinliches Leiden könnte doch der Mensch wol seyn, und desto glüklicher heissen; — Aber freylich ohne allen Mangel, ohne alles Bedürfniß, ohne einigen Trieb, einigen Appetitus kann man sich ihn auch gar nicht glüklich denken. Verlangtes zu geniessen, mit Eßlust zu essen, Erkenntnißbegierde zu sättigen — verdient wol allein den Namen des glüklichen Zustandes, und ja nicht ohne Verlangen, ohne Lust, ohne Begierde geniessen.

(189.) Philalethes. Was wäre also die grosse einzige Frage, die sich der Mensch immerfort macht, und die er sich durch alles, was er thut und läßt, beantworten will?

Kriton. Was macht mir wohl? was befriedigt meine Begierden und Bedürfnisse, was macht mich meines Daseyns froh?

Sophus. Sollte er sich aber nur das immer fragen?

Philalethes. Und was sollte er sich anders fragen? Was ist ihm natürlicher? Sollte ein Mensch je nach dem streben, was ihm nicht wohl macht? auch je einmal fragen: womit kann ich mir doch mein Daseyn verbittern?

(190.) Sophus. Aber doch: was macht andern ihr Daseyn froh? aber doch, was macht mir in der Folge meine Existenz am ungetrübtesten, gesezt, daß ich sie mir auch manchmal erst verbittern, und manche Süssigkeit ungekostet liegen lassen müßte? Diese Fragen sollte sich doch der Mensch wol eher thun?

Philalethes. Hievon an seinem Orte; iezt nur so viel: Dächtest du wol, mein lieber, daß der Mensch in der Frage: Was macht andern ihr Daseyn froh? bisweilen sich selbst, gleich als vergessen könnte?

Sophus. Ohne Zweifel; und nicht nur sich vergessen, das heißt, schon zum wenigsten einen leidlichern Zustand in dem finden, was seine Seele jezt denkt; sondern es gewährt ihm das wahrste Vergnügen, wenn er den Zwek, dem andern sein Daseyn froher zu machen, erreicht; ja er bleibt auch dann nicht ohne eine Art herzlichen Vergnügens, indem er sich nur mit Erreichung dieses Zwekes beschäftigt, auch ohne ihn zu erreichen. Selbst in dem Mitbedauern liegt eine wohlthuendere Befriedigung für unser Herz, als in manchem, was wir uns selbst zu lieb thun oder geniessen.

Philalethes. Du hast recht; und allso erfährst du, daß man sein eignes Daseyn froher macht, indem man an andrer Wohl arbeitet?

Sophus. Eben das wollt ich sagen.

Philalethes. So gäbe allso dieß mit ein Theil der Antwort auf die Frage: Wie kann ich mein Daseyn froh machen? Siehst du, es bleibt allso doch wohl bey dem, was wir sagten: Es ist dem Menschen nichts natürlicher, als sich stets zu fragen: womit mach ich mir wohl? Und wenn er sich am edelsten in andern vergißt, so folgt er dem edelsten Triebe seiner edeln Natur; und die Befriedigung dieses Triebes ist mit Vergnügen so unzertrennlich verbunden, als die Befriedigung eines jeden Triebes schon an und durch sich selbst — Befriedigung — Vergnügen schaft —

(191.) — die des edelsten das edelste; und so zeigt sich, daß der Mensch seine grosse Frage auch dann — und oft am eifrigsten, und thätigsten, und glüklichsten beantwortet, wenn er sie nicht einmal deutlich denkt. Und wenn er sie deutlich denkt und deutlich beantwortet, lieber Sophus, was thut er alsdann?

Sophus. Ich verstehe dich; er legt sich alles das vor, was er erst zur Befriedigung seiner manchfaltigen Triebe gethan, unternommen, versucht, durchgesezt hat, ohne sich die Frage deutlich vorgelegt zu haben —

Kriton. Es ist so; jede Regung eines Triebes ist die lebendigste Frage: wie mach ich mir meine Existenz froher, und enthält meistens Eine Antwort schon in sich. —

Sophus. Und alsdann werden die Erfahrungen vergliechen und Regeln abgezogen. —

(192.) Ich sehe schon, so bekommt auch die andre Frage, die ich der deinigen entgegensezen wollte, ihre rechte Stelle:

Was macht mir meine Existenz in der Folge am ungetrübtesten, im Ganzen am glüklichsten?

(193.) Scheint es dir nun, der Mensch habe eben so viel Trieb, das unergründliche Räthel seines Daseyns zu erklären?

Sophus. Mich dünkt der Mensch sieht, daß seine Sache vorwärts geht, daß er genießt, froh ist, glüklicher wird, auch ohne dieß undurchdringliche Geheimniß erforscht zu haben. Wenn er auch von sehr forschendem Geiste ist, der ihn treibt, das eine und andre Mal von neuem über dieß Geheimniß zu brüten — so kanns nicht anders seyn, die unangenehme Empfindung, die ihm die Fruchtlosigkeit seiner Mühe und Geduld macht, muß wachsen und immer drükender werden; Um so lieber und emsiger wird er die andre Untersuchung fortsezen.

(194.) Philalethes. Allso, er wird sich immer fleissiger fragen: Was macht mir die Fortdauer meines Daseyns lieb? womit schwäch ich das drükende Gefühl meiner Beschränktheit, da, wo es nicht mehr nüzen, nur drüken würde? was stärkt das wahre, gemässigte Gefühl des Guten und Grossen in meiner Natur? wie erhalt ich mehr Befriedigung meiner Bedürfnisse, mehr und manchfaltigern Genuß? wie mehr Gefühl meiner Existenz und Konsistenz? wie kann ich die Kraft, die in mir ist, gegen mancherley Druk von andern Kräften zu kämpfen, ihn leichter zu tragen, oder gänzlich zu heben — wie kann ich diese Kraft in mir vermehren? wie kann ich durch immer mehr Empfangen und Geben, durch immer höhern Grad von Genießbarkeit und Geniessamkeit, von Receptivität, und Aktivität, Bewegkraft und Beweglichkeit — die Summe meiner angenehmen

nehmen Zustände — meine Glükseligkeit vermehren? — meine Existenz mir zum höhern Glük machen? — Und . . .

(195.) Kriton. Darf ich ins Wort fallen? Sollte es dem nach froher Existenz dürstenden Menschen nicht auch vornehmlich um Sicherheit der Fortdauer seines Daseyns zu thun seyn?

Philalethes. Wenn ein Mensch sich vor Beraubung seiner Existenz, oder vor einer fortdaurenden Unseligkeit derselben nicht entsezt, was folgerst du daraus auf deine Frage?

Kriton. Daß ein solcher Mensch entweder die Gewißheit seiner glüklichen Fortdauer schon haben, oder es ihm sehr angelegen werden muß, sie zu bekommen. Ist er in keinem von diesen beyden Fällen, so muß es ihm an Bedachtheit sehr fehlen; ich kann kein viertes finden.

Philalethes. So kommts auch mir vor, und wir scheinen allso alle über unsern Gegenstand einig. Seht ihr das nun auch so an, daß allemal irgend eine Art von Bedürfniß die Seele oder das Treibrad jeder Handlung, die je von Menschen unternommen wird, und die Befriedigung dieses Bedürfnisses der Zwek der Handlung sey?

Sophus. Allerdings.

(196.) Philalethes. So wär es auch Bedürfniß des Krieges bey deinem friedeliebenden Schwager, Kriton, daß er zur russischen Armee gegangen ist.

Kriton. Gewiß nicht; aber des Brodtes, und allso wirklich ein fühlbares Bedürfniß; aber aus welchem Bedürfniß Demus des Sonntags uns anderthalb Stunden von der Kanzel geplagt —

Sophus. Und aus welchem ihr zur Predigt gegangen — das möchte wohl schwerer zu zeigen seyn, als in des Militärs Falle.

Kriton. Doch es muß schon ein Bedürfniß seyn, viel zu schwazen, wenn man sich fest einbildet, daß man schön schwazt. Und uns ist es nun eine Art von Bedürfniß geworden, durch Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen, schlimme Meynungen des Volks zu verhüten und gutes Beyspiel zu geben. Wenigstens ists mir ein Bedürfniß, durch treue Befolgung einmal angenommener Grundsäze meine innere Ruhe zu befestigen.

Sophus. Es ist noch die Frage, ob man nicht böses thut durch Theilnahme an schlechtem Gottesdienste . . .

Philalethes. Laß mich dir in die Rede fallen mein Freund! Kriton hat erklärt, daß auch diese Handlung aus Bedürfniß geschah — und damit genug zu unsrer Absicht — wir gleiten sonst aus.

(197.) Sophus. Ich danke und lenke selbst ein. Noch ein Bedenken bleibt mir, ob wir alles und jedes Verlangen, jeden Gelust, der zu Handlungen bestimmt, jeden Habitus der Gewohnheit, durch den bald maschinenmässig so viele Handlungen geschehen — auch Bedürfniß nennen dürfen. Dieß Bedenken kömmt mir immer wieder.

Philalethes. Du hast recht, und ich sagte mit Absicht „eine Art" Bedürfnisse; denn immer wird vor der Handlung, oder bey der Unterlassung dessen, was wir thun wollten, eine Art von kleiner Ermangelung gefühlt, so blizeschnell auch dieß Gefühl von andern verschlungen werden kann.

kann. Aber so wie wir jezt das Wort in der allerweitesten Bedeutung nehmen, werden wir es vielleicht manchmal wieder nach dem Sprachgebrauche im engern Sinne nehmen, und uns auch verstehen, wenn einer z. B. sagt: „ es ist gut, daß sich der Mensch auf seine Bedürfnisse einschränke. " Ist es euch nun recht gesagt, wenn jener Verfasser das, wovon wir sprechen, so sagt: Nicht ein einziges Vergnügen genießt der Mensch, das nicht aus Mangel und Besiz zusammengesezt sey.

Kriton. Wenn dein Verfasser Mangel und Besiz als auf einanderfolgende Empfindungen ansieht — so scheint er mir richtig — denn sukcessiv sind sie, so blizeschnell sie auch auf einander folgen, so blizeschnell sie sich auch unzähligmal nach einander wechseln mögen; So scheints mir.

Philalethes. So muß es jeden Aufmerksamen dünken; unterdessen kann man auch auf einanderfolgende Dinge zusammengesezt nennen. Eben so richtig findet ihr wohl das folgende: „ Besiz ohne Bedürfniß, Genuß ohne Mangel vergnügt nicht. Mangel ohne Besiz, Bedürfniß ohne Genuß ist Schmerz. Das Gesuch und die Glükseligkeit des Menschen besteht also überhaupt darinn, viele Bedürfnisse und viele Kräfte, viel Mangel und viel Besizthum — und zwar diese Kräfte und Besizthümer in genauem Verhältnisse mit seinen Mängeln und seinen Bedürfnissen zu haben.

(198.) Kriton. Dieß wollt ich doch sagen, daß es auf genaue Verhältnisse der Besizthümer und Kräfte zu den Bedürfnissen ankäme. Es müssen gerade die Kräfte seyn, mit denen — gerade die Besizthümer, an denen die gegebenen Bedürfnisse befriedigt werden können. Was soll der

Bauer mit einem fürstlichen Schloß, und der Hungrige mit der Universitätsbibliothek?

Philalethes. Richtig. „Jemehr der Mensch zu gleicher Zeit, daß heißt, in schneller ununterbrochener Zeitfolge bedürfen und empfangen, mangeln und geniessen, leiden und wirken kann; desto mehr existiert er; desto mehr genießt er sein Daseyn; desto sicherer ist er der Fortdauer desselben; desto mehr ist er Mensch; desto vollkommener, desto glüklicher ist er."

Sophus. Im Ganzen genommen, scheint dein Freund sehr wahr zu sprechen; es scheinen mir nur einige Nebensachen noch im Zweifel.

Kriton. Und mir fiel ein Hauptskrupel ein.

(199.) Philalethes. Willkommen die Haupt- und die Nebenskrupel, ihr wakern Freunde!

Kriton. Ihr mühsamen Freunde, willst du sagen, o Philalethes! Sag mir, sollte es denn zum Grade der Glükseligkeit, die der Mensch genießt, gerade auf die Menge der Bedürfnisse und der verhältnißmässigen Kräfte ankommen? — Sollten nicht wenige Bedürfnisse und desto mehr Kraft diese wenigen zu befriedigen, den Menschen glüklicher machen, als mancherley Triebe, und mancherley Befriedigung mit der Gefahr, einem einzigen Hauptbedürfnisse, vielleicht in naher Zukunft um so weniger gewachsen zu seyn? Sollte nicht der strenge Stoiker glükseliger seyn, als selbst ein Schooßkind des Glükes vom epikurischen Systeme?

Philalethes. Du weißt doch, was alle von allen Systemen suchten und suchen.

Kriton.

Kriton. Das höchste Gut — das heißt, die größtmögliche Summe angenehmer Zustände.

Philalethes. Deine Anmerkung scheint mir nun ganz richtig, nur nicht wider unsre festgesezte Behauptung zu gehen. Dauer, Sicherheit, Uebergewicht der Folgen muß so gut in Anschlag gebracht werden, als immer Menge und Manchfaltigkeit der angenehmen Zustände. Denn nach eben diesem berechnet sich vornehmlich auch die Menge und zum Theil gewinnt auch selbst die Manchfaltigkeit wieder dabey. Wir sind gewiß, daß der Stoiker in Einem Momente mit seinem freyern Geiste mehr und inniger genießt, als der Sklave der Sinnlichkeit in Tagen; — Auch einig darüber, daß alles, was sich der Stoiker von seinem höchsten Gute, der Tugend verspricht, nur wieder Genuß, und nichts, als Genuß, ist. Und zu dem allem sind wir, denk ich, auch darin einig, daß — oder laß mich fragen: Welchen von zween hältst du für den Glükseligern, den, der alles Uebrige gleich gerechnet, noch einen Trieb mehr ohne Schaden seines übrigen Kräfteverhältnisses und Genußfähigkeit — befriedigen kann, oder den, der es nicht kann?

Kriton. Es ist im Klaren; und ich will gerne weiter gehen mit dir.

Philalethes. Noch sprach unser Sophus von kleinern Nebenzweifeln?

Sophus. „Je mehr wir zu gleicher Zeit bedürfen und geniessen, desto mehr existieren wir; Sollte die Existenz Grade haben; sollte sie sich wie mehr und minder, oder nur schlechtweg wie ja und nein verhalten? Seyn oder Nicht seyn?

Philalethes. Wie du willst, wir wollen an Worten nicht hangen. Läugnen wirst du nicht, daß eine jede Kraft, eine jede Fähigkeit etwas ist?

Sophus. Ich kanns nicht läugnen.

Philalethes. Je mehr Kräfte und Fähigkeiten allso an mir sind, desto mehr Seyendes, Existirendes ist an mir.

Sophus. Freylich.

Philalethes. Und eine Kraft, die sich nie äussert, deren Daseyn ist nicht erkennbar, allso für den, der sie nicht erkennen kann, so gut als nicht existirend. Wärens unsre eignen Kräfte, und sie kämen nie zu unserm Bewußtseyn, nie zu unserer Kenntniß, so fühlten wir weniger existentes in uns; — ? Nun hast du die Wahl; Sag nun auch noch gar, oder sag es nicht: wir existirten um so weniger.

Sophus. Verzeih; es will mir noch nicht recht ein. Die Sache ist übrigens im Reinen; ich verstehe deinen Mann und dich, und ob dieser Ausdruk in der Folge unsrer Untersuchung bedenklicher wird, oder eben so gleichgültig bleibt, darauf will ich nur die nöthige Aufmerksamkeit behalten.

(200.) Philalethes. Recht so; Aber wärs nun noch was weiters?

Sophus. „ Je mehr der Mensch zu gleicher Zeit bedürfen und geniessen, leiden und wirken kann, desto sicherer ist er seines Daseyns; " so sagtest du Philalethes, und ich fasse wohl, daß wirs nach der Analogie der Natur gewöhnlich so nehmen. Je mehr die Kräfte sich mindern, desto wahrscheinlicher die Entkräftung und der Tod, oder das Aufhören eines Wesens nach den gewöhnlichsten Begriffen.

Philalethes.

Philalethes. Und ist nicht nach den richtigsten Begriffen das Schwinden aller Kräfte das Aufhören des lebenden Wesens? — Wenn du Fortdauer denkst: denkst du dann nicht noch fortdauernde Kräfte? und würdest du von Fortdauer sprechen können, wenn du wüßtest, daß wirklich alle Kräfte verzehrt wären?

Sophus. Freylich; was ich einwende ist nur dieß: die volle Blüthe der Kräfte; ihr augenscheinlichstes Wachsthum sogar, bürget noch nicht die Fortdauer des Daseyns; wie oft schneidet das Schikfal den Faden des Lebens unerwartet und auf einmal ab! wie oft fällt unter einem, wie unversehenen Hiebe der Sense die kräftigste Blume plözlich dahin?

Philalethes. Also dächtest du, es wäre gar nichts wahres an unserm Saze? oder gar das Gegentheil? Je mehr Kräfte und Fähigkeiten, desto unsichrer die Fortdauer?

Sophus. Dieß gewiß nicht; und also mag es immerhin zugegeben seyn, daß je der Lebendigste um so viel berechtigter ist, Fortdauer des Lebens zu erwarten, als der Ablebende.

Philalethes. Dieß scheint mir für einmal genug; Tiefer in die Entwikelung dieser Begriffe werden wir vielleicht wohl ein andermal müssen.

XIII.

Fortsezung.

Dieselben Personen.

Philalethes.

(201.) Allso, wir fahren fort. Bemerket ihr wohl die zweyerley Bewegungen, die so eben an euch vorgegangen sind, wie an mir? — Ihr athmetet und gienget, und jenes geschah um dieses willen etwas schneller. — Ich fühlte bey deinem Handschlag, daß das Blut sich lebhaft bewegte in deinen Adern; und so eben als du dich bükteſt, deine zur Erde gefallenen drey Blumen aufzuheben, sah mans, daß dein Blut häufiger nach dem Kopf trieb. — —
(Die jungen Freunde staunen nach. —)

Philalethes. Die Schwerkraft ists wohl, die deine Linke auf deinen Schooß sinken ließ, und sie ist es doch nicht, die deine Rechte an die Stirne erhob, um diese drein zu senken?

Sophus. Ich verstehe dich, du sprichst von den mechanischen und freyen Bewegungen unserer Natur.

Kriton. Du hasts getroffen; Athem und Pulsschlag, und die Bewegungen andrer Flüssigkeiten in uns und alles, was sich mit ihnen und durch sie bewegt an uns, sind die unwillkührlichen Folgen unsers Mechanismus. Und der Gang, die Hand an der Stirne, der gebükte Rüken, sind Handlungen, die von unsrer Willkühr abhangen. — Allein die Wirkungen dieser Handlungen auf unsre Maschine sind darum nicht

nicht gewollt, wenn sie schon Folgen gewollter Handlungen sind; so das Sinken des Bluts in das zur Erde gebükte Haupt, und der zurükgehalkne oder abgekürzte Athem im Gehen, Sprechen, Singen.

(202.) Sophus. Ganz richtig; jedoch ists immer ein wahrer Saz: unser Ich hat die Kraft, unsere mechanische Natur in vielem anders zu bestimmen, als sie sich durch sich selbst bestimmt hätte.

Kriton. Und durch die Einflüsse äussrer Dinge auch ohne Willkühr der Menschen bestimmt worden wäre.

Sophus. Richtig! Sie scheinen also einander entgegen zu arbeiten, mit einander im Streite zu liegen, diese zweyerley Bewegungen.

Kriton. Allerdings; jedoch, sie sind in der allerunzertrennlichsten Verbindung; harmoniren; arbeiten zu Einem Zweke.

Philalethes. Und ists nicht gerade die allererste, die allernothdürftigste freye Handlung des Menschen, die uns die unzertrennliche Verbindung dieser zwo Arten von Bewegungen im hellsten Lichte zeigt, und gleichsam das Siegel auf sie drükt?

Sophus. Du meynst das Essen? Wirklich — weil aller Mechanismus unsrer ganzen Natur bald zerrüttet liegt, wenn wir ihm nicht mit dieser Handlung des Speisenehmens zu Hülfe kommen; und so ists mit manchen andern Handlungen. Die Bedürfnisse im engern Sinn sind das Band zwischen dem Mechanismus und der Freyheit unsrer Natur.

(203.) Philalethes. Wir können ohne Gefahr bis auf weitere Untersuchungen von der Freyheit unsrer Natur so sprechen wie du, sprichst. Die mechanische Bewegung hängt von körperlichen Ursachen ab, die den Gesezen körperlicher Bewegung unterworfen sind. Die willkührlichen Bewegungen hangen wenigstens so von unserer innern Denk- und Willenskraft ab, daß sie ohne dieß vorhergehende Denken und wollen nicht erfolgen.

Kriton. Dieß fällt mir so eben als ein seltsames Kämpfen unsrer Willenskraft mit dem Mechanismus an uns, und mit den Einflüssen der Dinge ausser uns, auf. —

Sophus. Du hast wirklich recht. Ein unaufhörliches Entgegenarbeiten —

(204) Philalethes. Schauet diesen Kampf nur recht nahe an — schämet euch nicht, eine Reihe der alltäglichsten Beyspiele vor euch zu nehmen. —

Kriton. Sobald werd ich gewiß nicht vergessen, was du uns hierüber in der vorigen Unterredung sagtest.

Sophus. Also — Ich erwache.

Kriton. Fällt dir nicht ein, mein Freund, daß wir gerade an dem Erwachen eine kleine Aufgabe hatten, ob wir es zur Klasse mechanischer oder willkührlicher, oder zu einer neuen Mittelklasse von halbmechanischen und halbwillkührlichen Handlungen rechnen sollten? Doch wir können dieß immer vor einmal stehen lassen. Verzeih, daß ich dich unterbrach.

Sophus. Deine Bemerkung interessirt mich — Also beym Erwachen fang ich recht eigentlich einen Kampf an gegen

die

die Vis inertiä (Schwerkraft, Trägheitskraft) meines Körpers; zwinge meine Auglider früher von einander, als sie sich sonst öffneten. Mein Aufspringen ist der eigentliche Sieg über die Anfechtung der Trägheit. Mein Anziehen geschieht gegen die Eindrüke der Witterung, und gegen die unangenehme Empfindung der Schaam, die ein Nakter in der bürgerlichen Gesellschaft empfände. Mein Waschen soll mich von — wer weiß wie viel Einflüssen und Anhängseln der äussern Dinge, die auf meinen Körper wirken, befreyen. Den peinlichen Folgen von der Leerheit des Magens beugt schon frühe genug mein Frühstük vor. Und nun, wenn ich meine Seele zum Wesen der Wesen empor hebe, Philalethes? wenn ich an meine Studien gehe?

Philalethes. Du handelst immer nach deiner bisherigen Ueberzeugung. — Unsre Untersuchungen, die gar nichts voraussezen, sollen dich inzwischen nicht abhalten deiner Ueberzeugung zu folgen, so lang's Ueberzeugung in dir bleibt; so wenig deine bisherigen Ueberzeugungen dich an von Grund auf angefangenen Untersuchungen hindern.

(206.) Sophus. Hierinn magst du mit mir zufrieden seyn; dieß macht mir wenig und immer weniger Bedenken. Das wars nicht, weswegen ich fragte: Wie bring ich das Bethen und Studieren unter dieselbe Rubrik von Kampf gegen die mechanischen Bewegungen unsrer Natur?

Philalethes. Zum Theil auch diese Handlungen allerdings; und zum Theil führen sie uns noch auf etwas, das wir bisher noch nicht berührt haben, und das wesentlich zu unsrer Natur mitgehört. Bey der Erhebung deiner Seele zu dem geglaubten Urheber deines Wesens, bestimmst du,

B S B MÜNCHEN

ohne Zweifel, so viele Muskeln deines Angesichts, die Richtung des Haupts, der Augen, der Hände anders, als sie ohne diesen jezigen Willensaktus bestimmt worden wären, und sich selbst bestimmt hätten; wie vieles modificirt sich dadurch wieder an Athem und Blut und dann so weiter. Aber auch unser Inneres, was wir uns unkörperlich denken, was wir Seele oder Geist zu nennen pflegen, hat seine Natur, seine Geseze, nach denen es sich ohne unsern Willen, theils immerfort selbst bestimmt, theils von äussern, unfreywillig auf uns wirkenden, Dingen bestimmt wird. Ihr mißversteht mich nicht, wenn ich dieß vor einmal im Gegensaz mit dem körperlichen den pneumatischen (geistigen, seelischen) Mechanismus unsrer Natur nenne; und seine Geseze pneumatische Geseze.

(206.) Kriton. Du weißt doch, o Philalethes, wie viel Streits über die Natur dessen, was wir Seele nennen, unter den Denkern ist, und ganz neulich wieder ernstlicher als je erhoben wird — greifest du nicht vor? bist du nicht in Gefahr etwas unerwiesenes anzunehmen?

Philalethes. Lieber Kriton, ich hoff' es nicht. Nicht wahr, wenn Sophus des Morgens ein Bedürfniß fühlt, sich mit gewissen grossen Gedanken, die er in sich neu erwekt, wohl zu machen, und zu andern Geschäften eine Stärke zu geben; so handelt er einer Art von Leerheit und Blödigkeit, die in seinem Individuum von Ich erfolgt wäre, entgegen?

Kriton. Allerdings.

Philalethes. Und dieß fühlt er weder durch Augen, Ohren, Nasen, noch durch die Zunge?

Kriton. Richtig.

Philalethes.

Philalethes. Auch nicht durch den Sinn des äussern Gefühls? ja auch nicht durch einen inwendigern Sinn, wie der ist, kraft welches du den Schmerz in den Eingeweiden fühlst?

Kriton. Ohne anders.

Philalethes. Und dieser innerste Sinn — kömmt er dir nicht als verschieden, seiner Art nach, von allen sinnlichen Gefühlen vor?

Kriton. Ich gestehe, wenn ichs schon nicht erklären kann und mich sehr hüte, darum etwas zu schnell von der Natur dieses Innersten anzunehmen: So scheint mir dieser innere Sinn doch noch von viel verschiednerer Art zu seyn, als selbst das Gefühl der Schmerzen an innern Theilen verschieden vom Gesicht ist. Ja die äussern Sinnen des Gesichts, Gehörs und Geruchs sind viel feiner, als der des körperlichen Gefühls von Lust und Schmerz in den inwendigen Theilen unsers Körpers: So fern ists, daß ich das innerliche körperliche Gefühl mit dem innern Sinne, wovon wir sprechen, verwechseln, oder von einerley Art halten sollte.

Philalethes. So nenne ihn nun, wie du immer willst, und die ganze innre denkende und fühlende Natur des Menschen — mit ihren Gesezen, nenne sie wie du willst, wenn dir die Namen pneumatisch und physisch zu vorgreifend scheinen.

Kriton. — Ich weiß keine andern.

Philalethes. Es ist auch mit dem Worte pneumatisch oder spirituell, um so weniger etwas für die Natur

unsres Innersten und dessen, was man Seele und Geist heißt, überhaupt vorgegriffen, da nach dem allgemeinsten Sprachgebrauche alles feinere aus Körpern körperlich abgezogene Spiritus heißt. — Und pneumatischen Mechanismus heiß ich nur das an unserm Geiste, was sich an ihm durch sich selbst, und die äussern Dinge, und nicht durch unsern Willen bestimmt.

Sophus. Mir ist dein Ausdruk klar genug und unverfänglich genug; und ich sehe, auch meine Andachtsübung und so nach mein Studieren waren freye Handlungen, um den unwillkührlichen Zustand meines Ichs anders zu bestimmen.

(207.) Philalethes. Das wollt ich sagen. Scheint euch unsere körperliche oder geistige Natur mehr von unsern freyen Handlungen abzuhängen, und durch sie mehr modificirt werden zu können?

Sophus. Auch der Körper sehr; doch scheint es mir die Seele noch mehr. So groß der Unterschied zwischen dem Matrosen und dem städtischen Weichling ist, so hoch jener über diesen an ausdaurender Gesundheit, und dieser über jenen an Feinheit des Gehörs, an Gelenksamkeit der Sprachorgane u. s. f. steht: Mir scheint der Unterschied noch viel grösser zwischen dem Weisen, dessen Seele sich in Anbethung des Urwesens verliert, und der Seele des Narren, der nicht nur nicht das mindeste Bedürfniß nach Gottesverehrung fühlt, sondern nicht den mindesten Gedanken an die Gottheit mehr leiden kann; oder des Rohen, der weder von dem Zustand jenes Weisen, noch dieses Narren den mindesten Begriff hat. — Doch mich dünkt wir kämen weiter, ohne dieß jezt zu entscheiden.

(208.) Philalethes. So scheints mir. Und nun deine Reyhe Handlungen Sophus. —

Sophus. Noch vor dem Frühstük hatte ich geschrieben bey der Kerze, mit der ich die Finsterniß besiegte; und hemmte die Wirkung ihrer Strahlen auf meine Augen durch einen Augenschirm. — Natürlich, daß die Finger immer nach andrer Richtung, als der ihrer Schwerkraft, tanzen mußten; das Aug auch nicht in seiner Ruhe blieb, die Gedanken den Athem manchmal stille stellten; — das Geblüt, den Füssen entzogen, dem Kopfe zuarbeitete; — ich stand auf und gieng, um etwas wärmer an den Füssen zu bekommen, im Zimmer hin und her. Die aufgehende Sonne konnte mich durch den Vorhang, den ich zog, nicht blenden. Als ich auf meiner Mutter Stube gieng, öffnete ich unterdeß Thüre und Fenster, um der freyen Luft Durchzug durch mein Zimmer zu verschaffen. Meine Wunde, die mein Federmesser durch meine Finger schnitt, heilte ich mit Pflästerchen, und unterdrükte die Empfindung des Schmerzens, so gut ich vermochte, daß sie mich nicht am Studieren hindere. Der Bediente brachte mir den neuen Regenschirm und die ausgebesserten Stiefeln wieder — die Schilde wider Nässe von oben und von unten — B. kam und unterbrach mich im Studieren; ich arbeitete gegen den Eindruk, den das auf meine Laune zu seinem und meinem Nachtheil machen wollte. Seinem garstigen Hunde macht' ich ihn die Thüre weisen. Mein Mitleiden trieb mich zu S. meines Nachbars harten Kreditor; seine Härte drükte mich, und ich bot alle meine Beredsamkeit auf, ihn zu mildern Entschlüssen zu bringen; es gelang mir endlich —! Und so seht ihr — geht das Ding an Einem fort; wirklich — unsre Kraft ist mit dem — ganzen Universum — hätte ich bald gesagt —

wenigstens, mit Himmel und Erden, Thieren und Menschen und uns selbst — im Streite, wird gedrükt und drükt zurük; wird verändert und ändert.

(209.) Philalethes. Nennt ihr den glüklich, der diesem allgemeinen Druk zu widerstehen am wenigsten Kraft, Willen, Geschiklichkeit hat?

Kriton. Gewiß nicht; aber den nännte ich einen vollkommen Glükseligen, der Kräfte genug hätte, allem Druke auf ihn wirkender Kräfte zu widerstehen: der jeden Druk entweder mit Leichtigkeit ertragen, oder ihn von sich entfernen, den Eindruk bis auf einen sehr erträglichen, unhinderlichen Grad schwächen, oder ganz vermeiden, oder ganz vertilgen könnte; — Wen nichts hinderte zu geniessen, was er geniessen will, und zu wirken, was er wirken will; —

(210.) Sophus. Kriton, entweder du schwärmst, oder du sezest voraus; daß er nichts geniessen will, als was er weiß, daß er geniessen kann, und nichts wirken will, als was er weiß, daß er wirken kann, und dann gehst du im Zirkel und sagst gar nichts.

Kriton. Ich hoffe nicht. Freylich ein vernünftiger will nichts geniessen, als was er geniessen kann, das heißt, wovon er überzeugt ist, daß die Genießbarkeit in der Natur und die Genußfähigkeit in ihm selbst vorhanden ist; und auch nicht alles das will der Vernünftige geniessen, sondern nur das, wozu irgend ein Bedürfniß, ein Appetit rege in ihm ist. Und dann wüßt ich nicht, wo die Schwärmerey stäke. Ich sagte nicht, es giebt einen solchen vollkommen Glükseligen; ich sagte nicht wir könnens werden; — Nur der wärs, welcher in seiner Natur eine Kraft hätte, allen

Einwirkungen

Einwirkungen seiner eigenen, und der ganzen äussern Natur das Gegengewicht zu halten; und dieß könntest du läugnen?

Sophus. Wer könnte das? Freylich.

(211.) Philalethes. Gewisser als gewiß ist wenigstens das: „Jeder geringere Grad von Kraft, jedes Uebergewicht von Bedürfniß macht den Menschen um so weniger glüklich, weniger vollkommen, seines Daseyns weniger froh." Und so, denk ich, dürfen wir uns auch vor dem — wir wollen jez sagen — Ideale von Glükseligkeit nicht fürchten. Es ist derselbe Saz, nur anders ausgesprochen. „Wer eine Kraft kennte, die für alle wirkliche und künftige Bedürfnisse, welche sich in seiner Natur entwikeln mögen, völlig befriedigend ist; wer alle seine Organe, Sinne und Kräfte jeden Moment mit der völligsten Freyheit zur jedesmal bedürftigen Veränderung seiner selbst, und der Dinge auser sich, brauchen kann, der wäre vollkommen glükselig — der wäre, was er zu seyn wünschen kann, wüßte, was er zu wissen — hätte und könnte, was er zu haben und zu können verlangen kann.

Kriton. Mir kommt die Natur des Menschen oft so groß vor, daß ich sagen möchte, er sollte so seyn.

Philalethes. Ueberspannen wir nicht, Lieber! überspannen wir nicht!

(212.) Kriton. Jsts dir denn nicht ausgemacht, daß das wahre Glükseligkeitslehre ist, die immer neue Bedürfnisse in unsrer Natur wekt; und verhältnißmässig auch immer neue Kräfte in derselben entwikelt, oder ihr darbietet, um diese Bedürfnisse zu befriedigen?

Philalethes. Oder beschränken wir uns lieber, und sagen für einmal nur so viel: die wahre Glükseligkeitslehre soll die vorhandenen Bedürfnisse der menschlichen Natur befriedigen helfen, die Kräfte mit ihnen in Verhältniß bringen.

Kriton. Ich wollte eben auch nicht sagen, immer neue Arten von Bedürfnissen erregen, und dieselben mit neuen Arten von Kräften befriedigen. Nur die Bedürfnisse derselben Art neu rege machen, und sie von neuem sättigen. —

(213.) Sophus. Warum nicht lieber schlechtweg Bedürfnisse befriedigen; warum neue erregen? Sind wir denn nicht glüklicher, je weniger Bedürfnisse wir haben?

Philalethes. Lieber, würdest du dann so viel verständiger, je weniger du zu wissen verlangtest? Meynst du, z. B. wir sollen dir jezt auf deine Frage nicht antworten, damit sich das Bedürfniß nach Weisheit in dir ersteke, und du mit wenigern Bedürfnissen desto glüklicher würdest?

Sophus. Ich sehe schon, wo ich gefehlt habe; ich dachte nur an die körperlichen Bedürfnisse.

(214.) Philalethes. Ich wünsche zu wissen, meine Freunde, ob ihr mit folgenden Säzen zufrieden seyt:
Die Glükseligkeitslehre wäre die allervollkommenste, durch welche immer mehr Bedürfnisse gewekt, und immer mehr Kräfte im Menschen entwikelt, immer mehr reizende und zugleich befriedigende Gegenstände zu seiner Kenntniß gebracht würden; Eine Glükseligkeitslehre wäre die allervollkommenste, wodurch des Menschen ganze Natur, alle seine Glieder, Sinne, Fähigkeiten, immer existenter, lebendiger, zu gleicher Zeit leidender und wirksamer, empfänglicher und gebender, genieſſender und genießbarer würden.

Sophus. Allerdings.

Philalethes. Demnach; der wäre geradezu ein Thor, der einen solchen Unterricht, wenn es einen gäbe, vernachlässigte, eine solche neue Anstalt, wenn es eine gäbe, verwürfe.

Sophus. Allerdings; aber wie sehr spannst du unsre Erwartung?

(215.) Philalethes. Geduld, lieber Sophus! ich bin mit meinen beschliessenden Säzen noch nicht zu Ende — Ferner: die Glükseligkeitslehre ist schlechter, die nur Bedürfnisse wekt, Triebe reizt, Begierden spannt — ohne zugleich Kräfte zu ihrer Befriedigung anweisen zu können?

Kriton. Ohne Zweifel.

Philalethes. Und der wäre ein Thor, der eine solche gegen die Lehre weiser Mässigung und Beschränkung seiner Bedürfnisse eintauschte? Bist du es nun zufrieden Sophus?

Sophus. Ich fühl es, daß ich voreilte.

(216.) Kriton. Mir scheint beydes zur Weisheit zu gehören. Kräfte suchen zu vorhandenen Bedürfnissen; und Bedürfnisse schwächen, zu deren Befriedigung keine Kräfte gefunden werden können.

(217.) Philalethes. Denkst du, mein Freund, daß in der Anwendung hierin so leicht das rechte Maaß getroffen werden könne?

Kriton. Ich denke dieß schon weniger, als vor Einem Jahre.

Philalethes. Wie meynst du's?

Kriton. Ich erfahre alle Tage und Jahre, daß nichts leichter ist, als meynen, das wollte man bald genug machen.

Philalethes. Allso wir sprechen uns hierüber mehr.

XIV.

Fortsezung.

Dieselben Personen.

Sophus.

(218.) Ich habe hier einem Mädchen, das bey mir Lektion nihmt, ein kindisches Geschreib abgefordert, das werth ist, von männlichen Denkern gelesen zu werden, und zwar nicht Einmal nur.

Kriton. Was das wohl für ein philosophischer Aufsaz seyn mag unter der guten Aufsicht.

Sophus. Nicht Aufsaz, und nicht unter Aufsicht. Es sind nichts als eine Menge ganzer Reyhen von Zeitwörtern, was sich das Kind aus seinem Wörterbuch abschrieb. Seine Gespielinnen brachten leztlich aus ihrem Schaz alter und neuer Spiele das sehr artige vor: Was kann der Mensch im A? Das gieng der Reyhe nach unter den Kindern herum, und wer nicht geschwinde was wußte, oder was schon gesagtes sagte, mußte Pfand geben; dann hieß es von neuem im Kreise herum, was kann der Mensch im B? und so fort. Um sich auf dieß Spiel in Zukunft wohl zubereiten, schrieb Philippine sich die Zeitwörterreyhen. Ihr seht, was diese Blätter interessant macht.

Kriton.

Kriton. Aeusserst interessant; ich merke wohl; sie geben Anschauung von der erstaunenswürdigen Manichfaltigkeit menschlicher Empfindungen, Fähigkeiten, Kräfte und ihrer Anwendung.

Philalethes. Nichts angenehmers könntest du mich wenigstens hören lassen, und nichts zwekmässigers. Wir hatten gerade vor, von der Manchfaltigkeit der Kräfte in der menschlichen Natur noch einiges zu reden.

Sophus. Natürlich, daß ich manche einander allzuähnliche Handlungen und Leiden weglasse, und Synonymen bleiben am ersten weg. Unterbrechet mich nur so oft ihr wollet.

Philalethes. Ich denke davor wirst du sicher seyn; wenn so etwas die Wirkung auf uns thun soll, die es soll, so muß man im Hören still aushalten. —
(Die Papiere, die sich jeder leicht aus einem Wörterbuche selbst nachschreiben lassen kann, werden vorgelesen. Nach Beendigung derselben sagt) Sophus:
Ich bin zu Ende mit meinem Papiere.

Kriton. Wir sind alle gleich stumm geblieben.

Sophus. Philalethes kann gewiß hören.

Philalethes. Es hielt uns allen Eine Ursache die Sprache zurük — Mir wenigstens das Erstaunen.

Sophus. Vor Erstaunen konnt ich oft nicht fortlesen.

Kriton. Ich vergesse in meinem Leben die Blike nicht in dieß grosse Reich der menschlichen Fähigkeiten und ihrer Anwendung. Was sich alles davon abzieht, bringen wir, denk ich, alle von selbst in Anschlag. Sophus.

Sophus. Was meynst du, Kriton?

(219.) Kriton. Erstens, daß nicht jeder Mensch das alles wirklich kann und weiß, was andre können. Zweytens, daß er nicht das alles wirklich kann, was an sich möglich wäre, daß ers lernte. Drittens, daß er, was er kann, nicht immer kann, in einer Art nicht alles kann; er kann zeugen, aber nicht jeder kann es; er kann Sprachen lernen, aber nicht jeder, in jedem Alter, bey jeder Schwächung seines Gedächtnisses. Er kann heilen, aber nicht alles; er kann denken, aber nicht immer; er muß unterzwischen schlafen; er kann sich überwinden, aber nicht allemal; es giebt für jeden einen Grad von Versuchung, der seine gegebenen moralischen Kräfte übersteigt; und so weiter und weiter.

Sophus. Ganz richtig; anders versteht auch wohl niemand diese Unzählbarkeit menschlicher Kräfte und Fähigkeiten.

(220.) Philalethes. Wie weit reicht allso die Glükseligkeit eines Menschen über die eines Thieres!

Kriton. Unstreitig; aber kann er nicht auch viel mehr leiden, als ein Thier?

(221.) Philalethes. Allerdings; aber findest du nicht, wozu ihn auch diese mehrern Leiden angetrieben haben?

Kriton. Freylich, auf tausend Mittel zu denken, und tausend Kräfte in sich zu üben, um diesen Leiden zu widerstehen.

Sophus. Und vergissest du die Baukunst, das Militär, die Polizey, die Städte, die Strassen, die in die Stadt geführte Brunnen, die Hospitäler, die Waisenhäuser. . . .

Kriton.

Kriton. Ich verstehe dich — die vielen ausser ihm gemachten Anstalten, um Leiden ohne Zahl abzuhelfen, zu mildern und zu tilgen.

Philalethes. Der Mensch hat gerade hierin zween Vortheile vor dem Thiere, die beynahe keine Grenzen haben. Die Wolfjagd im Dorfe M. lezten Winter zeigt sie euch beyde auf einmal.

Kriton. Ich verstehe dich, du meynst die Rotte Bauern mit ihren Flinten —

Philalethes. Und ihren Hauptmann. Das meyn ich. Die Erfindungskunst und die Vereinigung mehrerer Kräfte zu Einem Zwek. Eben diese bringen so viele vortrefliche Anstalten hervor.

(222.) Kriton. Da geht mir wieder das Ideal von Glükseligkeit des Menschen durch den Kopf. Eine Anstalt zur Erhöhung seiner Kräfte in jedem Falle, wo ihn die Last widerwärtiger Kräfte zu sehr drüken würden.

Sophus. Das ist die eifrigste und vereinigte Bemühung unsrer edelsten Männer — vielleicht nie, wie jezt, sieht man es ein, daß in der Natur des Menschen und der Welt für alles Uebel Heilmittel oder Verwahrungsmittel vor allem Uebel vorhanden sind und gefunden werden können, wenn sie ernstlich und mit vereinigten Kräften gesucht, und sodann bewerkstelliget werden können, wenn man nur auch hiezu immer harmonischer sich die Hände bietet.

Kriton. Ich las auch manche von unsern neusten Schriften, die auf diesen Zwek arbeiten, und manche riß mich zu entzükender Hoffnung hin. Aber nicht selten ergriff mich

eine

eine wehmüthige Besorgniß, daß man sich mißrechne, und oft ganz klein scheinende und doch sehr wichtige Bedinge so unerfüllt bleiben werden, als je bisher.

Sophus. Unerhörte Mittel werden unerhörte Wirkung thun, sey sicher! Und von solchem allgemein werdenden Einflusse der Aufklärung, haben wir, so viel man wenigstens aus der Weltgeschichte weiß, noch zu keiner Zeit nichts gehört.

Philalethes. Freunde, verliert euch nicht; wir wollen jezt für einmal noch nicht die Glükseligkeit der Welt suchen — wir suchen nur die unsrige.

Sophus, lächelnd. Das klingt nicht sehr menschenliebend.

Kriton. Wirklich eine ernstliche Deklaration vom Philalethes wider den Kosmopolitenorden.

Philalethes. Ihr habt recht, meine Freunde. Ihr vertrauet euch allso gern einem kranken Arzte?

Kriton. Wie giebt sich die Frage hieher?

Philalethes. Oder würdet ihr grosse Stüke erwarten von dem, der die Welt glükselig machen will, und nicht erst an sich die Probe zeigt, daß er glükselig machen kann? Wir müssen erst lernen glüklich seyn, um glüklich machen zu können.

Sophus. Wohl, wohl, o Philalethes!

(223.) Philalethes. Gehen wir wieder etwas tiefer zurük, und bemerken, was zu jeder Handlung, die dem Menschen

Vergnügen macht, erfordert wird. Ich hab heute mit Vergnügen meinen Nachbar sein Morgenlied anstimmen gehört, und sogleich begab ich mich ans Fenster, um es ihn ganz singen zu hören; was mußte da zusammen kommen, um mir dieß Vergnügen zu verschaffen, mein Kriton?

Kriton. Dein Ich vorderst, das verlangte weiter singen zu hören; dein Ohr, um den Gesang hören zu können, und der Nachbar mit seiner treuherzigen Stimme.

Philalethes. ¿ Und es wäre nichts zwischen dem Nachbar und mir, was mir seine Töne zubrachte; worohne ich ihn nicht hätte hören können?

Kriton. Freylich; es ist die Luft, die von seiner Stimme in Bewegung gesezt ward, und deren Bewegung sich bis zu meinem Ohre fortpflanzen muß, wenn ich hören soll; da im luftleeren Raum kein Schall gehört werden kann.

Philalethes. Das hat keine Schwierigkeit; und so ists mein Ich, das zu sehen verlangt, und das Gesehene wahrnihmt; das Aug, mit dem es wahrnihmt; das Licht, vermittelst dessen die Wahrnehmung geschieht, und der wahrgenommene Gegenstand. Wenn man's auf drey Dinge reduciren will, so ist's das Subjekt mit seinem Organ, von welchem; Das Medium — vermittelst welches; — und das Objekt, welches wahrgenommen wird.

Sophus. So sind beym Geruche die ausdüftenden Theilchen, und beym Geschmake die aufgelöseten Salze das Medium der Wahrnehmung und des Genusses; aber beym Gefühle scheint unmittelbare Berührung alles Medium entbehrlich, und von deinem Saze die Ausnahme zu machen.

Philalethes.

Philalethes. So scheint es wenigstens.

(224.) Kriton. Es ist auffallend, wie sich die fünf Sinnen nach der Feinheit des Mediums rangiren, gerade nach der gewöhnlich angenommenen Rangordnung. Das feinste Medium ist das Licht, und giebt dem Gesichte vor allen den Rang; ihm folgt die Luft; dann die ausduftenden Theilchen, dann die aufgelößten Salze; und so kömmt nach dem Gehör der Geruch, und dann der Geschmak, und der unmittelbar berührende Sinn des Gefühls ist der lezte.

Philalethes. Wir können uns einst mehr bey manchem ausgemachten, und bey der Untersuchung manches ungewissen Sazes, der uns zu unserm Zweke vor einmal nicht fördert, verweilen. Versucht nun die freyen Handlungen aufzulösen, um ihre Haupttheile kennen, und die Aehnlichkeit derselben bemerken zu lernen.

(225.) Sophus Ich bemerke bey der Handlung des Essens z. B. mein Bedürfniß, die Speise, und brauchbare Organe, mir die Speise zum Munde und von da zum Magen zu bringen.

Philalethes. Dieß ist das physische an der Handlung, die du wohl nicht verrichten würdest, wenn du im vorgesezten Brodte Gift wüßtest. Oder die Apfelfigur als ein wächsern Bild erkenntest; oder wenn in der Dämmerung Tintetafeln und Chokoladetafeln unter einander geworfen lägen.

Sophus. Gewiß nicht. Es braucht also für mein denkendes Ich eine gewisse Erkenntniß, Glaube, Beredung, Ueberzeugung, daß der Gegenstand, den ich essen will, meinem Speisebedürfniß angemessen sey.

Philalethes.

Philalethes. Und denkst du, daß es bey irgend einer menschlichen Handlung anders sey?

Sophus. Wollen sehen; z. B. bey deiner Frage an mich. Du bists, der eine Art von Bedürfniß hat, von mir etwas zu vernehmen.

Kriton. Aber doch nicht, daß Philalethes es wisse, sondern daß er sehe, ob du es wissest.

Sophus. Versteht sich; um so edler ist sein Bedürfniß das er fühlt, meine Begriffe zu entwikeln; aber doch Bedürfniß, was ihn fragen macht. — Dann die Ueberzeugung, daß diese Frage zum Zweke helfe, und daß ich diese Frage höre und verstehe. (Ohne diese Erkenntniß oder Beredung würdest du nicht fragen); und — die an mich gehende Frage selbst. So däucht's mir, müß' es bey jeder Handlung seyn; als physische Handlung betrachtet muß sie ihr körperliches Medium haben; als willkührliche Handlung scheint mir allemal eine gewisse Erkenntniß oder Beredung das unentbehrlichste Medium zu seyn.

Philalethes. Gut — Sehet ihr nun meine Freunde, wie der Mensch in diese Harmonie der Bedürfnisse, Gegenstände, und der Medien ihres Genusses gebohren wird?

Kriton. Sophus, bejahen.

(226.) Philalethes. Lis Kriton, dieß Blatt; es gehört hieher, und ist aus unserm Schriftsteller copirt. Es würde mich mancher darum desto lieber in unsern Untersuchungen begleiten, wenn er sähe, daß ich es nicht verschmähte, auch von diesem Manne wahres und gutes zu lernen. Ich verschmähe es nicht nur nicht; ich halte es

für schändlich, es nur bloß nicht zu verschmähen; mit Dank und Achtung benuz ich es.

Kriton. Ich will gerne Lesen. „ Der Mensch, wenn er auf die Welt kömmt, obgleich vollkommen organisirt und gegliedert, ist doch das hülfloseste Geschöpf; sogleich ein lebendes schreyendes Bedürfniß. Er kann durch sich selbst auf keine Weise bestehen; jeder Augenblik seines Daseyns ist ein Augenblik des Bedürfnisses. Er fleht gleichsam so bald er die Welt betritt, die ganze Welt um Hülfe an, und die ganze Welt ist in Bereitschaft ihm Hülfe anzubieten. Sogleich nehmen ihn wohlthätige zärtliche Hände in Empfang; das unreine Geschöpf wird gereinigt, das nakte gekleidet, das kalte erwärmt, das dürstende getränkt, das hungernde genährt; das arme Geschöpf kann nicht stehen, es findet eine weiche Lagerstätte. Mit jedem Tag entwikeln und vermehren sich seine Bedürfnisse, mit jedem Tag seine Kräfte. Jezt bedarf sein stärkeres Aug mehr Licht und sichtbare Gegenstände; es findet Licht und Gegenstände, so viel es immer verlangt. Es hat Hände zu greifen, und greifbare Gegenstände sind ihm Ueberflüsse für dieselben da. Es hat Füsse zum Stehen und Gehen, und allenthalben findet es Boden. Es hat Ohren zu hören, und Stimmen aller Arten kommen ihm entgegen. Es hat Trieb gehörte Töne nachzuahmen oder zu reden, und gewisse Bedürfnisse andern zu verstehen zu geben, und es findet horchende Ohren, die sich ihm nähern. Fängt es an zu fragen, so erhält es Antworten — und bekömmt durchs Fragen Fertigkeit, auf Fragen zu antworten, die ihm vorgelegt werden. Es wächset und bedarf mehrere Kleider — es findet sie. Es bedarf Lehrer oder Lehrerinen, Schulen, Unterricht in mancherley Dingen; Lehrer und Schulen

allerley

allerley Arten stellen sich ihm dar. Nicht einen Sinn hat der Mensch, für den nicht eine Menge entsprechender Dinge vorhanden seyen. Man zähle, wenn man kann, alle Arten von Sichtbarkeiten, die das Aug ergözen — mithin Bedürfnisse des Auges befriedigen — zähle, wenn man kann, alle Arten von Sprachen, Tönen, Stimmen, die allen Bedürfnissen des Ohres genug thun. Wer zählt was auf der Erde alles für eine einzige Menschenhand vorhanden ist? Für jede mögliche Bewegung und Richtung — und wer will diese zählen, vorhanden ist? — Und abermal — wie viele Millionen Hände? — Man denke sich, man seze sich aus einander alles, was die Zunge, der Gaumen bedarf, bedürfen kann — sich für Bedürfnisse macht — und wie für alle diese wahren und gemachten Bedürfnisse Speisen und Getränke ohne Zahl, theils vorhanden, theils zu erfinden sind. Man denke sich alle poetische, musikalische, zärtliche Bedürfnisse des Ohrs, und die unbeschreiblich manchfaltigen, natürlichen und künstlichen Töne, die von so vielen tausend Dingen entlokt und hergeleitet werden können — Man denke sich, wenn man kann, alles erfindbare und erfundene Vergnügen, das aus Figur, Bildung, Umrissen, Farben, Compositionen, Gruppen entstehen kann. — Jede Entwikelung, Bildung unsrer Sinne, unsers Geschmaks, ist Entwikelung einer Menge verschlossener Bedürfnisse unsers Geistes, denen eine Menge Befriedigungen zu Gebote stehen. Jede Kunst, Lehre, Unterricht ist Veranlassung zur Entwikelung neuer Bedürfnisse — und zugleich Darstellung solcher Gegenstände, wodurch gewisse Kräfte geübt, die immer vielfältigern und feinern Bedürfnisse befriedigt werden. Keine Sprache, keine Beredsamkeit kann alle Bedürfnisse eines feinen, gebildeten Menschen, und alle die Millionen denselben

selben entsprechenden, sie erst reizenden, dann befriedigenden Gegenstände herzählen. — Welch ein Bedürfniß z. E. das Schreiben! — und bis wir einen Buchstaben geschrieben haben, wie viel Erfordernisse! Man überzähle alles, wenn man einen bequem schreibenden Menschen sieht — Nur bis das Papier unter seinen Händen liegt — wie viel Dinge müssen in Bewegung gesezt werden? Und diese alle sind in Bewegung gesezt worden, damit auch dieß der menschlichen Gesellschaft so unendlich wichtige Bedürfniß befriedigt werde. "

„ Das Erstaunenswürdigste Bedürfniß bey dem allem ist, daß alle die unzähligen Dinge, die zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse brauchbar sind, sogar die, welche sich unmittelbar auf unsre unmittelbaren Bedürfnisse beziehen — wie z. E. die Luft auf unsre Lunge, die Sonne und der Mond auf unser Auge — die Nahrungsgegenstände auf unsern Gaumen und Magen — für sich selbst und unabhängig von uns da sind, und zu bestehen scheinen. Gesezt, unsre Erde leuchtete dem Monde, wie der Mond unsrer Erde leuchtet — Welch ein Meer von Vergnügungen würde dem Monde von unsrer Erde zufliessen ohne daß unsrer Erde das mindeste abgienge, ohne daß wir dessen inne würden, ohne daß uns einfiele, die Erde ist um des Mondes willen. — So ist die Sonne um ihrer selbst, und zugleich um vieler Millionen Geschöpfe willen, als ob sie für jedes besonders da wäre! So die Erde, so der Mond, so das Thier, so jeder Mensch, jeder Baum, jede Pflanze! Alles ist für sich da, ist ein Ganzes für sich: Es mag gesehn, gebraucht, benuzt werden oder nicht. Millionen Pflanzen, Bäume, Thiere, Felsen, Insekten, Wurzeln, Wasserquellen, Steine sind und werden nie vom Menschen gesehen und gebraucht; sie

sind

sind doch da! Die ganze Natur ist eine reiche, überflüssige, ewigergiebige Quelle von Produkten — die auf den Fall des Findens für mögliche oder künftige Bedürfnisse dastehn. Jedes bemerkte oder unbemerkte Phänomen oder Produkt der Natur ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Befriedigung wirklicher oder möglicher, gegenwärtiger oder künftiger Bedürfnisse; Mithin eine Fundgrube von Ressorts (Triebfedern) unsre Kräfte zu bewegen, unser Leben zu beleben — uns glüklicher, oder welches Eins ist, unsere Existenz uns empfindbarer und genießbarer zu machen. So viel körperliche Gegenstände ausser uns, mit deren Oberfläche wir in einer Art von physischer Verbindung stehen — So viel Recepti-vitätspunkte, Sinne, Saiten, oder Seiten an uns, die sich gegen diese Gegenstände wenden, sich von ihnen berühren, anziehen, oder zurükstossen lassen — und so viele Sinne, Organe, Nervenfibern Punkte an uns, so viele Gegenstände ausser uns, die, sie mögen für sich selbst seyn, was sie wollen, und so sehr wie möglich für sich selbst zu bestehen scheinen, dennoch für uns ihre so genießbare Seite haben, als ob sie bloß für uns allein da wären. Millionen Dinge, die keinem uns bekannten sichtbaren Wesen, oder nur dem einen und dem andern höchst einseitig genießbar sind, sind uns genießbar von tausend Seiten auf unzählige Art genießbar; und es ist durchaus kein Produkt der Natur, nichts, wovon wir etwas wahrnehmen könnten, das uns nicht auf die manchfaltigste Weise genießbar sey? Wie ist alle Welt, das ganze Universum uns oft wie ein Punkt, in einem Augenblik genießbar! Wie könnten wir jedes Sandkorn zu einem Universum von Genießbarkeit machen — wenn wirs als Naturforscher, Mechaniker, Metaphysiker oder Dichter betrachten — welch ein Mittel-

punkt aller Dinge, welch ein Beziehungsziel aller Wesen ist der Mensch! Wie scheint er von allem abzuhangen, und wie hängt alles von ihm ab! Wie kann er sich alles unterwerfen, alles sich dienstbar, genießbar machen! "

(227.) Kriton. Wie wahr, und wie bezaubernd in seiner Wahrheit.

Sophus. Wenn es Wahrheit ist, so wird's doch kein Zauberstük seyn?

Kriton. Bezaubernd, weil es im Allgemeinen und im Abgezogenen wahr ist, oder Möglichkeit hat, und weil so viel fehlt, daß vornehmlich auch das lezte dieser Stelle im Einzelnen wahr und wirklich seyn sollte. Der Mensch fiel mir gerade bey der lezten Stelle ein, der mir, ehe ich hieher kam, begegnete — der elende Chabrias. —

Sophus. Der versoffene Expastor?

Kriton. Eben der — seine Frau hatte ihn krank zum Bett und zum Hause hinausgeprügelt. Er richtete sich von der Erde auf, da er mich kommen sah — Der fiel mir aufs Herz, als ich las: „ Welch ein Mittelpunkt aller Dinge; — Welch ein Beziehungsziel aller Wesen ist der Mensch! wie scheint er von allem abzuhangen, und wie hängt alles von ihm ab! wie kann er sich alles unterwerfen, alles sich dienstbar, sich genießbar machen! "

Sophus. Freylich; so ziehen sich noch unzählige Individuen ab. Allein, es versteht sich, wie du sagst, das hier nur von der Möglichkeit der menschlichen Grösse die Rede ist.

Philalethes. Und was wäre einer Expastor geworden, wenn

er

er das Gefühl der menschlichen Würde nicht im Weine ersäuft hätte.

Kriton. Er hieng also vom Weine ab, und dieß machte ihn von tausend andern Dingen mehr abhängig.

Philalethes. Er ergab sich dem Wein zum Sklaven, willst du sagen. Doch hievon noch wohl etwa ein andermal. Genug: wie viel Züge von der Grösse der Menschheit, in Beziehung auf die ganze Natur, passen nicht jezt noch auf ihn — du darfst nur dein Blat nehmen und jeden Zug durchgehen —

(228.) Sophus. Und wie viel liegt noch an ihm zurükzukehren, und einen grossen Theil Menschenglükseligkeit sich wieder von neuem eigen zu machen.

Philalethes. Es ist mir recht lieb, daß du dieses nicht vergissest. Es verdient einst, ein Hauptgegenstand unsrer Untersuchungen zu werden. Nunmehr wünsch ich euch auf nichts so sehr aufmerksam, als auf die unzählbaren Beziehungen aller Dinge auf den Menschen und des Menschen auf alles — denn nicht nur macht euch dieß euers Daseyns sehr froh, sondern diese frohe Empfindung ist mit einem schäzbaren Gefühle von der Grösse des Menschen verbunden, das ihn nothwendig edel macht —

Kriton. Und nicht auch stolz, denkst du?

Philalethes. Dafür ist gesorgt und wird gesorgt, lieber Freund! Aber scheint euch dieß eine Betrachtung, die schon alles erforderliche auf uns wirkt, wenn wir sie einmal für allemal anstellen?

(229.) Sophus. Wie sollte sie es? Ich versichre dich,

schon mehr als einmal, während dieser Betrachtung kam mir der Sinn an jene Abhandlung, die du uns einst zu lesen gabst.

Philalethes. Sprichst du von der über den einzig richtigen Maasstab beym praktischen Unterricht? *

Sophus. Von dieser.

Kriton. Auch der Aufsaz, über die täglichen Horas Meditationis. **

Philalethes. In sofern du denkst, daß dieser und ähnliche Gegenstände der Betrachtung Arbeitsstoff fürs Nachdenkensstündchen gäben.

Sophus. Ich kann mir den Unterschied nicht groß genug denken zwischen dem Zustande eines Weisen, der nach den Grundsäzen dieser Abhandlung oft und viel, und wärs täglich seine Menschheit als Centrum von so viel tausend Radien beschaut, und es nicht vergißt, daß seines Knechtes Sohn eben ein solcher Mittelpunkt von unzähligen Radien ist — und zwischen dem Flüchtling, der dieß auch weiß, aber nie Weile nihmt, es sich intuitiv zu machen. ***

Philalethes. Man muß nie idealische Wirkungen von diesen Uebungen erwarten, und wie bald irgend ein unüberwindlicher oder unüberwindlich geglaubter Druk von aussen oder innen, den in seiner wirklichen Grösse sich frohfühlenden Menschen

* Konversationen im Vorhofe des Tempels der Wahrheit. XXVIII.
** Eben daselbst LI.
*** Siehe auch Konversationen im Vorhofe des Tempels der Wahrheit. LV.

Menschen daniederlegt — Wer von uns weiß das nicht? Aber ohne diese Uebungen — was denkt ihr?

Sophus. Wird einer nicht weit kommen auf dem Wege der Wahrheit, denk ich.

Kriton. So wenig als in der Mahlerkunst ein Mensch, der meistens die Augen vor allen schönen Scenen verschlossen hält, dächt ich.

XV.

Fortsezung.

Dieselben Personen.

Kriton.

(230.) Ich säumte mich zu lange in meiner Schwester Stube — Das war eine Freudenscene, von der ich mich nicht durfte noch wollte losreissen. Sie hat den erstgebornen . . .

Sophus. Sohn bekommen? Ja, das ist auch Ursache zu Festfreude.

Kriton. Verzeih; den erstgebohrnen Zahn der erstgebohrnen Tochter hat die Mutter so eben entdekt. . .

Philalethes. Machet ihr den Streit mit der Mutter aus, ob das gerechte Ursache sey, einmal Quelle ists in aller Welt von festlicher Freude!

Kriton. Es ist ja wahr; und ich bekenne, daß mir dieß einer von den Favorit-Gesichtspunkten ist, aus denen ich die Welt gerne ansehen mag. So viel Millionen Mittelpunkte

an so viel Millionen Kinderlein zu sehen, von denen täglich so unzählige Strahlen von Freude und Vergnügen ausgehen! So viel Millionen Kreatürchen, die Augenmerke eines ganzen häuslichen Kreises von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Großeltern und Oheimen und Muhmen, und Wärterinnen, und Hausbedienten und Gespielinnen sind — so unzählige Lüken der Existenz mit Vergnügen ausfüllen, so viele bewölkte Tage entwölken, mit einem streichelnden Händchen so manches nahe Ungewitter wundersam von der Stirne des Vaters vertreiben, und was schwerer als alles schwere ist, mit einem allgewaltigen Lächeln der Mutter Laune besiegen.

Philalethes. Du kömmst uns gerade recht mit deiner Deklamation. Wir hatten uns so eben von den manchfaltigen moralischen, und gesellschaftlichen Bedürfnissen und Trieben unserer Natur und den vorhandenen Mitteln, sie zu befriedigen, unterreden wollen, und da wüßt ich ein Mädchen, das Kritons Beredsamkeit weit übertreffen würde, wenn es uns käme von dem Ideal des Brautstandes nur so viel vorzusagen, als ihr schönes Herz selbst erfährt; und sie sollte uns Ein, zwey Jahr lang monatlich eine Stunde geben, um uns als junge Frau, und Sohnsfrau, und Schwägerin und Mutter zu erzählen, was sie von den feinsten gesellschaftlichen Bedürfnissen, und ihrer Befriedigung neues weiß — sie würde dann noch nicht fertig, und uns gewiß nie langweilig geworden seyn. Es kömmt auf unsern guten Freund hier an, was er uns davon gönnen wollte. (Sieht den Sophus an.)

Sophus, erröthend. Du scherzest Philalethes; aber ich erkenne deine Achtung für meine Psyche, und die thut

meinem

meinem Herzen unbeschreiblich wohl, weil ich glaube — daß sie nicht übertrieben ist, wenn ich es sagen darf. —

Kriton. Sicher, eine ganze Welt, und eine paradiesische Welt von Trieben, Kräften, Vergnügen, die die Verhältnisse des männlichen zum weiblichen Geschlechte — und so manches darmit in Verbindung stehende häusliche Verhältniß, um uns her, und in uns erschaffen.

Philalethes. Aber deucht dir, diese Verhältnisse auch unter den besten Menschen bringen nur immer paradiesische Wonne mit sich?

Kriton. Ferne davon; das vergeß ich nicht in Anschlag zu bringen; aber eins giebst du mir doch dabey auch gerne zu, was mir tausendmal auf die angenehmste Weise aufgefallen ist; nämlich, daß unter guten Menschen allemal nach Sturme, oder nach schneidender Nordluft, die etwas ziehen mag, sogleich wieder paradiesische Lüftchen wehen, die unglaublich schnell kühlen oder wärmen, und in ein Gefühl von Ruhe hinzaubern, bey dem aller vorige Sturm zum Erstaunen bald vergessen ist.

Philalethes. Du scheinst mir sehr recht zu haben, wenn du dieß von gutmüthigen und empfindsamen Menschen sagst, die noch über dieß nur

(231.) einiges Streben nach Selbstverbesserung haben. — Und eben so merkwürdig scheint mir in unsrer Menschennatur das wechselnde Verhältniß der anhänglichsten Liebe, je nach dem Alter der Menschen. — Das kleine Kind hängt an den Eltern, der Jüngling an seiner Braut, die Eltern an den Kindern, der Greis und die Matrone an den Enkeln.

Kein

Kein süsseres, manchfaltigerbefriedigendes Verhältniß kennt das kleine Kind, als das mit seiner Mutter, und der junge Ehemann keins, als das mit seiner Gattin; die Mutter und der Vatter keins über das mit ihren Kindern. Die einander am meisten bedürfen und befriedigen, hangen am zärtlichsten an einander; und rührend ist's zu sehen, wie die Natur für das graue Alter noch mit einem neuen Verhältnisse gesorgt hat, das gerade für dieß Alter alle andere an Süssigkeit übertrifft.

Kriton. Mir scheint, alle andere Verhältnisse sind für dringendere Bedürfnisse gemacht — dieß lezte allein scheint eine entbehrliche Zugabe, gleich als ein Nachtisch zu dem nöthigern Mahle zu seyn.

(232.) Philalethes. Wir schreiten weiter; und ich will mich so kurz fassen, wie möglich: Wenn ihr mir versprecht in den Zwischenzeiten unserer Unterredungen das, was wir als Resultate von vielem Einzelnen festgesezt haben, im Einzelnen zu durchschauen — die abstrakten Säze, die wir festgesezt haben, in einer grossen Reyhe Beyspiele zu wiederholen, so oft es uns einleuchtet, daß diese anschauende Wiederholung um gewisser Eindrüke willen nöthig, oder höchst nüzlich sey.

Sophus. Ich glaube dich ganz zu verstehen, und ich darf sagen, daß ich dein Beding ungefordert erfüllt hätte, so sehr bin ich schon aus vielen vorigen Fällen von der Nüzlichkeit und Unentbehrlichkeit dieser Uebung überzeugt.

Kriton. Ich nicht minder.

Philalethes. Wohlan, ich lege euch Säze vor, und frage euch bey jedem, ob der euch einleuchtet, oder nicht.

Sophus. Wir sind es sehr, sehr zufrieden.

Philalethes. Nicht wahr:

(238.) A. 1. Es ist ein körperliches sinnliches Leben in unsrer Natur?

(Wir sparen den Raum, Sophus und Kriton bloß beyfallgebende Antworten jedesmal herzusezen.)

(234.) 2. Dieß Leben ist manchfaltiger sinnlicher Vergnügen fähig?

(235.) 3. Die möglichen Vergnügungen dieses sinnlichen Lebens sind unzählbar?

(236.) 4. Ich meyne die sinnlichen Vergnügen durch Natur? — durch Kunst? — durch Menschen? durch uns selbst? —

(237.) 5. Die Menge seiner Vergnügungen hat man leichter vergessen, als überzählt (zu hoch in der Zahl angenommen?)

(238.) Dieß nennen wir das physikalische Leben des Menschen?

(239.) 7. Und es bezieht sich auf den ganzen Umfang sinnlicher Lust und sinnlicher Schmerzen?

(240.) B. 1. Es ist ein Leben der Empfindung in unsrer Natur, das Eindrüke von lieblichem, häßlichem, grossem und kleinem, erhabenem und geringerm, schauerlichem und wonniglichem u. s. f. empfängt?

(241.) 2. Dieß Leben ist manchfaltiger Vergnügen fähig?

(242.) 3. Die möglichen Vergnügen dieses Empfindungslebens sind unzählig?

(243. 4. Durch Natur? — durch Kunst? — durch Menschen? — durch uns selbst? —

(244.) 5. Ihre Menge ist leichter vergessen, als überschäzt? Leichter zu niedrig, als zu hoch angeschlagen?

(245.) 6. Dieß nennen wir das ästhetische Leben des Menschen?

(246.) 7. Und es bezieht sich auf den ganzen Umfang des Schönen und Häßlichen?

(247.) 8. C. 1. Es ist ein Leben des Verstandes, der Erkenntniß, der Denkkraft in unserer Natur?

(248.) 2. Dieß Leben ist manchfaltiger Vergnügen fähig?

Sophus. Ob denn nicht jedes Vergnügen, das auch bey der Erkenntniß empfunden wird, eine Empfindung ist, und in soferne zum Empfindungsleben gerechnet werden sollte?

Philalethes. Wo Vergnügen oder Unlust ist, da ist Empfindung unstreitig — wir ordnen aber nur die Arten von Vergnügen nach ihren verschiedenen Quellen in Fächer, und geben ihnen unterscheidende Namen, so gut wir sie haben. Ich nehme mit Freuden einen bessern an, wenn du einen weißt. Der Anblik der Spinne macht dir ein Mißvergnügen; ihre Kenntniß aber macht dir Vergnügen. Gehört dieß nicht in zwey Fächer.

Sophus. Ich bin belehrt.

(249.)

(249.) 3. Die möglichen Vergnügungen dieses denkenden, erkennenden Lebens in uns sind unzählig?

(250.) 4 Durch Natur? — durch Kunst — durch Menschen? — durch uns selbst?

(251) 5. Ihre Menge ist leichter zu niedrig, als zu hoch gerechnet? eher vergessen, als nach Verdienen bewundert?

(252.) 6. Dieß Leben nennen wir das intellektuelle Leben des Menschen?

(253.) 7. Und es bezieht sich auf das Wahre und Falsche, das Richtige und Unrichtige.

(254.) D. 1. Es ist ein Leben der Tugend; es sind Empfindungen des Guten in Handlungen, des Rechten und Unrechten, des Edeln und Unedeln, des Gesezmässigen und Gesezwidrigen, des Erlaubten und Unerlaubten, Verantwortlichen, Unverantwortlichen, Belohnungs- und Strafwürdigen in unsrer Natur?

(255.) 2. Ob dieß Leben manchfaltiger Vergnügen fähig sey?

Kriton. Wie bewäinenswürdig der, der hieran zweifelt!

(256.) 3. Die möglichen Vergnügen dieses sittlichen Lebens sind unzählig?

(257.) 4. Durch Natur? — durch Kunst? . . .

Kriton. Auch durch Kunst?

Philalethes. Wohin rechnest du moralische Schul- und Erziehungsexperimente und Uebungen? Wohin die moralische Seite des Dramas — der Schauspielkunst?

Kriton.

Kriton. Wie vergaß ich mich — fahre nur fort, wenn es dir beliebt.

(258.) 4. Durch Menschen? — durch uns selbst?

(259.) 5. Ihre Menge ist viel eher zu niedrig, als zu hoch gerechnet? eher vergessen, als nach Verdienen bewundert?

Kriton und Sophus geben mit vorzüglicher Lebhaftigkeit Beyfall.

(260.) 6. Dieß Leben nennen wir das moralische Leben des Menschen?

(261.) 7. Und es bezieht sich auf das Gute und Böse?

(262.) E. 1. Dieß vierfache Leben des Menschen ist nicht nur als passiv, als Empfänglichkeit, so vielfache Quelle unzähligen Vergnügens; es ist es auch jedes aktiv; auch eine Menge Wirksamkeiten und Handlungen sind so viele Vergnügen?

(263.) 2. Der Mensch kann nicht nur körperliche Lust geniessen, auch zu geniessen geben?

(264.) 3. Kann nicht nur das Schöne empfinden — es kann es auch empfinden machen?

(265.) 4. Er kann nicht nur das Wahre erkennen, er kann es auch zu erkennen geben; kann nicht nur lernen, sondern auch lehren.

(266.) 5. Nicht nur das Gute empfinden, sondern auch thun; es nicht nur fühlen, sondern auch fühlen machen? Nennt ihr dieses nicht wieder vier besondere Quellen von Freuden? — Und nennt ihr es kleine, kärgliche Quellen?

(267.)

(267.) F. 1. Und nun endlich giebt es Kompositionen dieser Kräfte, dieser Eindrüke, dieser Handlungen — unter einander, und aller durch einander?

(268.) 2. Und dieser ist im eigentlichen Sinne eine zahllose Zahl? —

(269.) 3. Denket euch die Wörterbücher aller todten und lebenden Sprachen in der Welt — ihr erstaunet über die Menge Wörter, und was sind sie anders, als Zusammensezungen von vier und zwanzig Buchstaben — und es sind noch lange nicht alle mögliche Zusammensezungen.

(270.) 4. Was sind diese aber gegen die möglichen Zusammensezungen nicht von 24, sondern schon unzähliger Buchstaben? Jeder Gegenstand in der unendlichen Welt, der je in eine Beziehung mit den Menschen kommen kann, ein Buchstab? Jeder Punkt an jedem Gegenstand, der auf irgend eine Weise in Beziehung mit einer Menschennatur kommen kann — ein Buchstab? Jeder schon vorhandene Begriff, Bild, Eindruk im menschlichen Geiste, oder Gehirn, dessen sich jeder Mensch bewußt bleiben, oder wieder werden kann — ein Buchstab — welche Unendlichkeit des Alphabets! — Welche Unendlichkeiten faßt dann die Sprache, die daraus zusammengesezt wird, um mich dieses Gleichnisses zu bedienen? —

(271.) 5. Ihr seht meine Freunde, ich wäre noch lange nicht fertig, nur die Menge von Eigenschaften der Subjekte zu nennen, die jede die möglichen Zusammensezungen wieder mit einem ungeheuren Faktor multipliciert.

Lebt Euch nun noch Freunde, bis wir uns wiedersehen, so viel von dieser Welt übereinstimmender Kräfte, und der

daraus sich ergebenden Unzählbarkeit von Vergnügen des Menschen wie möglich, eurem Geiste so klar wie möglich darzustellen. Unmittelbar, ehe wir uns wieder sehen, will ich es auch thun — dann weiter auf unserm Wege.

XVI.

Wie sind die Menschen nun bey dieser Natur und in dieser Natur?

Fortsezung der Betrachtung über die menschliche Natur und die Welt.

272.

Und wie befinden sich dann nun die Menschen bey dieser ihrer eigenen so vortreflichen, und in dieser sie umgebenden so vortreflichen Natur?

273.

Man sollte glauben höchst glükselig —;

274.

Man sollte glauben, ein grosses Maaß von Glükseligkeit sollte mehr und weniger das Antheil beynahe aller Menschen seyn, die eine Natur so reich an Trieben, Kräften und Organen haben, und in einer Natur leben, die an entsprechenden Gegenständen eine so unerschöpfliche Schazkammer ist.

275.

Ja es kann nicht anders seyn, jeder Jüngling, jedes Mädchen, das noch gar keine Kunde vom Zustande des Menschengeschlechts hätte, in glüklichen Umständen lebte, und im jugendlichen Saft und Kraft seiner Empfindungen bey diesen unerschöpflichen Quellen von Freuden sich so unaus-

sprechlich

sprechlich glüklich fühlte — müßte sich unfehlbar über die wirkliche Glükseligkeit des Menschengeschlechts ganz ungeheuer mißrechnen; und sie thun es auch gewöhnlich, bis sie eines — schlimmern belehrt werden.

276.

Die Menschen sind bey weitem nicht so glüklich, als man denken muß, daß sie nach dem bisher vernommenen seyn könnten und seyn sollten.

277.

Die nächste natürliche Frage ist hier: Bey noch so viel befriedigten Bedürfnissen hat sie nicht auch viel unbefriedigte? Und wir sollen, und wir wollen uns die Antwort nicht verhelen, die die Beobachtung und Erfahrung uns auch auf diese Frage giebt:

278.

Wir wollen unsern drey Weisheitsfreunden noch erst ein wenig weiter zuhören, die sich über verschiedene wichtige, vielleicht unbefriedigliche Bedürfnisse besprechen, ohne uns mit ihnen einzulassen, wenn sie uns jezt schon von einem Wege zu ihrer Befriedigung was vorsagen wollten.

XVII.

Fortsezung
aus den Gesprächen
über einige unbefriedigte Bedürfnisse.
(Philalethes, Sophus und Kriton.)

Sophus.

(279.) Wir thaten, was du von uns verlangt hattest — was die Natur der Sache selbst uns thun heißt — und

das Resultat fanden wir mit neuer verstärkter Empfindung dasselbe. Der Mensch ist ein erstaunenswürdig grosses Wesen; ungleich grösser, als alle sichtbaren wahrnehmlichen Dinge, die zu unsrer Erkenntniß ordentlicher Weise gekommen sind. Der Dinge, die er mit seinem physikalischen, ästhetischen, moralischen, intellektuellen Sinne geniessen kann, sind unzählige —

(280.) Sollen wir da noch nicht den wichtigsten aber sehr natürlichen Schritt wagen?

Philalethes. Welchen meynst du mein Freund?

Sophus. Den wir alle schon längst thaten; ich meyne den zu denken, daß dieß ordnungsvolle Ganze einen Ordner habe, daß dieß kraftreiche, freudenvolle, mit unausstudierbarer Einrichtung zusammengegossene Ganze — von Einem habe gedacht und gemacht werden müssen; wie kraftreiche, wie weise und wie mild dieser Eine seyn müsse, — gibt sich dann von selbst mit.

Philalethes. Ein Gedanke von unermeßlicher Wahrscheinlichkeit für uns, und für die meisten Menschen, so bald er ausgesprochen ist.

(281.) Allein, mein Lieber, drey Dinge können wir uns dabey nicht verbergen: „Vors erste ¿ kennst du einen einzigen Menschen, der von selbst auf den Gedanken von einem Schöpfer seiner Natur, von einem Urheber seines Wesens gekommen sey; so unendlich natürlich uns dieser Gedanke auch scheine, sobald er ausgesprochen ist?

Sophus. Ich kenne freylich keinen.

Kriton. Und wir können wohl keinen solchen kennen. Entweder leben die Menschen in einer Gesellschaft, in der sie die Idee des Schöpfers von Jugend auf hören; früher hören, als sie nur fähig wären, darauf zu kommen; oder sie leben unter Thieren und wachsen so verwildert auf, daß ihnen noch wohl andre, als nur die Idee eines Schöpfers, lebenslänglich fremde bleiben müssen.

Sophus. Ganz richtig! Er fällt mir bey: Auch nur der Gedanke, daß er ein Produkt zweyer Wesen seines gleichen sey, bliebe dem Menschen fremde, wenn er nicht davon hörte, und keine Vergleichung weder menschlicher Fälle noch thierischer analoger Fälle ihn darauf bringen würden.

Philalethes. Also wir kennen keinen Menschen, der ganz von selbst auf den Gedanken von seinem Schöpfer gekommen wäre, daß ist

(282.) eins. Und dennoch: Wir kennen manche Menschen, die mit vielem Verstand und langer Nachforschung und der äussersten Feinheit des Raisonements diesen Gedanken verwerfen.

Kriton. Ja, wir können wissen, daß es manche solche giebt und seit wenigen Jahren sich die Zahl ihrer Anhänger sehr vermehrt hat.

Philalethes. Und ihre Vermehrung sich schneller als zuvor gezeigt, geäussert hat, sollen wir vielleicht sagen.

Kriton. Und es ist merkwürdig, wie satt auch diese in ihrer Ueberzeugung werden können. *

* Mehr hierüber ist in den Konversationen nachzusehen; aber an dieser Stelle gar nicht nöthig zu wiederholen.

(283.) Philalethes. Und drittens; Meine Freunde, nicht wahr, wir haben den Menschen und die Natur in Verhältniß mit ihm, erst an der einen Seite des Guten und Grossen betrachtet? Denkt an die Mängel, an die Gebrechen, an die unzähligen einzelnen Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung daraus, und aus tausendfachem allzustarkem Druke der Natur und Unzulänglichkeit seiner Kräfte entspringt. Denkt an den Tod aller organischen Wesen; an den Tod des Menschen, an den gewissen Tod aller Menschen — und zur Zeit kennen wir noch nicht das allermindeste Gegengewicht gegen diese Uebel.

(284.) Unterdessen es bleibt bey dem, worüber wir schon einig geworden sind: Alles Gute, alles Harmonische, alles Reale, was da ist, ist da, und wir haben nicht Eins, was wir anführten, erdichtet, sondern bemerkt — Und in so weit berechtigt es uns immer zu der allerwahrscheinlichsten Vermuthung, von der du sprichst.

(285.) Kriton. Es wird doch Zeit seyn, den unbefriedigten Bedürfnissen der Menschheit mehr nachzudenken.

Philalethes. Allerdings. Noch kenn ich Eins, von dem wir am allererstен darum reden wollen, weil das, was wir davon wissen, und festsezen müssen, zugleich den Sophus noch etwas mehr befriedigen kann — und auch nicht ihn allein.

Sophus. Ich bitte.

(286.) Philalethes. Ich meyne das Bedürfniß des menschlichen Herzens seinen Wohlthäter zu erkennen. Du erinnerst dich noch Kriton, was du einst bey Timon in Gesellschaft erzähltest?

Kriton. Nicht mehr recht.

Philalethes. Was dir dein jeziger Freund Hermes für zwölf Streiche gespielt.

Kriton. Daß ich dich nicht sogleich verstehen konnte! Der hat (er wendet sich zum Sophus, es ihm zu erzählen) ehe ich die mindeste Bekanntschaft mit ihm hatte, zum zwölftenmale von den Meinigen einen Wunsch oder ein Bedürfniß meines Geschmaks und Herzens auf die feinste Weise ausgespähet, und mich mit der Gewährung und Befriedigung auf eine eben so feine, verdekte, und äusserst delikate Weise überraschet — wie lebendig da der Danktrieb in meinem Herzen ward, und mich nicht ruhen ließ, bis ich den Edeln ausgespäht hatte, und ihm um den Hals fallen konnte: Das vergiß ich doch in meinem Leben nicht, und das wars, was Philalethes mich erzählen hörte, und was er nun, ich sehe es schon, zum Gleichniß oder Beyspiel nehmen will.

Sophus. Von dem Bedürfnisse, den Wohlthäter zu kennen, um ihm zu danken? Es ist mir einleuchtend. —

(287.) Kriton. Allein, ists nicht, was man in der Schule nennt Petitio Principii? Ist nicht eben erst die Frage, ob so ein erster Wohlthäter sey?

Philalethes. Laß uns sehen, mein Freund: wenn du dir selbst etwas Gutes verschaffest, so empfindest du ein wohlthuendes Bewußtseyn davon — das man auszudrüken pflegt: „Dieß habe ich mir selbst zu danken?"

Kriton. Es ist so.

(288.) Philalethes. Ich will, um kurz zu werden, wieder Säze vorlegen, und eure Meynung in Ja oder Nein erwarten.

Alles Gute nun, was ich nicht mir selbst zu danken habe, mögte mein Herz doch jemandem zu danken haben. Jedem Empfang eines jeden Guten folgt im ordentlichen, gesunden Herzen eine Dankempfindung auf dem Fusse nach? Auch selbst bey allem dem, was wir der gewöhnlichen Sprache nach Zufall nennen, und auch als Zufall den Eindruk auf uns macht — wenn's was Gutes ist, das uns zu rechter Zeit eintrifft, da mögten wir dem leblosen Dinge sogar danken? — Wenn dir dein Hut von der Brüke ins Wasser fallen will — so dankst du durch die natürlichste Bewegung des Herzens gleichsam dem Sturmwind, der ihn wieder zurük auf die Brüke trieb — und die Wohlthat ist so geringfügig, und der Wohlthäter der lautere Zufall?

(289.) Wie viel mehr nun, Freunde, wenn des Guten, was wir nicht uns selbst geben, was wir empfangen, so unzählig vieles ist? und das meiste von diesem Guten — Folge, nicht des zufälligen Stosses vom Sturmwind, sondern Frucht von tausend und tausend wundervoll organisirten, zusammengeordneten, und aufs allergenauste geradezu, meinen Bedürfnissen passenden Dingen ist? Nun denkt euch: Wenn der Mensch alles und jedes Gute, was er sich selbst nicht giebt. . . .

(290.) Kriton. Darf ich dir ins Wort fallen? und vor allem hat der Mensch (se sibi) sich sich selbst ja doch nicht gegeben —

(291.) Philalethes. Ganz richtig angemerkt. — Nun denkt

denkt euch, wollt ich sagen, wenn der Mensch alles und jedes Gute, was er sich nicht selbst giebt, mit einer Empfindung des Dankes — und weil er den Wohlthäter nicht weiß, mit einer Empfindung der Wißbegierde, ihn zu kennen — begleitete: Welche Summe des Dankes würde sich auch im Herzen des ärmsten Menschen häufen, und der Trieb nach Kenntniß des Wohlthäters — zu welcher schmerzlichen Sehnsucht könnte, müßte er nicht steigen?

(292.) Würdet ihr den einen unnatürlichen Menschen nennen, der spräche: „Mein Herz hat nicht Ruhe, bis es den kennt, der ihm unzählige Summen von Gutem zugeschaltet hat, von meiner Geburtsstunde an bis jezt?"

Würdet ihr den einen unnatürlichfühlenden Menschen nennen, der spräche: „Mein Herz hat nicht Ruhe, bis es sich der sanften doch drükenden Last von Dankschuld entladen hat — Jede neue Freude freuet mich nur halb, bis ich ihn kenne; jedes Vergnügen fängt mir an Leiden zu werden, weil ich den noch nicht weiß, der mir's macht — meine ganze Seele wird bey jedem neuen Guten, was mir zukömmt, gleich als Ein Schrey: Wer ist mein Wohlthäter? Wo ist Er?"

Fändet ihr den natürlicher, der Millionenmahl genieſſen kann, ohne Einmal Dank zu fühlen? Den einen geistigern, edlern, feinerfühlenden Menschen, der alles Gute, was ihm die verborgene Ursache thut, einwischt, ohne Wunsch, noch Trieb, noch Sehnsucht, den Verborgenen zu entdeken.

Sophus. Mit einem ihm ungewöhnlichen Affekte. Ingratum si dixeris, omnia dixeris — * Wie leuchtet mir dieß Wort in einem neuen Lichte in der Anwendung auf diesen Fall ein!

* Dem Undank ist alles Schlimme möglich.

(293.) Philalethes. Gewiß sind also hier zwey Dinge: Zwar die wenigsten Menschen fühlen so ein dringendes Bedürfniß — Und: es ist dennoch nichts natürlichers, der Natur des gesunden Menschenherzens angemeßners, als diese Sehnsucht nach dem verborgenen Wohlthäter wäre?

Kriton. O Philalethes, sage nicht wäre! Gewiß giebts manche, manche Menschenseelen, die von dieser Sehnsucht oft so gar leiden — und ich sterbe darauf, daß diese gerade die edelsten Menschenseelen sind.

Sophus. Und mehr noch, mir scheint auch der, der keine erste, verständige, freythätige Ursache der Welt glaubt, könnte diesen Trieb nicht unedel oder unnatürlich nennen.

Philalethes. Siehst du nun Kriton, daß es nicht Petitio Principii ist, wenn ich sage, des Menschen Herz hat nur von der Seite des Dankes schon ein grosses Bedürfniß, einen Gott zu glauben und zu kennen?

(294.) Kriton. Der Einwurf kam mir wieder, daß dieß Bedürfniß nur ein künstliches Bedürfniß überspannter Seelen sey, da es in den meisten Menschen nicht ist. Allein ich antworte mir selbst, daß ja auch der Trieb gemeinnüzig zu handeln, in den meisten Menschen abgestumpft ist, und darum nicht ein künstlicher unnatürlicher Trieb heissen kann, ob Gott will — weil er nur in seltnern Menschen lebt.

Sophus. Und noch näher, Kriton; Wenn Millionen Menschen den Danktrieb gegen Eltern abgestumpft hätten, wäre er darum ein unnatürlicher, ein künstlicher Trieb zu nennen, wo er noch vorhanden ist? Es wäre darum nicht mehr Ausspruch der Wahrheit: Ingratum si dixeris omnia dixeris?

(295.) Kriton. So ists. O diese feinern moralischen Bedürfnisse und Triebe, die zartesten, die am leichtesten zu schwächen sind, sind doch gerade die nüzlichsten, die allerunentbehrlichsten zum menschlichen Wohl der menschlichen Gesellschaft.

(296.) Philalethes. Allerdings: Wir dürfen sicher weiter gehen, ohne Furcht hierinn zu irren; aber auch zugeben, daß das dringendste Bedürfniß der Gotteserkenntniß noch kein Beweis, und mehr nicht, als ein starker Vermuthungsgrund seines Daseyns ist.

(297.) Kriton. Es ist auch nicht das einzige Bedürfniß in der menschlichen Natur, was nicht sogleich seine Befriedigung findet.

Philalethes. Du führst mich gerade hierdurch wieder in unsre Strasse, lieber Kriton! Wollet ihr fortfahren mir Säze bejahen oder verneinen?

Sophus und Kriton. Gerne.

Philalethes. Es giebt mancherley schreyende Bedürfnisse in der Menschheit, die den Menschen an, auch oft über die Gränzen der Verzweiflung führen und ihn elend machen, wann er auch die Last noch ertragen mag?

(298.) Es giebt mancherley einzelne Fälle, wo die Natur uns verläßt, die sonst gewöhnlich für die Befriedigung eben desselben Bedürfnisses, das jezt unser Leiden ausmacht, zu sorgen pflegt?

(299.) Bewußtseyn begangener Fehltritte; Vorwürfe wider bessere Ueberzeugung gehandelt zu haben; eine unerklärliche und unvertreibliche Furcht vor künftigen Uebeln, die wir uns

uns mit vergangenen Unbesonnenheiten und unrechten Handlungen selbst zugezogen haben, ein unerklärliches und unvertreibliches Gefühl von Strafwürdigkeit — allso Bedürfniß der Beruhigung über begangene Immoralitäten.

(300.) Die ungeheuren Bedürfnisse des moralischen Gefühls, das je beym besten edelsten Menschen am schmerzlichsten wird, wenn es unbefriedigt bleibt — das O mihi praeteritos * — das Nitimur in Vetitum ** — das Video Meliora *** — das O quanta sub nocte **** — und noch wie manche solche — cris de l'humanité — Welche Ausdrüke von Leiden, welche Ausdrüke der schreyenden Bedürfnisse der Menschheit. Wo ist der recht gute Mensch, der sich nicht viel schlechter fühlte, als er zu seyn wünscht, und zu werden strebte?
Wo war die Zufriedenheit mit seinem moralischen Zustande nicht immer ein sicheres Zeichen von Mittelmässigkeit, von Mangel an tieferer Selbstkenntniß?
Wer kann den Stolz der prätendirten Weisen über diesen Punkt mehr dehmüthigen, als der neuste und größte moralische Metaphysiker, oder metaphysische Moralist, mit seinem aus aller Menschen moralischem Gefühl herausgeschriebenen Hauptsaze: Nicht was wir thun um glükselig zu werden; sondern nur was wir thun, um der Glükseligkeit würdig zu werden, ist moralisch †.

Wo

* Ach daß mir Jupiter meine verlebten Jahre wieder brächte! ** Leider! wir streben nach dem Verbottenen, und sind so lüstern nach allem, was uns versagt ist! *** Ich sehe das Bessre und mit Beyfall, und thue das Schlimmere! **** O welche dichte undurchdringliche Nacht lastet o Menschheit auf dir!

† Kant.

Wo ist der Mensch, der thun kann was er will, wenn er auch nichts will, als was er soll?
Wo ist etwas in der Natur, das dem Menschen diese Kraft giebt?
Wo der Mensch, der nicht gerade darunter um so mehr leide, je edler, je feiner sein moralisches Gefühl ist?
Kriton. Wie wahr mir dieß scheint! Und kein Geschöpf scheint mir verächtlicher, als der Mensch, der von den reinsten Principien der höchsten Moral schwazt, und nichts von dem heissen Durste nach Tugend fühlt, darum weil er sein eigen Selbst läßt, wie es ist, gleich den gemeinsten Menschenseelen.

(301.) Philalethes. Vom, beynahe unaustilgbaren Bedürfnisse des Lebens, oder der Fortdauer des Bewußtseyns unsrer Existenz, sprachen wir noch nicht. Die Natur zerstört alle einzelne Wesen. Das schönste unter ihnen der Mensch stirbt, wie das schlechteste. Er fällt dahin, der Odem steht still — Todeskälte und Erstarrung, für Lebenswärme und biegsames Wesen. Was sichtbar ist an ihm, zerfällt, verfault. Kein innrer und kein äussrer Sinn an dem lebenden Menschen ist gewöhnlicher Weise, der noch das allermindeste von der Fortdauer eines andern Gestorbenen empfände, vernähme. Vermuthungsgründe für die Fortdauer des unsichtbaren Theils unsrer Person befriedigen den Durst nach Unsterblichkeit nicht, wenn sie den Dürstenden schon oft erquiken.

(302.) Kriton. Ich habe sie wahrscheinlich mehr geglaubt und gehofft, und glaubend und hoffend mehr, als mit Anschauung meiner Demonstrationen — erwartet. So wie mein moralisches Leben wuchs, so viel nahm die Furcht

vor

vor der Fortdauer meiner Seele ab, und der Wunsch nach derselben mehrte sich. Und in dem Maasse ward es mir immer natürlicher, dieselbe zu erwarten.

(303.) Sophus. Gleims schönes Epigramm fällt mir hier bey: „Unsterblichkeit der Seele glaubt die Seele, „die Anspruch macht auf sie; die andre glaubt sie „nicht".

Philalethes. Wirklich schön. — Mit Gott und der Tugend — glaubt man die Unsterblichkeit auch unbewiesen; man kann sie in diesen Momenten nicht nicht-glauben. Und was man glaubt, demonstrirt man gern. Jedoch beym Demonstriren kommen die Zweifel viel leichter und mächtiger wieder.

(304.) Kriton. Pyrrhus hatte gestern, als wir davon sprachen, einen bösen Einfall; es geht vielleicht, sagte er, den moralischen Hektikern, wie den physikalischen, je näher ihre Seele dem Tod ist, desto entfernter wähnen sie sich davon.

Philalethes. So wären doch die keine moralischen Hektiker, lieber Kriton, die moralisch immer kräftiger wirken, immer freyer athmen, immer frischer aussehen — und von Tag zu Tag froher sind und froher machen, meynst du nicht?

Kriton. Ohne Zweifel; ich verstehe dich.

(305.) Philalethes. Laßt das übrige auf der Seite, und saget mir nur, ob ihr denket die Natur befriedige den menschlichen Lebensdurst?

Sophus. Die allerwenigsten Menschen können recht gründlich davon überzeugt seyn, daß die Natur den Lebensdurst der Menschheit stille, so lange uns nicht genugthuende und evidentere, probhältigere und populärere Gründe zugleich dafür bekannt sind. So, Philalethes, däuchts mir muß ich die Antwort bestimmen. Und wenn ich sie nicht bejahender ausdrüken kann, so darf ich sie auch zur Zeit noch nicht verneinend ausdrüken.

Philalethes. Ich bin vor jezt ganz damit zufrieden.

(306.) Kriton. Ach wie manchen bangen, affektvollen Monolog hörte die heilige Einsamkeit von mir, über Fortdauer und Vernichtung! Vielleicht leidenschaftvoller als Hamlets *.

(307.) Philalethes. Glaub sicher, mein Kriton! es giebt solcher Monologen eine Menge; eine Menge unthea-tralischer und unpoetischer, und doch nicht weniger rührend. Mir schwebt die Menge edler, denkender Menschen in Deutschland oft vor der Seele, die als Schüler des metaphysischen Israeliten ** sich nicht träumten, in ihrer metaphysischen Ueberzeugung von Unsterblichkeit der Seele so erschüttert und entwegt zu werden — durch Maschienen ihrer Art so aus dem Gleichgewicht gehoben zu werden, daß sie sich nun schwerlich und noch lange nicht und nach harter Arbeit erst zu helfen wissen. Mir ist ich sehe die erstaunenden Männer am Abend ihres Arbeittages auf ihr Sopha dahingeworfen — die Jünglinge auf einsamerm Lustgange, als sie lang nie wandelten, in sehr lustloses Nachdenken vertieft — und manchen

* In einem Schauspiel von Shakespear.
** Der selige Moses Mendels-sohn.

manchen in schlafloser Nachtstunde sich hin und her wälzenden Greisen — mir ist, ich hörte die Monologen mit Seufzern untermischt, deren sie sich in ihrem vorigen metaphysischen Eigendünkel herzlich geschämt hatten, und deren sich doch wahrlich kein Weiser zu schämen hat, oder dächtet ihr?

(308.) Sophus. O ich will lieber kein Weiser heissen, als mich der Seufzer schämen, die der bescheidenen, nach Wahrheit und Gewißheit schmachtenden Seele entfahren.

(309.) Kriton. Wahrlich, ich eben so, wenn sich schon nicht Eine Wahrheit erseufzen läßt.

(310.) Philalethes. Seyt sicher, Freunde, ihr findet leichter einen Menschen, der seit Mutterleib nie gewäint, als einen Weisen, der beym Suchen der Wahrheit nie geseufzt hat.

(311.) Sophus. Dieß wären nun freylich manche Bedürfnisse der Menschheit, wo sie oft wenig, oft gar nichts zu rathen weiß.

Kriton. Hab ich dich recht behalten, so spracheſt du a.) Von mancherley zur Verzweiflung treibender Noth. b.) Dann von Schmachten nach Gewissensruhe. c.) Sodann vom Durste nach moralischer Vollkommenheit. d.) Vom Lebens- oder Unsterblichkeits-Bedürfniß, und e.) endlich von der Sehnsucht nach Gewißheit. f.) Vom Bedürfniß nach Gotteskenntniß, welches das dankbarste Herz fühlt, giengst du aus.

Philalethes. So ists!

(312.) Sophus. Sollte nicht bey diesen Bedürfnissen allen der weisere Mensch sich gelassen ergeben, und Kraft genug zur Gelassenheit haben, und durch Uebung bekommen?

Philalethes. Davon jezt nicht zu sagen, daß der Glükliche, der nicht in einer Schule der Weisheit erzogen wird, eben diese Uebung nicht hat, und darum beym Ueberfall des Schiksals unausweichlich viel elender ist, als er sonst wäre; und auch den Hauptgedanken, der in deiner Einwendung ligt, jezt ganz zu übergehen, um der sorgfältigern Prüfung willen, die er verdient; muß ich euch, Freunde, nur eins

(313.) erzählen. Der Sohn meines Hauspatrons, ein junger Studierender, hat von seinem Großvater eine ganze grosse mitunter sehr wichtige und vortrefliche Correspondenz erblich empfangen. Er war von weit ausgebreiteter Bekanntschaft, die ihm sein edler Grundsaz, niemand ohne Noth etwas abzuschlagen, seine mit Klugheit und Treue verbundene grosse Menschenkenntniß und sein forschender Geist erwarb. Bald ist keine menschliche Angelegenheit, in welche sich nicht auch von nahem oder fernem jemand schriftlich an ihn gewendet hätte. Urtheilt, welch ein Studium der Menschenkenntniß die Briefe und dieses Großvaters Antworten, die er in der schönsten Ordnung abschriftlich dem Enkel hinterließ, für diesen abgeben müssen. Wir sprachen mehrmals davon; und er las mir auch manches daraus vor. Er kam einst von selbst, ich weiß nicht wie, auf den Einfall, alle Arten von Jammer- und Nothbriefen aus dieser Correspondenz zu sammeln und zu ordnen, und las mir sie vor. Er versprach auch, da

die Leuthe alle, die sie betreffen, bereits verstorben sind, sie mir für meine Freunde anzuvertrauen. Bey einer künftigen Gelegenheit nun will ich sie euch bringen und vorlesen lassen. Da sollt ihr sehen, Freunde, was vor Leiden gelidten werden auf dieser Erde; wenn res sacra miser est *, so sollt ihr da recht ins Allerheiligste der leidenden Menschheit hineinschauen, weil es gerade eine Reyhe der edelsten Menschheit ist, die bald die peinliche Armuth, bald die drükendste Schuldenlast, bald eine unbezwingliche Leidenschaft, bald Leiden der tiefsten Melancholie, bald Zweifelsucht ihres forschenden Geistes, bald Angst des Gewissens, bald das abscheulichste Unrecht, das sie dulden, bald ein Feind, bald Gefahr der tiefsten Schande, bald ein mißrathenes Kind, bald unausstehliche und unaufhörliche körperliche Schmerzen, bald tief gewurzelte Misanthropie — bald einiges und manches der Art zusammen, bald andre und noch andre Ursachen — drüken, foltern, peinigen, an die Grenze der Verzweiflung bringen, mit Vertrauen nach einem bekannten guten Menschen und ohne Vertrauen nach dem unbekannten Gott schreyen machen! — Da sollten mir die Weisen kommen, die nicht in Mitgefühl dahin gerissen, oder zur innwendigen Verabscheuung ihrer Gefühllosigkeit genöthiget werden würden. Da sollte mir der Thor von Weisem kommen, dem's nicht verleiden sollte, in sehr vielen dieser einzelnen Fälle mit irgend einem Trostsysteme nur was zu versuchen, geschweige, was ausrichten zu wollen; und der Unmensch von Menschen dem nicht die mindeste Hoffnung einer wirklichen Hülfe das Willkommenste wäre, dem nicht der Schatten einer möglichen Befriedigung des

* Der Elende ein Heiligthum ist.

des schreyenden Bedürfnisses eine Freudenbewegung in seinem Innersten abnöthigte.

XVIII.

Fortsezung

Vom wirklichen und möglichen Unglük und Glük der Menschen.

314.

Nicht alles, was die Menschen glüklich und unglüklich machen kann, macht sie wirklich glüklich und unglüklich.

315.

Wir vernahmen im XV. Abschnitt, was sie alles glüklich machen kann; und nicht dieß alles macht sie so glüklich, als es an sich könnte.

316.

Wir vernahmen im XVII. Abschnitt, was sie alles unglüklich machen kann, und nicht dieß alles macht sie so unglüklich, als es an sich könnte.

317.

Es ist merkwürdig, daß der grössere Haufe der Menschen, so weit ich ihn zu kennen glaube, nicht unglüklich wird durch das Steigen des Bedürfnisses nach einer gewissern oder lebendigern Erkenntniß einer wahren Gottheit. Die meisten glauben wie die meisten, an den Gott oder die Götter von denen sie nach der Landesreligion von Jugend auf unterrichtet worden sind; und verlangen keine höhere Gewißheit ihrer Erkenntniß; glauben mit den meisten so an denselben, oder dieselben, wie es ihr Jugendunterricht mit sich bringt, und verlangen keine höhere Richtigkeit

ihrer Erkenntniß, glauben ungefähr so kalt, oder lau und so unpraktisch an ihre Landes-Gottheit, oder Gottheiten, wie es die meisten zu thun pflegen, und verlangen keine höhere Lebendigkeit ihrer Gotteserkenntniß; Nach dem Maaß wie die Sitten eines Volkes verdorben sind und das Sittenverderbniß mit der Landesreligion im Streit und nicht von ihr begünstiget ist, mehrt sich auch die praktische Irreligiosität, und steigt durch alle Grade der Vergessenheit, der Läugnung und der Lästerung.

318.

Nach einem andern Verhältniß steigt und verbreitet sich Bezweiflung und Läugnung des Daseyns Gottes, oder des religiosen Verhältnisses der Menschen zu ihm in den Völkern, in welchen seit der Erfindung der Buchdrukerey die Lektur den Kurs raisonnirter Irreligion, Skepticismus und Atheismus durch alle Stände hinab fördern und erleichtern.

319.

Auch da aber scheint es mir wahr zu bleiben, daß in den Meisten, die den raisonnirten Skepticismus und Atheismus mit mehr oder weniger Nachdenken nachsprechen, wenigstens jenes treibende Dankbedürfniß nicht lebendig ist, gewiß nicht auf einem Grad, daß es sie ordentlich unruhig und unglüklich machen sollte, wenn sie auch im Durchschnitt genommen, gar nicht die immoralischen Menschen sind, wie die durch Immoralität zu Atheisten gewordnen, und in dieser Absicht zwo sehr verschiedene Klassen von Menschen ausmachen können.

320.

Ferner; es ist eben so auffallend und merkwürdig, daß der grössere Haufe der Menschen, wie ich ihn zu kennen glaube,

nicht

nicht unglüklich wird durch das Bedürfniß nach Beruhigung künftiger Strafen begangener Immoralitäten, das etwa zum drükenden Schmachten stiege. So viel ich weiß, versteht jedes Volk aus seiner Landesreligion sich Trostgründe und Beruhigungsmittel für alles Bewußtseyn von noch so grober und noch so anhaltender Immoralität herauszudrechseln; Opfer, Fürbitten, Busse, Büssungen, Glauben, Konfession, Genugthuung, Fegfeuer, Widerbringung, Nachsicht gegen menschliche Schwachheiten und wie viel andre solche Religionsartikel unter allen Gestalten der verschiedensten Völkerreligionen, und ihrer popularen Mißdeutungen, enthalten mehr als Stoff genug, aus denen sich jeder Sünder des grossen Haufens Beruhigungsgründe verarbeitet, und zueignet. Die meisten Menschen, genommen wie sie sind, mit ihrem Glauben an ihre Landesreligion, müßten sich doch, Kraft desselben, bewußter Fehler und ihrer künftiger Folgen halber manche bange Stunde zu machen haben: Aber sie scheinens meistens zur Fertigkeit und Gewohnheit gebracht zu haben, ihr Bewußtseyn nicht zur Sprache kommen zu lassen, und es mit Trostgründen ihrer Art zum Schweigen zu bringen.

321.

Auch mit dem Durste nach Unsterblichkeit scheint es sich eben so zu verhalten. Die allermeisten Religionen * versichern diese, und die meisten des Volks glauben diese Versicherung — ohne mehr Gewißheit, mehr Richtigkeit und mehr Lebendigkeit dieser Ueberzeugung oder Beredung zu verlangen, auch das ist es nicht was die meisten

* Konversationen im Vorhofe des Tempels der Wahrheit 1. Art.

Menschen so drükte und unglüklich machte, als es möglich schien.

322.

Von Durste nach moralischer Vollkommenheit, und der Seltenheit auch dieses Bedürfnisses läßt sich, wie mich dünkt, beynahe eben das sagen, was von den so eben genannten Bedürfnissen und ihrer Seltenheit. Wie wenig Menschen begegnen auch dem, dem sich dieß Bedürfniß viel mehr als andern selbst entdekt, die sehr litten unter einem immer heissern Durste nach mehr moralischen Kräften, um das Können mit dem Sollen in gleiches Verhältniß zu bringen.

323.

Jedoch wird unter dem Volke gerade dieß Bedürfniß noch am öftersten, noch weit lebhafter und öfter angetroffen, als eins der vorhergenannten; weil dieses nur den redlichen, jene hingegen zugleich den denkenden Menschen fordern. ¿ Aber auch dieß, ob es im Durchschnitt genommen so oft angetroffen werde, daß man nicht mehr sagen darf: es ist selten; und so lebhaft, daß man sagen darf: es macht unglüklich? Das überlaß ich je dem beßten Menschenkenner gerade am liebsten zu entscheiden.

324.

Wies mir vorkömmt, ist zwar zwischen dem glüklichsten Menschen im höchsten Grad und den unglüklichsten Menschen im tiefsten Grad (nicht auf seltene Fälle, sondern auf Durchschnitte des Zustandes ganzer Städte und Dörfer gesehen) ein sehr beträchtlicher Abstand.

325.

Es ist jedem bekannt, und von keinem widersprochen, was und wie vieles durch- und ineinander gerechnet werden muß,

um

um das Resultat von Glükseligkeit des Menschen zu bestimmen. So, um nur Ein Beyspiel zu geben, ein Klima, und Land, das dem Einwohner um wenig Arbeit viel Ueberfluß verschaft, sammt einer freyen politischen Konstitution, und ein Grad von Leidenschaftlichkeit, Unruhe, und Sittenverderbniß gibt ein viel kleineres Resultat von Glükseligkeit, als ein Grad von Armuth, der zur Arbeit nöthiget, selbst einiger Druk der politischen Konstitution, oder ihrer gegenwärtigen Verwaltung, mit gutmüthigem Naturell und alter Sitteneinfalt der Einwohner verbunden. ¿ Wer wird die beynahe arme altfromme fleissige gut- und frohmüthige, friedliche, sich treu und herzlich liebende Haushaltung des Bauers, an Glükseligkeit nicht weit über den glänzenden Pallast des Kaufmanns schäzen, in dessen Familie alle zarten Bande gelößt sind, und immer unruhigere Leidenschaften ihr unglükliches Spiel treiben?

326.

Es ist jedem bekannt, und von keinem Menschen widersprochen, daß Klima, Gesezgebung, Staatsverfassung, Landsreligion, Naturell, Sitte, Verhältniß zu andern Staaten, Handel, Künste, Wissenschaft, mancherley Schikfale — u. s. f. in allen möglichen Graden, Modifikationen und Vermischungen zusammenwirken, um den gegebenen Grad von innerm und äusserm Wohlstand eines Volkes, einer Bürgerschaft, einer Gemeine ꝛc. hervorzubringen.

327.

Keinem unbekannt, und von keinem widersprochen, daß die Leidenschaften der obern Stände mit den Gewaltthätigkeiten, Betriegereyen, Trägheiten und Saumseligkeiten, die sie zunächst wirken, immer die Ursache vom grössern Theile der Unglükseligkeit ist, die auf den Menschen lastet.

328.

Ferner ist's jedem eben so bekannt und ausgemacht, daß sich die Menschen selbst einander in Gesellschaft ihr Glük mindern und hindern, mehr als irgend etwas ausser ihnen, daß der Mensch an die menschliche Gesellschaft, in der er lebt, meistens gebunden ist, und daß er von diesem Bande gedrükt und gehemmt, nicht selten unglükseliger ist, als er's zu seyn verdiente, und seyn würde, wenn andre so viel zur gemeinen Wohlfahrt beytrügen, und ihr so wenig hinderlich wären, als er beydes thut. In Salzmans Karl von Karlsberg, oder vom menschlichen Elend kann man sich was dahin gehört, und man allenfalls nicht aus Erfahrung kennt, anschaulich machen.

329.

Gar gewöhnlich ist aber auch der Fehler, daß man strenger von andern, als von sich fordert, und der, der eben so sehr drükt als gedrükt wird, sich doch immer nur über andre, nie über sich selbst beklagt.

330.

Neben allem dem ist's eine sichere Bemerkung, und eine Bemerkung, die je kaum einem kühlern und unbefangenen Beobachter der Menschen entgehen kann, daß die Menschen im Durchschnitt genommen, nicht so glükselig sind, als sie scheinen und nicht so sehr als sie's, bey dem schon vorhandenen Maaß von Glük seyn könnten; Noch auch daß sie so unglükselig sind, als sie scheinen, und nach dem gegebenen Quantum von Unglük, das sie trift, seyn könnten.

331.

Das leztere, um erst über Unglükseligkeit noch einige Anmerkungen zu machen, ist so gewiß, daß mancher zartfühlende Beobachter menschlichen Elendes mit Erstaunen von

der Scene zurükkehrt, wie so viel Unglük die Elenden nicht noch unglükseliger macht; So gewiß, daß ich es auf die Probe ankommen lassen wollte, daß wir allemal bey sieben von zehen Elendsscenen, wenn sie uns beschrieben werden, uns die Gedrükten weit unglükseliger vorstellen werden, als wir sie nachher beym Augenschein finden, und sieben von zehen Unglüklichen weniger leidend antreffen werden, als wir sie uns vorgestellt hatten.

332.

(Ob ich gleich dann eben so gewiß bin, drey Fälle von zehen sind unleidlicher und schwerer, als es sich die mitleidigste Menschenseele die's nicht selbst erfuhr, denken kann. Auch vergeß ich nicht, daß in ungleichen Gegenden das Verhältniß der Durchschnitte sehr ungleich ausfallen müßte.)

333.

Die Ursache von dem 331 Saze? Ist wol nicht Eine nur. Es sind mehrere zusammenwirkende sehr leicht zu entdeken, wenigstens fallen folgende sogleich auf:

a. Stumpfheit des Gefühls und b. Ringsinn des Gemüths, deren Ursachen sind natürliche Organisation, Erziehung, Gewohnheit, Beyspiel.

334.

c. Eine Leichtigkeit das Bessere Morgen zu hoffen, die immer in drey Temperamentsarten gegen eine (das übrige gleich gerechnet) möglich ist.

d. Das Gefühl der Nothwendigkeit bey unabänderlichem Schiksal. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel dieß Gefühl der Nothwendigkeit, diese Intuition, daß es jezt so ist, und mit keiner Mühe anders zu machen, mit keinen Thränen anders zu wänen, und mit keinem Gelde abzukaufen ist — in den meisten Fällen zur Verminderung der

Unglükseligkeit beyträgt. Der Sohn ist viel unglükseliger, der seinen Vater allmählich sich etwas in Schulden vertiefen sieht, als der, dem jezt mit dem Tode seines Vaters sein ganzer Brodtkorb für einmal entzogen wird. Das Gefühl, das dort alle Augenblike wiederkömmt, es sollte nicht seyn, und könnte vielleicht wol vermieden werden, vergrössert das Widerliche, das Unleidlichdrükende gar sehr. Im leztern Fall hingegen so ungleich viel grösser der Schlag ist; so hilft ihn das stillschweigendtiefe Gefühl einer eisernen Nothwendigkeit, einer unüberwindlichen Unmöglichkeit, den Vater aus dem Grabe zurükzubringen, doch unaussprechlich vereinfachen; der unruhige Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Kraft und Schiksal ꝛc. dessen Ursache der Vater war hört auf, und er wird nun Ursache eines viel einfachern Schmerzens. Und wenn auch eben diese Unabänderlichkeit eines solchen unglüklichen Schiksals bisweilen desto tiefere Schmerzenempfindungen verursacht, so kömmt doch wahrlich eben dieselbe Reflexion: daß es nun nicht zu ändern ist, ob sie gleich kälter, als kein Eis ist, doch oft wahrhaftig wie ein kühlender Balsam über die brennende Wunde. — Freylich sind es Stumpfheit und Ringsinn, die da zugleich mithelfen, dessen Beruhigungsgrund bey manchem desto wirksamer zu machen. Auch sind die Menschen gar nicht selten, die sich mit diesem Grunde, mehr als mit weit bessern und kräftigern Beruhigungsgründen, die sonst im Felde ihrer Ueberzeugungen, liegen, trösten.

336.

e. Eine fünfte Ursache, und eine nicht schwache, scheint mir auch nebenher bey den meisten Unglüklichen oder Gedrükten das stille Bewußtseyn, daß sie eben auch nicht ganz sind, wie sie sollten. Ich weiß wohl, daß man diese Saite nicht

leicht

leicht berühren darf, und daß die gewöhnlichen Menschen viel eher das Schikfal als sich des Unrechts anklagen. Aber überzeugt bin ich gleichwohl, daß die meisten Menschen, dieß Bewußtseyn und das Gefühl, sie seyen auch nicht ganz wie sie sollen, tiefer in sich haben, als sie es Wort haben wollen, wenn sie es auch schon selten zur Sprache bey sich selbst kommen lassen.

337.

Es scheint mir in dieser Rükficht sehr wol für die Erträglichkeit des Elendes gesorgt. Wenn die meisten Menschen beym Mangel der moralischen Elasticität, die sie sich bewußt sind, und die sie sich doch in gewissem Sinne als Fehler vorzuwerfen eben nach ihrer moralischen Natur nicht umhin können, in dem dunkeln unausgesprochnen Gefühl davon leben: „Wir sind nicht vollkommen und habens nicht vollkommen" und um so viel leichter und geduldiger ihre Last tragen; und die wenigern, die vorzügliche moralische Elasticität haben, sie auch vornehmlich schon auf weisere Erduldung des Mißgeschiks anwenden: So ist gerade hiedurch für die mehrern und für die wenigern, für die gewöhnlichen und für die sich ausnehmenden Unglüklichen gesorgt, und von dieser Seite her eine beträchtliche Verminderung ihrer Unglükseligkeit bewirkt.

338.

f. Eine sechste Ursache, warum die mehrern Unglüklichen weniger unglükselig sind, als es ihr Schikfal mit sich zu bringen scheint, ligt in den religiosen Beredungen eines grossen Theils der Menschen.

339.

Ohne jezt Rükficht zu nehmen auf Grund oder Ungrund, Klarheit oder Verworrenheit, Vernunft oder Unvernunft solcher

solcher religioser Beredungen, ists unläugbar, daß sie sehr viel wirken bey sehr vielen Menschen. Auch die schlechteste Religion hat ihr Tröstendes, und diese tröstende Kraft äussert sich in der allergewöhnlichsten Klasse von Menschen bisweilen gerade um so stärker, je weniger sich ihr Kohlerglaube je von Zweifeln anfechten ließ.

340.

Es haben mir ehrliche moralische Atheisten bekannt, sie halten den Glauben an Gott für ein dem moralischguten Volke unentbehrliches Mittel, den schweren Druk seines Schiksals zu ertragen, den es sonst ohne immoralischer und allso in der Folge nur noch unglükseliger zu werden, nicht zu ertragen vermögte.

341.

Ich kenne zwar das Mißtrauen, das viele denkende Menschen, die ohne Einfluß der Religion erzogen, auf diesen Fuß fortleben, und als Jünglinge und Männer mit den todten Religionsbegriffen ihrer Kindheit alle und jede Religion abgedankt haben, gegen die Wirkungen der religiosen Beredungen haben. Sie scheinen mir auch unstreitig recht darinn zu haben, daß unzählige Täuschungen hierinn vorgehen, unzählige Wirkungen auf Rechnung der religiosen Meynungen geschrieben werden, die einer ganz andern stillmitwirkenden Ursache auf Rechnung zu schreiben sind.

342.

Allein die tröstende Kraft, hier ununtersucht ob wahrer oder falscher, aber ehrlich geglaubter Religionssäze ist an dem ehrlichsten Theile frommen, treuen, mässigen und arbeitsamen Volkes (wo es solch Volk hat) so sichtbar, so auffallend, so alle Tage und Stunden in Augenschein zu nehmen — daß sich, nach meinem Bedünken die auf Philosophie

losophie Anspruch machen, allemal hüten sollten, das Daseyn von etwas in andern schlechtweg zu verneinen, wofür sie keinen Sinn in sich und wovon sie keine Erfahrungen in ihrem Kreise haben; und gerade denselben Fehler zu begehen, den ihre Gegner, die sich durchaus keinen ehrlichen Atheisten denken können. Eben so wie der Geizige den Verschwender und dieser jenen unmöglich begreiffen kann; der niedrig eigennüzige keinen Sinn hat für die edle Uneigennüzigkeit und hinter allem, was dieser thut, durchaus verborgenen Eigennuz argwohnet. So wie sich der uneigennüzige Edle keinen Begriff machen kann von der Niederträchtigkeit gewisser Menschen, bis er durch die gewaltthätigsten Beweise überwunden wird, wirklich zu finden, was er nicht möglich glaubte.

343.

Alles dieß führen wir als Ursachen der so merkwürdigen Erscheinung an, daß die geplagten Menschen gemeiniglich sich nicht so elend fühlen, als sie's sind, oder nicht so unglükselig sind, als sie's im Unglük seyn könnten, und man erwarten mögte, daß sie es wären.

344.

Noch eine besondre Aufmerksamkeit verdienen hier die wenigern, von denen wir im 337. Saze beyläufig sprachen. Die Gedrükten, die mitten in allem Druke ihres Schiksals nach moralischer Vervollkommnung streben; oder vielmehr diese Strebsamkeit nach moralischer Vervollkommnung selbst unter mancherley Druk des Schiksals ist's, die uns in derselben Rükficht so merkwürdig wird, nämlich als wichtiges und kräftiges Mittel zur Verminderung von Leidensgefühlen.

345.

345.

Es ist etwas, das nicht nur den, der es selbst erfährt, — auch die nächsten Zeugen in Erstaunen sezen muß, wie sehr dieß unaufhörliche Hinstreben auf moralische Selbstvervollkommnung, diese stete Bemühung, Glük und Unglük, zufälliges und planmässiges Betragen andrer Menschen, Grosses und Kleines — nicht nur sich in diesem Bestreben nicht hindern zu lassen, sondern es zu seinem Zweke noch ehrlich, emsig und klug zu benuzen — wie sehr diese moralische Spannung, Leiden mindert und lindert, wie sehr es stark und klug macht, zu tragen und auszuweichen, und vornehmlich, wie sehr es das menschliche Herz sättigt, welche tiefe Empfindungen es wekt und nährt von Ruhe und Zufriedenheit, auch selbst mitten unter unzäligen Beschämungen, und Vorwürfen, die der moralische Mensch sich wegen Fehlern immerfort zu machen Ursache hat.

346.

Nun leitet uns dieß aber gerade zu Bemerkungen über jenen zweyten Saz:

Die Menschen scheinen überall auch viel weniger glükselig, als sie könnten seyn — Sie benüzen die Quellen bey weitem nicht genug, die sie um sich und in sich hätten; sie ziehen die Triebfedern nicht auf, die sie, auch ohne die mindeste Gefahr, auf höhere Stuffen von Glükseligkeit treiben müßten.

347.

Hier vornehmlich müssen wir wieder zurükbliken auf das, was in den vorhergehenden Abschnitten von dem Reichthum unsrer Natur und der Natur um uns gesagt ist.

Folgende Säze sind es eigentlich, die uns berechtigen zu sagen, die Menschen sind weniger glükselig, als sie's seyn könnten.

348.

348.

Sie benuzen die nächstligenden, offensten, reichsten Quellen von Genuß zu wenig.

349.

Aus welchen zu schöpfen sie sogar alle Notharbeit zu ihrem Durchkommen, und aller Kampf mit Unglük und Leiden nicht ganz untüchtig machen würde.

350.

Selbst das Gefühl jener oben genannten grossen Bedürfnisse der menschlichen Natur hat wieder auch in höhern Graden, wie das Streben nach moralischer Vollkommenheit, etwas unaussprechlich interessantes, anziehendes, sättigendes, daß wenn diese Gefühle auch bisweilen bis zum Schmerz stiegen, sie süsser Schmerz genennt werden können, wenn je etwas süsser Schmerz genennt werden kann. . Ein Schmerz verbunden mit innerer Ruhe und dem Bewußtseyn des innern Adels, die davon unzertrennlich sind — der bey weitem nicht, auch an die lebhaftesten, aber geistlosen, oberflächigen Freuden eines Menschen, der moralisch abgespannt ist, zu tauschen wäre.

351.

Es erhellt aus diesem allem, daß der Mensch ohne die Forderungen an sich selbst im mindesten zu überspannen, es in seiner Gewalt hat viel glükseliger zu seyn, als er es gewöhnlich ist, durch einige, wenn noch so wenige, Kultur seines Sinnes für die nächsten wohlfeilsten Vergnügen der Natur und der Menschlichkeit, und durch Wekung der moralischen Bedürfnisse.

352.

Man denke nicht, daß dieß lauter Poeten, Moralisten und Weltbürger machen würde aus Menschen, die jeder in seinen

Stand

Stand taugen. Nicht die innere Bildung des Menschen zur Glükseligkeit durch Kultur des Edelsten in seiner Natur mißbildet den Menschen, sondern der äussere Reiz der Eitelkeit zur Nachäffung dieser Kultur. Es giebt nicht nur Einen Fürsten und Bauer, General und Soldaten, Gelehrten und Schuster, Hausbedienten und Scharfrichter, Minister und Stallknecht, — die Hausmutter und die Dienstmagd nicht zu vergessen — die das, was sie Standes halber seyn sollen, aufs beßte sind, und zugleich, was sie Naturgefühls, menschlichen Sinnes und moralischer Bedürfnisse halber seyn können, ebenfalls aufs beßte, und gewiß weit besser sind, als die Legion Sentimentalisten, Poeten, Moralisten und Weltbürger, die eben Ursache sind, daß oft gewissen vernünftigen, kältern Weltmännern alle Kultur der grossen Menschenklasse in Naturgefühl, Menschlichkeit und Moralität — als Schwärmerey und Bücherkram verdächtig bleibt.

353.

Ja nicht nur Einen aus den verschiedensten Ständen der Menschen, die, was sie seyn sollen, gerade noch um so besser sind, weil sie die naturfühlenden, menschlichen und moralischen Menschen sind die sie sind.

354.

Und wenn auch nur Einen, welch ein achtenswürdiger Beweis für jeden Menschenfreund — von der Möglichkeit dessen, was wir sagen.

355.

Wir können unsre Behauptungen nicht mit jedem Ausdruke, jeder Bestimmung, jeder Schattirung, wie sie jezt da ligen, bis aufs lezte Wort gegen alle möglichen Einwendungen und Einschränkungen vertheidigen, behaupten, bestimmen:

Unsre

Unsre Begleiter müssen auf das sehen, warum es hier eigentlich für einmal zu thun ist; erwägen, ob so viel nicht unstreitig wahr sey, und dann weiter mit uns gehen.

356.

Und hier wars für einmal um das zu thun: Es ist von jedem Menschen ein Kleines von Anstrengung seiner Kräfte zu fordern, womit er ein Grosses an Glükseligkeit gewinnen könnte.

357.

Uber diesen Saz, so wie er jezt ausgesprochen ist, besonders über seinen ersten Theil, ist nicht leicht Widerspruch zu erwarten. Jedoch anstatt des Erweises dieses Sazes für die, die Miene machen wollten, als ob er auch so noch Erweis bedürfte, haben wir hier nur so viel noch zu sagen: Erstens: Die leichte Probe wird jeden zu seinem größten Vergnügen lehren, daß mit Kleinem hier Grosses zu gewinnen ist.

358.

Zweytens: Wer die Probe zu machen sich weigern, und zu läugnen doch fortfahren wollte, daß einige kleine Anstrengung von Kräften zu diesen Zweken an die Natur jedes Menschen zu fordern sey, der sehe zu, ob er nicht jedes Tages an seinen Soldat oder Lakay, an sein Weib oder Kind seine Forderung weit höher spanne und es mit Recht zu thun behaupten könne — sich allso täglich widerspreche, und der Richtigkeit unsrer Behauptung das Siegel aufdrüke.

359.

Wir sehen nun leicht ein, von wie wichtiger Anwendung dieß alles ist — ? „ Auf die Verbesserung der Menschen, „ auf die Bekehrung der Welt, auf die Umschmelzung der

„ menschlichen Gesellschaft in ein vollkommeners Modell? — Oho! wie prächtig lautet diese Sprache! Aber auf unsre Zunge kommt sie heute wenigstens noch nicht; wahrlich nicht; sondern —

360.

Ich wollte nur sagen: wir sehen leicht ein, von wie wichtiger Anwendung dieß alles nun allernächst auf uns ist. Und auch dieß uns soll nicht im predigerlichen Applikationsstil und Sinn gelten. Auch dieß uns soll weiter nichts sagen, als auf mich. Ich sehe leicht ein, von wie wichtiger Anwendung das Vorhergehende, auf mich ist; und sodann auf jeden, der mich gerade in diesen Untersuchungen, mit denselben Trieben nach Wahrheit und Glükseligkeit bishieher zu begleiten gestimmt war, und mich weiter zu begleiten gestimmt bleibt.

361.

Das bisherige schrekt mich nicht ab in einer Welt zu leben, wie ich lebe und ein Mitglied eines Geschlechts gerne zu bleiben, das ich nun nach meinem Gesichtspunkt, und nach meiner Kenntniß und Nichtkenntniß ungefähr so anzusehen genöthigt bin, wie ich es ansah.

362.

Das Resultat des bisherigen verbietet mir Verzagtheit, läßt mich mit Muth und Hoffnung auf mich selbst zurük schauen, und heißt mich an die Beschauung und Ueberlegungen hingehn, die erfordert werden, um auch mir selbst je länger je bestimmter und vollständiger, und für einmal nur nothdürftig auf die Fragen zu antworten: Und wie glükselig und unglükselig bin ich nun? und wie glükselig könnt ich seyn; was ist in meiner Gewalt

zur

zur Verminderung meiner unangenehmen und zur Sicherung und Äufnung meiner angenehmen Empfindungen?

XIX.

Das Uebel hebt das Gute nicht auf.

363.

Eine nach meinem Bedünken höchst wichtige Wahrheit ist die: Das Uebel, was vorhanden ist, hebt das vorhandene Gute nicht auf; das Dunkle das Klare nicht; alles Zweifelhafte das Gewisse nicht; alles Räthselhafte das Begreifliche und Erörterte nicht.

364.

Höchstwichtig nenn ich diese Wahrheit aus dem doppelten Grunde; Einmal, weil der ihr entgegengesezte Irrthum einen sehr täuschenden Schein von Wahrheit hat, oder auch weil man sie anerkennen, aber in der Anwendung durch den täuschenden Anschein des Gegentheils leicht vergessen kann; und aus beyden, so wohl aus dem Irrthum, als aus dem Vergessen der Wahrheit sehr viel Uebels — sehr viel andre Irrthümer und sehr viel Fehler entspringen.

365.

Demnach weil auf der andern Seite durch Anerkennung und Aufmerksamkeit auf diese Wahrheit nicht nur jene Fehler und Irrthümer vermieden werden, sondern die Erkenntniß so vieler andern Wahrheiten, und eine Menge

froher Genüsse, und guter Handlungen daraus entspringen und dadurch mitbewirkt und veranlaßt werden.

366.

Wir können an einem Beyspiele den groben Verschuß in der Rechnung leicht anschaulich machen. Gesezt ich habe zwölf Stunden Tag in der Natur, und diesen folgen zwölf Stunden Nacht. Wem sollte nun einfallen können zu rechnen: Zwölf von Zwölfen geht auf; Zwölf Stunden Nacht heben das Gute der zwölf Stunden Tag wieder auf?

367.

Und doch wie oft wird so gerechnet; Man kömmt mit thörichter Prätension und Vorausseżung zur Betrachtung der Natur; man denkt sich zum voraus ohne allen stichhaltenden Grund: Wenn die Welt ein Produkt eines höchst weisen, gütigen und mächtigen Wesens seyn soll, so muß lauter Gutes in ihr seyn — und kein Uebel möglich, lauter Wahres ohne Irrthum; lauter Klares ohne Dunkelheit und Zweifel. Woher der Schluß? Laßt uns erst die Natur betrachten, und nehmen und werthen, wie sie ist. Am meisten uns hüten vor so schiefer Rechnung.

368.

Zwölf und zwölf Stunden machen vier und zwanzig; allso wann ich die zwölf Stunden Nachts völlig vor nichts rechne, so hab ich doch allso zwölf Stunden Gewinnst; und 12 Stunden Verlust von 24 abgezogen, bleibt 12 Stunden, und Morgen wieder 24 minder 12, macht 24; und Uebermorgen wieder 24 minder 12, macht 36 u. s. f.

369.

Und ferner von den zwölf Stunden Nacht rechnet sich wieder ab und auf Seite des Gewinnsts; Die angenehme

Erinnerung

Erinnerung der Tagesstunden; ferner die Hoffnung, daß es wieder Tag wird; ferner der angenehme Zustand des Schlafes; ferner der Zustand angenehmer Träume; ferner das Vergnügen der Sterne- und Mondeserscheinungen; ferner das Licht, das man sich machen und damit einen Theil des Sonnenlichts sich ersezen kann; ferner die Behaglichkeit in stiller, geräuschloser nächtlicher Weile nachzudenken und seinen Geist sich mit sich selbst beschäftigen zu lassen.

370.

Allein man rechne alle das wirkliche Leiden des Menschen nach seiner eigenen Empfindung und Wehrtung als Aufhebung so vieles Guten ab: Es ist gar nicht an dem, daß Hälfte gegen Hälfte stehe. Es sind nicht von zehen Menschen Einer, die von zehen Stunden Eine Lebenslang zu leiden hätten. Es sind nicht von zehen Organisationen Eine, die nur nach dem zehentheil ihrer Theile eigens zum Nothwendig-Leiden eingerichtet wäre; Es ist nicht von zehen Eine Stunde, die jede Thierart von der andern gequält würde; Es ist nicht von zehen Ein Ding auf Erde, wovon man nicht wüßte, was es nüzen soll. u. s. w. Es ist nicht von zehen menschlichen Bedürfnissen Eins, das unbefriedigt bleiben und den Menschen martern müßte.

371.

Doch diese Materie ist von vielen genug ins Licht gesezt, und es sind auch da wenigstens 9 Schriften gegen Eine, die jene falsche Rechnung nicht machen.

372.

Man behalte nur das überwiegende Gute, das vorhandene Wahre und Klare fleissig im Auge, und lasse sich nie täuschen durch falsche Rechnung es sich nehmen zu lassen;

und man wird gestehen, daß wann je eine Wahrheit ist,
die glükseliger macht, und
mit der jeder zur Glükseligkeit leicht und sicher wuchern kann, diese unter solche gehört.

XX.

Ob Arme seyn müssen.

373.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, bey dem man sich einen Theil der Welt nicht anders, als nothwendig unglüklich denken kann, daß nämlich Reiche und Arme seyn müssen. Man nenne Reiche, was man wolle, man spreche vom Nuzen, von der Unvermeidlichkeit und Unentbehrlichkeit der reichen Stände, was und so viel man immer will. Es folgt daraus noch immer nicht, daß ein beträchtlicher Theil der Menschen Armuth leiden müsse; an seinen Bedürfnissen drükenden Abbruch leiden müsse. Denn dieß versteh ich unter Armen; geb es gerne zu, daß wenn vom Unglük der Armuth die Rede ist, nicht jeder arm zu nennen sey, der es dem Reichen scheinen könnte, nicht jeder bey alle denen Entbernissen leide, bey denen der Reiche leiden würde, wenn er sie an seinen Ueberfluß, und bequeme und üppige Gewöhnung tauschen sollte. Eben so wenig sollen auch nur die Bedürfnisse des Thiers Bedürfnisse der Menschen geringerer Stände heissen, und keiner arm genennt werden, der nicht Hungers stirbt.

374.

Eine Stelle, die mir als einem Jüngling, der über solche Gegenstände eben zu denken anfieng, eben jenes Vorurtheil benahm, und einen tiefen unvertilglichen Eindruk von Freude gemacht hatte, führ ich aus einem verstorbenen Schriftsteller an, der der Welt mehr genüzt hat, als bisher noch erkannt ward. — Er spricht von den nöthigen Erhaltungsmitteln, der Ueppigkeit ꝛc. ꝛc, und der Pflicht der Wohlthätigkeit ꝛc. ꝛc. „ Ein jeder soll das Seinige dazu „ beytragen, daß die dringenden Bedürfnisse, oder die höch„ sten Nothwendigkeiten keinem zum Fleiß geneigten, und „ von der fortdaurenden Verschwendung befreyten Menschen „ fehlen. Zu den höchsten Nothwendigkeiten rechne ich „ 1.) Speise und Getränke von solcher Beschaffenheit und „ Maasse, als zu der Gesundheit bey der standesmässigen „ Arbeit für einen jeden erfordert werden. 2.) Kleider„ vorrath, den ein Mensch nach der Veränderung der „ Jahrszeiten abwechseln kann; 3.) Eine gesunde Woh„ nung; 4.) Die Mittel der Wahrscheinlichkeit daß er „ diese Drey immer haben werde; 5) Solche Umstände, „ die ihm, ohne dafür an oberwähnten Nothwendigkeiten „ Mangel leiden zu dürfen, Zeit und Vermögen verstatten, „ die Religion, nach dem Bedürfniß seines Standes, zu „ lernen, zu verbessern, zu behalten und auszuüben; „ 6.) Solche Umstände, die ihm erlauben, im gehörigen „ Alter zu heyrathen und Kinder zu erziehen, wenn er „ dazu fähig ist, und Lust hat; 7.) Die Möglichkeit, sich „ nach schweren Arbeiten, deren beständige Fortsezung seiner „ Gesundheit schaden würde, auszuruhen, und durch stan„ desmässige Ergözungen zu erfrischen; 8.) und beynahe „ rechne ich dazu die Mittel und Möglichkeit, wenn er

„ auch verarmt, einigermassen in dem gewohnten Grade
„ des Wohlstandes und der Bequemlichkeit fortzufahren,
„ oder allmählich etwas abzubrechen, wenn er desselben mit
„ Recht lange gewöhnt gewesen ist, und dessen schleunige
„ Veränderung ihn sehr unglüklich machen, oder gar auf-
„ reiben würde. Denn die Erfahrung zeigt, daß diejе-
„ nige, denen einige dieser Bedürfnisse fehlen, würklich
„ sehr unglüklich sind, oder doch weniger Glükseligkeit
„ haben, als sie unter gesitteten Nationen haben könnten,
„ wenn andre Menschen nicht in hohem Grade gegen sie
„ lieblos wären.

375.

„ Die Erde, die Arbeit und das Gewerbe verschafft die
„ Mittel, diesen Nothwendigkeiten ein Genüge zu leisten,
„ in so überflüssiger Menge, daß, wenn nur die Hälfte
„ derselben recht vertheilt würde, alle damit versorgt
„ werden könnten. Die übrige Hälfte wäre alsdenn
„ noch zureichend, den nöthigen Unterscheid der Stände
„ zu unterhalten “.

376.

Ueberlegen wir dieß recht, was ich noch nirgend widerlegt gefunden habe, welche beruhigende Aussicht öffnet sich uns wenigstens von Einer Seite. Ich sage von Einer Seite: Denn ich gebe es gerne zu, daß es ungleich schwerer ist zu machen, daß die Menschen so billig theilen, als ihnen zu zeigen, daß sie zu theilen haben; und wenn sie sich nicht selbst vertheilen, keiner vertheilt ist. — Es ist doch wenigstens wieder damit richtig, daß von dieser Seite betrachtet alle drükende Armuth, die auf der Welt ist, zum selbst gemachten Uebel gehört. Es müßte denn seyn, daß die moralische Natur der Menschheit, das so mit sich

brächte,

brächte, daß sie den Reizen der Ueppigkeit nicht widerstehen könnte, d. i. die Lust ihnen zu widerstehen verlieren müßte. Eine wichtige und schwere Untersuchung, die an ihrem Orte vorkömmt.

377.

Immer bleibt unser Saz wahr, daß auch bey sehr mässigen moralischen Kräften und sehr mässigem Willen sie zu brauchen unaussprechlich viel schon gut würde, was jezt bejammerenswürdig schlecht in diesem Fache aussieht.

XXI.

Ueber die Freyheit des menschlichen Willens.

An Emilien.

378.

Das vorhergehende führt uns denn aber so zimlich tief in die Fragen hinein: Was kann der Mensch, und ist er frey, wie er's scheint, oder geht alles nach nothwendigen Vorherbestimmungen, und steht die Natur nicht mit ihm und er nicht mit der ganzen Natur im allernothwendigsten Zusammenhang, so daß alles immer aus dem nächstvorhergehenden als aus seiner Ursache nothwendig als Wirkung erfolgt?

379.

Ueber die Freyheit des menschlichen Willens also kommen wir zu reden, und ich erinnre mich noch gar wol, trefliche Emilie, wie Sie, besonders über diesen wichtigen Gegenstand Auskunft, Loswikelung aus ihren Zweifeln und gründliche Beruhigung verlangten.

380.

Ich wende mich nun allso gern wieder einmal besonders an Sie. Allein mit dem unnachläßlichen Beding, daß ich Ihnen nicht nur in Gnaden ein Recht lasse, was Ihnen niemand rauben kann, das Recht an Ihren Bräutigam und den ganzen Kreis der philosophischen Männer und männlichen Philosophen um sie her zu appelliren; Sondern, daß Sie wirklich jede Zeile ihrer aller Beurtheilung unterwerfen. Ich fühle, daß ich Ihnen eine Grobheit sage, wenn ich Ihnen gestehe, ich mag nicht gerne für einen Philosophen gehalten seyn, der sich immer nur an das schwächere Geschlecht wenden müsse, um unter Männern ja nicht etwa, seinen Mann zu finden.

381.

Ich verspreche Ihnen keineswegs, über jedes Kapitel, worüber wir gründliche Beruhigung oder eine beruhigende Portion gewisser Säze suchen, in den Detail von Gründen für und wider hineinzugehen, wie ich es auch zum Theil bey dem Kapitel über Idealität und Realität der Dinge gethan habe: Ich bitte Sie, dieß jedesmal meinem Lust, meiner Muse, und meiner Ueberzeugung von der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit des Geschäfts zu überlassen.

382.

Dießmal gelüstet es mich Ihnen das Stärkste für und wider die Freyheit — in einer Stelle aus einem philosophischen Schriftsteller, den Sie gewiß nicht lesen werden, vorzulegen, die ich Ihnen in faßlichere Sprache zu übersezen versuchen will und muß.

383.

Bis auf diesen Schriftsteller geschahs noch immer, daß die Partheyen unvereinigt blieben, und jeder wieder sich zu einer

von ihnen schlug, und sein System behielt und behauptete.

Eine Frage ists, ob die Vereinigung nun zu erwarten stehe, und gewiß ists mir, daß zur Vereinigung derselben durch unsern Schriftsteller mehr als durch irgend einen zuvor geleistet worden.

384.

Hören Sie ihn durch meine Dollmetschung. Ueberhaupt von mehrern Beyspielen des Widerstreits in dem die pure Spekulationvernunft mit sich selbst ligt, sagt er. „ Unglüklicher „ Weise für die Spekulation (vielleicht aber zum Glük für „ die praktische Bestimmung des Menschen " (weil dadurch um so wenigere Menschen von der Bahn zu ihrer praktischen Bestimmung abgelokt, sich auf den unabsehlichen Feldern der bloß spekulativen Vernunft versäumen und vergessen, gesezt auch nicht verirren können,) „ findet sich die ohne alle „ Rükficht auf praktisches Interesse ihre Ideen theoretisirende „ Vernunft, mitten unter ihren grössesten Erwartungen so „ befangen, daß — ihr nichts übrig bleibt, als über den „ Ursprung dieser Verumeinigung der Vernunft nachzusinnen u. s. f. (S. 464. in Kants Kritik der reinen Vernunft.

385.

„ Könnte sich (sagt derselbe in einer andern Stelle) ein „ Mensch von allem Interesse lossagen, und die Behaup„ tungen der Vernunft, gleichgültig gegen alle Folgen, bloß „ nach dem Gehalte ihrer Gründe in Betrachtung ziehen, „ so würde ein solcher, gesezt, daß er keinen Ausweg wüßte, „ anders aus dem Gedränge zu kommen, als daß er sich zu „ einer oder der andern der streitigen Lehren bekennete, in einem „ unaufhörlich schwankenden Zustande seyn; Heute würde „ es ihm überzeugend vorkommen, der menschliche Wille sey „ frey;

„ frey; Morgen, wenn er die unaufhörliche Naturkette in
„ Betrachtung zöge, würde er dafür halten, die Freyheit
„ sey nichts, als Selbsttäuschung, und alles sey bloß Natur.
„ Wenn es nun aber zum Thun und Handeln käme, so
„ würde dieses Spiel der bloß spekulirenden Vernunft, wie
„ Schattenbilder eines Traums, verschwinden, und er würde
„ seine Principien bloß nach dem praktischen Interesse
„ wählen u. s. w. "

386.

Der dritte Widerstreit zwischen den Ideen der puren Spekulationvernunft, über dem Gebiete der Erfahrung, den dieser Schriftsteller anführt, betrift nun eben eigentlich unsern Gegenstand, die Freyheit, und diesen Saz und Gegensaz, sammt Beweis und Gegenbeweis leg ich ihnen hier in Ihrer Sprache so vor, daß ich erst den Saz und Beweis für die Freyheit sammt den Anmerkungen, die ihm folgen, gebe; und darnach Gegensaz und Gegenbeweis mit ihren Erläuterungen.

387.

Erst einige Erläuterungen noch vorher, Alles, was sich uns darstellt als geschehend, als Veränderung, Ereigniß, Begebenheit heißt in der metaphysischen Sprache eine Erscheinung, und alles, was ist, was wir wahrnehmen, alle Dinge um uns, über uns, unter uns, an uns, wir selbst — alles als in ein Ganzes zusammengedacht heißt die Welt.

388.

Was uns nun vorkömmt, ist eine Wirkung einer oder mehrerer bestimmter Ursachen, nach gewissen Regeln, die man die Geseze der Natur heißt.

389.

Beyspiele sollens noch klärer machen: Jeder Zug meiner

Feder

Feder auf dem Papiere zeichnet sich mit bleibendem Schwarz, diese schwarzen Buchstaben, und ihr allmählich Werden, so wie die Feder sich zieht, und ihr bleiben, wenn auch die Feder weiter zieht — dieß alles sind Erscheinungen; Dinge, Veränderungen, Ereignisse, die meinem Auge vorkommen; und so klein sie sind, so gehören sie mit zu dem All der Dinge, die in unzähliger Zahl neben einander da sind, und in steten Veränderungen auf einander folgen, zur Welt. Es sind allso Erscheinungen der Welt; Und diese Erscheinungen sind Wirkungen gewisser Ursachen; der schwarzen Flüssigkeit im Schnitte der Feder, die wir Tinte nennen, der so und so gespizten Feder, des Papiers, und des so und so bestimmten Ziehens der mit Tinte versehenen Feder auf dem Papiere. Diese Erscheinungen erfolgen nun aus ihren Ursachen immer; wenn alles in den gleichen Umständen ist, und kein andrer Umstand hindert, so darf man des gleichen Erfolgs sicher seyn; das heißt „nach Regeln, denen die Dinge in der Natur unterworfen sind, oder nach Gesezen der Natur." Nach einem Geseze der Natur fließt die Tinte in der gesenkten Feder immer der untersten Spize zu; nach feststehenden erkennbaren Regeln oder Gesezen hängen sich Theilchen dieser Flüssigkeit die unten von der Spize abgehen an das Papier in jedem Punkte, wo die Feder hinzieht; nach Regeln geschiehts, daß die übrige Tinte immer theils nachgezogen wird, theils durch ihre Schwere nachdrängt u. s. f.

390.

Ferner: Nach ein paar Minuten Nachdenkens fahr ich fort zu schreiben; es will keine schwarze Buchstaben sezen — eine neue Erscheinung! Und doch dieselbe Feder, dasselbe Papier, und noch Tinte im offenen Kiel der Feder?

Ich

Ich forsche nach der Ursache (und in dem ich dieß thue, verrath ich mich, daß ich gewöhnt bin, Ursache von allem anzunehmen, und eine Regel zu vermuthen, nach der die Erscheinung von dieser Ursache jezt gewirkt wird, und in allen gleichbestimmten Fällen ohne anders wieder zu erwarten wäre.) Bey genauerer Beobachtung entdek ich, daß am untersten Theil der Spize die Tinte ertroknet ist, die noch flüssige von der troknen nicht nachgezogen wird, und zu wenig Schwere hat, sich selbst wieder über die eingetroknete herabzusenken in das äusserste der Spize, um vom Papier angezogen werden zu können. Ich leite die flüssige Tinte über die trokene an die Spize hervor oder tauche frisch ein, und das Schreiben geht wieder, bis an eine Stelle; und nun will weiter kein Buchstab werden; Tinte genug; Züge wie zuvor; das alte Papier: aber — im Grunde doch nicht dasselbe Papier; ich bemerkte endlich die Stelle des Anstosses ist mit Fett beflekt von der Unachtsamkeit des Jungen, der mir den Bogen gefaltet hatte; Und jenseits des Fettflekens geht die Schreiberey wieder ihren Gang. Also dort wieder neue Erscheinung, neue Ursache, neue Regel. So nun mit jeder Erscheinung an mir und ausser mir, mit dem Dunkel, das mir die ziehenden Wolken verursachen, mit dem Frieren an meinen Füssen vom langen Sizen, mit der Besorgniß in mir, die aus dem Gedanken entsteht, daß mein Geschreib Ihnen immer entweder zu dunkel, oder zu langweilig erklärend seyn mögte. Alles Erscheinungen in der Welt mit Ursachen, und Gesezen, nach denen sie aus diesen Ursachen erfolgen.

391.

Nun kommen wir zum Hauptsaze von der Freyheit, den wir mit seinem Beweise zuerst, und dessen Gegensaz sammt seinem

seinem Beweise wir hernach anhören sollen. Nämlich.

„ Die Kaussalität (Ursächlichkeit) nach Gesezen der
„ Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Er-
„ scheinungen der Welt insgesammt abgeleitet, erklärt,
„ verstanden werden können. Es ist nothwendig, daß
„ man noch eine (Ursächlichkeit) Kaussalität zur
„ Erklärung der Erscheinungen der Welt annehme;
„ nämlich die durch Freyheit."

392.

Es wird hier überhaupt von Freyheit gesprochen, und die Anwendung gilt so wohl auf die Freyheit eines ersten Wesens, das nach seiner Wahl die Welt hervorgebracht habe, als auf Menschen, und vielleicht andre Wesen, die nach freyem Willen handeln, und mit jeder Handlung eine neue Reyhe von Veränderungen, von Erscheinungen anfangen, deren eine nach der andern sodann von selbst weiter aus der vorigen erfolgt, (als eine allemal fortgehende Kette von Wirkung und Ursache.)

393.

Sie sehen leicht, wie eine solche Kette von Wirkungen auch bey der geringsten Handlung ohne Ende fortgehen muß. Zum Beyspiel: Ich lege die Feder nieder und stehe auf; oder ich schreibe fort. Sogleich wird in einem von beyden Fällen eine andre Reyhe von Gedanken in mir angefangen und fortgesezt als im andern Falle. Hätt ich fortgeschrieben, so wäre mir ein andrer besserer Gedanke zu Sinn gestiegen, als einandermal, oder der bessere käme mir dann, und im Fortschreiben der schlechtere. In allen allso, die es lesen wird ein andrer Gedanke erwekt, und eine andre Reyhe von Gedanken und andern Folgen (seyen sie noch so gering) angefangen u. s. f. Ihr eigenes fortgesextes Nach-

denken

denken wird Ihnen diesen Saz klar genug und unwiderſprechlich machen.

394.

Der Beweis nun von 391 lautet in Ihrer Sprache ſo: „Man nehme an, es gebe keine andre Art von Urſache „(Urſächlichkeit, Kauſſalität) als nach Geſezen der Natur; „ſo ſezt alles, was geſchieht, einen vorigen Zuſtand „voraus, auf den es unausbleiblich nach einer Regel folgt. „Nun muß aber der vorige Zuſtand ſelbſt etwas ſeyn, „was geſchehen iſt (muß etwas ſeyn, daß in — der Zeit „geworden iſt, da es vorher nicht war.) Denn, wenn „es iederzeit geweſen wäre, ſo wäre auch ſeine nach Na„turgeſezen nothwendige Folge ſchon immer geweſen, und „könnte nicht allererſt entſtanden ſeyn. Alſo iſt die Ur„ſächlichkeit der Urſache (die Eigenſchaft des Dinges, das „Urſache von einer Folge iſt, kraft der es eben Urſache „von dieſer Folge iſt) die Kauſſalität der Urſache ſage ich, „durch welche etwas geſchieht, iſt alſo ſelbſt etwas ge„ſchehenes (und nicht etwas immer dageweſenes) etwas „geſchehenes, welches alſo (aus dem gleichen Grunde, „nach demſelben Schluſſe) wiederum einen vorigen Zu„ſtand als Urſache (oder einen vorigen Zuſtand und deſſel„ben Urſächlichkeit) vorausſezt. Und dieſer einen noch „frühern Zuſtand nach derſelben Regel, und ſo immer „jeder Zuſtand, einen noch ältern, deſſen Folge er, und „der dieſes ſeine Urſache iſt; und ſo müßt es rükwärts „ohne allen Anfang gehen. Wenn alſo alles nach bloſſen „Geſezen der Natur geſchieht, ſo giebt es iederzeit nur „einen Subalternen (Untergeordneten nur in Betracht der „Reyhe ſeiner Folgen, ſo zu nennenden) Anfang, nie„mals aber einen wirklich und eigentlich erſten Anfang;

„So

„ So gäb es also in der Reyhe der von einander abstam-
„ menden Ursachen überhaupt keine bestimmte Vollständig-
„ keit (es schwebt, alles an einer Kette, die nie anfängt,
„ die nirgends fest gemacht ist, und jedes Glaich der Kette
„ erfordert doch eben seine Feste am vorhergehenden Glaich
„ nach der Lehre von den Naturgesezen.) Gerade darin
„ aber besteht das Gesez der Natur: Daß ohne hinreichend
„ von Vörne bestimmte Ursache nichts geschehe. Also der
„ gleiche Saz, daß alle Ursächlichkeit nur nach Naturge-
„ sezen möglich sey, widerspricht sich selbst, wenn man ihn
„ in seiner Unbeschränktheit nihmt. Und es folgt, daß die
„ Ursächlichkeit nach Naturgesezen nicht die einzige seyn
„ könne; daß es noch eine andre Kaussalität geben müsse.
„ Es muß diesemnach eine Kaussalität angenommen werden,
„ durch welche etwas geschieht, ohne daß davon die Ursache
„ noch weiter, durch eine andre vorhergehende Ursache nach
„ nothwendigen Naturgesezen bestimmt sey. Es muß Ur-
„ sachen geben, die ohne durch vorgehende Ursachen bestimmt
„ zu werden von freyen Stüken eine Reyhe von Folgen
„ anfangen können; es muß eine absolute Spontanei-
„ tät (eine vollkommene Willkührlichkeit, Freyheit der
„ Ursache) geben, eine Reyhe von Veränderungen, oder
„ Erscheinungen, die sodann nach Naturgesezen ihren Lauf
„ hat, von selbst anzufangen, mithin transcendentale Frey-
„ heit (das heißt nicht sinnliche Wahrnehmungen haltende,
„ den Grund sinnlicher Wahrnehmungen, den Grund der
„ Erscheinungen enthaltende Freyheit.) Denn ohne solche
„ Freyheit bleibt selbst im Laufe der Natur die Reyhen-
„ folge der Erscheinungen hinaufwärts auf Seite der Ur-
„ sache immer unvollständig. „

395.

Noch will ich Ihnen die Anmerkung des Verfassers zum Saz von der Freyheit und seinem Beweise verständlich zu machen suchen. „ Die Idee von Freyheit einer Ursache „ überhaupt macht zwar bey weitem noch nicht den ganzen „ Innhalt von dem Begriff der Freyheit des menschlichen „ Willens, der in der Seelenlehre (Psychologie) vorkömmt „ aus, welcher grossentheils empirisch (aus Erfahrung abge- „ zogen) ist, sondern nur den Begriff der absoluten Spon- „ taneität (völlige Freywilligkeit, Willkührlichkeit) der „ Handlung, welche den eigentlichen Grund von der Im- „ putabilität der freyen Handlung ausmacht (das heißt den „ Grund, daß die Handlung zugerechnet werden kann. * „ Allein dieser Begriff von Freyheit, so wie wir ihn hier „ nehmen, ist dennoch der eigentliche Stein des Anstosses „ für die Philosophie, welche unüberwindliche Schwierig- „ keiten findet, dergleichen Art von unbedingter (durch „ keine vorhergehende Ursache nothwendig nach Naturge- „ sezen bestimmter) Ursächlichkeit einzuräumen. Dasjenige „ allso in der Frage über die Freyheit des Willens, was „ die Spekulationvernunft von jeher in so grosse Verlegen- „ heit gesezt hat, ist eigentlich nur transcendental, (über- „ sinnlich, ausserssinnlich, das Feld der Erscheinungen über- „ schreitend)

* Wenn nur die Frage wäre, ob die Handlungen böse und strafwürdig seyen oder nicht? und nicht auch zugleich ob sie gut und belohnenswürdig seyen, so würde man vielleicht dieß Wort durch Verantwortlichkeit, oder Verschuldbarkeit, übersezen dörfen. Wollte man das Wort Verdienstlich, so wie verdienen im beydseitigen Sinne nehmen, so wäre vielleicht Verdienstlichkeit beynahe das rechte Wort für Imputabilität? Jedoch Verantwortlichkeit mögte doch das beßte seyn.

„ schreitend) und gehet lediglich darauf: Ob ein Vermö-
„ gen, eine Reyhe von aufeinander folgenden (sukcessiven)
„ Dingen, oder Zuständen von selbst anzufangen, ange-
„ nommen werden müsse. „ Wie ein solches Vermögen
„ möglich sey, ist nicht eben so nothwendig, beantworten
„ zu können, da wir uns eben so wohl bey der Ursäch-
„ lichkeit nach Naturgesezen damit begnügen müssen,
„ von vorneher zu erkennen, daß eine solche Kaussalität
„ vorausgesezt werden müsse, ob wir gleich die Möglichkeit,
„ wie durch ein gewisses Daseyn das Daseyn eines andern
„ gesezt werde, auf keine Weise begreifen, und uns desfalls
„ lediglich an die Erfahrung halten müssen. "

„ Nun haben wir (fährt die Anmerkung fort) diese Noth-
„ wendigkeit eines ersten Anfangs einer Reyhe von Erschei-
„ nungen aus Freyheit, zwar nur eigentlich in so fern
„ dargethan, als erforderlich ist, einen Ursprung der Welt
„ begreiflich zu machen; indessen könnte man sonach alle
„ übrigen nachfolgenden Zustände der Welt vom zweyten
„ bis immerfort für eine Abfolge nach blossen Naturgesezen
„ nehmen. (Man könnte nach dem bisherigen nun zuge-
„ ben, daß die Welt und ihr allererster Zustand von einer
„ freywirkenden Ursache hervorgebracht worden sey, nun
„ fort aber alle ihre Zustände ohne alle Freyheit nach
„ Naturgesezen fortlaufe.) Weil aber dadurch doch einmal
„ das Vermögen, eine Reyhe in der Zeit ganz von selbst
„ anzufangen, bewiesen (ob zwar nicht eingesehen) ist, so
„ ist es uns nunmehr auch erlaubt mitten im Laufe der
„ Welt verschiedene Reyhen, der Kaussalität nach, von

„ selbst anfangen zu lassen, und den Substanzen derselben
„ ein Vermögen beyzulegen aus Freyheit zu handeln. Man
„ lasse sich aber hiebey nicht durch einen Mißverstand auf-
„ halten; man denke nicht etwa, es sey kein absolut
„ erster Anfang der Folgenreyhen während dem Weltlaufe,
„ (nachdem die Welt einmal zum Daseyn gebracht worden)
„ möglich; darum weil eine jede sukcessive Reyhe von Ur-
„ sachen und Wirkungen in der Welt doch nur einen --
„ vergleichungsweise ersten — Anfang haben kann.
„ Denn wir reden hier nicht vom absolut-ersten Anfange
„ — der Zeit nach (der nur Einer ist) sondern von
„ absolut-ersten Anfängen der Kaussalität nach, der-
„ gleichen es so oft neue geben kann, so oft in dem Welt-
„ laufe eine Ursache mit absoluter Freyheit zu handeln an-
„ fienge.)
„ Wenn ich jezt (zum Beyspiel) völlig frey, und
„ ohne den nothwendig bestimmenden Einfluß der Natur-
„ ursachen von meinem Stuhle aufstehe, so fängt in dieser
„ Begebenheit sammt ihren natürlichen Folgen ins Unend-
„ liche eine neue Reyhe schlechthin an, obgleich der Zeit
„ nach diese Begebenheit nur die Fortsezung einer vorhey-
„ gehenden Reyhe ist. Denn diese Entschliessung und That
„ liegt gar nicht in der Abfolge bloser Naturwirkungen,
„ und ist nicht eine blosse Fortsezung derselben, und die
„ bestimmenden Naturursachen hören oberhalb derselben in
„ Ansehung dieser Ereigniß, ganz auf, die zwar auf jene
„ folgt, aber durchaus nicht daraus erfolgt, und daher
„ zwar nicht der Zeit nach, aber doch in Ansehung der
„ Kaussalität, ein schlechthin erster Anfang einer Reyhe
„ von Erscheinungen genannt werden muß.

397.

„ Daß das Bedürfniß der Vernunft in der Reyhe der Na„ turursachen sich anf einen ersten Anfang von Frey„ heit zu berufen, sehr allgemein empfunden worden seyn „ muß, leuchtet daran sehr klar in die Augen: daß (die „ epikurische Schule ausgenommen) * alle Philosophen des „ Alterthums sich gedrungen sahen, zur Erklärung der „ Weltbewegungen einen ersten Beweger anzunehmen, das „ ist, eine freyhandelnde Ursache, welche diese Reyhe von „ Zuständen zuerst und von selbst anfieng, denn aus bloßer „ Natur unterfiengen sie sich nicht einen ersten Anfang be„ greiflich zu machen. "

398.

Jener Beweis und diese Erläuterungen und Anmerkungen betrefen nun den Saz, den Sie jezt mit den eigensten Worten des Philosophen auch ganz verstehen werden, und den ich Ihnen noch einmal wiederhole, weil wir jezt im Begriff sind zu seinem Gegensaze überzugehen. „ Die Kaus„ salität nach Gesezen der Natur ist nicht die einzige, aus„ welcher die Erscheinungen der Welt insgesammt abgelei„ tet werden können. Es ist noch eine Kaussalität durch „ Freyheit zu Erklärung der Erscheinungen der Welt — „ anzunehmen nothwendig. "

399.

Sie vergessen ja nicht, daß es nicht meine Absicht ist,

* Anmerkung. Von der epikurischen Schule können Sie die Konversationen im Vorhofe des Tempels der Wahrheit (Abschnitt IX. §. 34.) sehen.

weder Ihnen den Saz mit seinem Beweise zu empfehlen, noch ihnen den Gegensaz mit seinem Gegenbeweise aufzudringen, noch Sie durch diese Gegeneinandersezung von Beweisen in einer so wichtigen Materie zu Ueberdruß und Zweifeley zu stimmen; sondern meine Absicht ist lediglich, Ihnen (und allenfalls jedem ders fähig wäre und noch nöthig hätte) an diesem Beyspiele zu zeigen, daß der Wahrheitsfreund, der nach Gewißheit und Zuverlässigkeit der ihm nöthigen Erkenntniß verlangt, im Anfange seiner Untersuchungen Beweggrund genug habe, sich nach dem Gewissen, Unbestrittenen, von allen zugegebenen, und unläugbaren in dieser Sache umzusehen.

400.

Der Gegensaz jener Behauptung von der Freyheit lautet nun so: „Es ist keine Freyheit, sondern alles in der „Welt geschieht nach Gesezen der Natur."

401.

Nun folgt der Beweis dieses Gegensazes, den der Verfasser anführt, nach dem Sinne derer, die den Gegensaz behaupten und nach seinem Sinne, so wie er den Beweis des Sazes aus andrer und seinem eigenen Sinne zugleich führte. Nur mit dem Unterschied, daß andre sich mit diesem oder jenem zufrieden gegeben, und Parthey und Gegenparthey dabey gemacht haben, er aber beyden Beweisen ihren Wehrt läßt, und daraus die Unvermeidlichkeit der Täuschungen erweißt, mit denen sich die bloß spekulirende reine Vernunft ohne das Interesse der praktischen Vernunft mit in Betracht zu nehmen, befriedigen, oder das Gedränge, in welches sie sich selbst bringen muß.

402.

402.

Der Beweis wider die Freyheit lautet so: „ Sezet: es „ gebe eine Freyheit im transcendentalen oben erklärten „ Sinne, als eine besondre Art von Kaussalität (Ursäch„ lichkeit) nach welcher die Begebenheiten der Welt erfol„ gen könnten: Sezet es gebe ein Vermögen, einen Zu„ stand, mithin auch eine Reyhe Folgen desselben, schlecht„ hin anzufangen, so wird eine Reyhe durch die Sponta„ neität (Freywilligkeit, Willkührlichkeit) selbst zur Her„ vorbringung der Reyhe anfangen; oder welches einerley „ ist, die Kaussalität wird schlechthin anfangen müssen, so „ daß nichts vorhergeht, wodurch diese geschehene Handlung „ nach beständigen Gesezen bestimmt sey. Es sezt aber ein „ jeder Anfang zu handeln einen Zustand, der noch nicht „ handelnden Ursache voraus, und ein dynamisch erster „ der Handlung (das ist ein erster Anfang der Handlung in „ Absicht auf Kraft, die da wirkt) einen Zustand, der mit „ dem vorhergehenden Zustande eben derselben Ursache gar „ keinen Zusammenhang der Kaussalität hat, d. i. auf keine „ Weise daraus erfolgt. Allso ist die transcendentale „ Freyheit dem Kaussalgeseze entgegen, sie wäre eine solche „ Verbindung der auf einander folgenden Zustände wirken„ der Ursachen, nach welcher keine Einheit der Erfahrung „ möglich ist (das heißt, nach welcher es uns unmöglich „ wäre, das darinne zu erkennen, was eben die Erfah„ rungssäze erkennbar macht, Gleichförmigkeit nach Regeln, „ Einheit der Erfahrungen,) die allso auch in keiner „ Erfahrung angetroffen wird, mithin ein leeres Ge„ dankending.

„ Wir haben nichts als Natur, in welcher wir den Zu-

„ sammenhang und Ordnung der Weltbegebenheiten suchen
„ müssen. Die Freyheit (Unabhängigkeit von den Gesezen
„ der Natur) ist zwar eine Befreyung vom Zwange,
„ aber auch vom Leitfaden aller Regeln: Denn man
„ kann nicht sagen: Daß, anstatt der Geseze der Natur,
„ Geseze der Freyheit in die Kausalität des Weltlaufs ein-
„ tretten, weil, wenn diese nach Gesezen bestimmt wäre,
„ so wäre sie nicht Freyheit, sondern selbst nichts anders,
„ als Natur. Natur allso und transscendentale Freyheit
„ unterscheiden sich wie Gesezmässigkeit und Gesezlosigkeit,
„ davon jene zwar den Verstand mit der Schwierigkeit be-
„ lästigt, die Abstammung der Begebenheiten in der Reyhe
„ der Ursachen immer höher hinauf zu suchen, weil die Kau-
„ salität an ihnen jederzeit bedingt ist, aber zur Schadlos-
„ haltung durchgängige und gesezmässige Einheit der Er-
„ fahrung verspricht, da hingegen das Blendwerk von Frey-
„ heit zwar dem forschenden Verstande in der Kette der
„ Ursachen Ruhe verheißt, indem sie ihn zu einer unbe-
„ dingten Kausalität führet, die von selbst zu handeln an-
„ hebt, die aber, da sie selbst blind ist, den Leitfaden der
„ Regeln abreißt, an welchem allein eine durchgängig zu-
„ sammenhängende Erfahrung möglich ist “.

403.

Und nun noch die Anmerkung zu diesem erwiesenen Gegen-
saz, die Sie nun beynahe ganz in des Verfassers eigenen
Worten verstehen: „ Der Vertheidiger der Allvermögenheit
„ der Natur (transscendentale Physiokratie), im Widerspiel
„ mit der Lehre von der Freyheit, würde seinen Saz gegen
„ die vernünftelnden Schlüsse der leztern auf folgende Art
„ behaupten: Wenn ihr kein mathematisch (auf den

„ Anfang

„ Anfang der Zahlenreyhe Rükſichtnehmendes) Erſtes
„ der Zeit nach in der Welt annehmt, ſo habt
„ ihr auch nicht nöthig, ein dynamiſch (auf den
„ Anfang der wirkenden Kräfte Rükſichtnehmendes) Er-
„ ſtes der Kauſalität nachzuſuchen. Wer hat
„ euch geheiſſen, einen ſchlechthin erſten Zuſtand der Welt,
„ und mithin einen abſoluten Anfang der nach und nach
„ ablaufenden Reyhe der Erſcheinungen zu erdenken, und,
„ damit ihr eurer Einbildung einen Ruhepunkt verſchaffen
„ möget, der unumſchränkten Natur Gränzen zu ſezen?
„ Da die Subſtanzen (die vor ſich beſtehenden Dinge,
„ deren Beſchaffenheit die übrigen ſind) in der Welt jeder-
„ zeit geweſen ſind, wenigſtens die Einheit der Erfahrung
„ eine ſolche Vorausſezung nothwendig macht, ſo hat es
„ keine Schwierigkeit auch anzunehmen: daß der Wechſel
„ ihrer Zuſtände, d. i. eine Reyhe ihrer Veränderungen
„ jederzeit geweſen ſey, und mithin kein erſter Anfang,
„ weder mathematiſch, noch dynamiſch geſucht werden dürfe.
„ Die Möglichkeit einer ſolchen unendlichen Abſtammung,
„ ohne ein erſtes Glied, in Anſehung deſſen alles übrige
„ blos nachfolgend iſt, läßt ſich, ſeiner Möglichkeit nach,
„ nicht begreiflich machen. Aber wenn ihr dieſe Natur-
„ räthſel darum wegwerfen wollt, ſo werdet ihr euch ge-
„ nöthigt ſehen, viel ſynthetiſche Grundbeſchaffenheiten
„ (Grundkräfte), zu verwerfen die ihr eben ſo wenig begreifen
„ könnt, und ſelbſt die Möglichkeit einer Veränderung
„ überhaupt muß euch anſtöſſig werden. Denn, wenn ihr
„ nicht durch Erfahrung fändet, daß ſie wirklich iſt, wür-
„ det ihr niemal a priori (von vorneher) erſinnen kön-
„ nen, wie eine ſolche unaufhörliche Folge von Seyn und
„ Nichtſeyn möglich ſey. Wenn auch indeſſen allenfalls

„ ein transscendentales Vermögen der Freyheit nach gegeben
„ wird, um die Weltveränderungen anzufangen, so würde
„ dieses Vermögen doch wenigstens nur ausserhalb der Welt
„ seyn müssen (wiewohl es immer eine kühne Anmassung
„ bleibt, ausserhalb dem Innbegriffe aller möglichen An-
„ schauungen noch einen Gegenstand anzunehmen, der in
„ keiner möglichen Wahrnehmung gegeben werden kann,
„ (uns nie wahrnehmlich vorkömmt, dargestellt wird.)
„ Allein, in der Welt selbst, den Substanzen (jedem Men-
„ schen zum Beyspiel) ein solches Vermögen beyzumessen,
„ kann nimmermehr erlaubt seyn, weil alsdann der Zu-
„ sammenhang der sich nach allgemeinen Gesezen einander
„ nothwendig bestimmenden Erscheinungen, den man Natur
„ nennt, und mit ihm das Merkmal aller empirischer (Er-
„ fahrungs-) Wahrheit, welches Erfahrung von Traum
„ unterscheidet, grösstentheils verschwinden würde. Denn
„ es läßt sich neben einem solchen gesezlosen Vermögen der
„ Freyheit kaum mehr Natur denken; weil die Gesezе der
„ leztern durch die Einflüsse der erstern unaufhörlich abge-
„ ändert, und das Spiel der Erscheinungen, welches nach
„ der blosen Natur regelmässig und gleichförmig seyn
„ würde, dadurch verwirret und unzusammenhängend ge-
„ macht wird.

404.

Und nun lesen Sie wieder, was ich gleich vor dieser Dar-stellung gesagt hatte.

405.

Lassen Sie uns nun fortfahren in unsern Betrachtungen

und

und Nachforschungen über unsern Gegenstand und den darüber vorgelegten Beweis und Gegenbeweis.

Der Darleger derselben hat zu zeigen gesucht, daß sich Saz und Gegensaz unwiderleglich beweisen lassen, und daß wir von anderswoher eine Zulage bedürften, die dem Für oder Wider das Uebergewicht gäbe; Er hat jedem der ihm den Beweis des Sazes oder Gegensazes entkräften zu können meynte, es öffentlich zu thun aufgefordert. Meines Wissens hat es niemand gethan. Hierauf bauen aber wir hier nicht das Mindeste — Sondern wir müssen so denken:

406.

Gesezt, es hätte jemand an dem einten seiner Beweise Schwächen aufgedekt, aber wir wüßtens nicht; oder gesezt, es würde das erst künftig noch jemand zu thun im Stande seyn: So dürfen wir doch in keinem Falle abwarten, weder bis wir es in Erfahrung bringen, wenns geschehen ist, noch bis es künftig geschehen seyn wird: Denn — wir dürfen und mögen es doch nicht auf die lange Bank schieben, den Durst nach Wahrheit zu stillen, wenn wir ihn früher stillen können, und unser Antheil an Wahrheit zur Beruhigung und Glükseligkeit zu erhalten, wenn uns ein solcher zu erhalten möglich ist.

407.

Oder endlich gesezt, wir wären von der Unwiderleglichkeit seiner Beweise für Saz und Gegensaz überzeugt, aber wüßten das Uebergewicht nicht, das er fand; oder es könnte uns jezt nicht klar genug gemacht werden; oder wir fändens nicht entscheidend genug; nicht gewichtig genug,

um die Wagschale wider in die Höhe zu heben; oder wir fänden uns nicht im Stande das Gewicht dieser Zulage jezt schon mit Sicherheit zu beurtheilen, und nicht in der Lage, uns jezt dem Studium ganz zu widmen, das erfordert würde, um dieß Gewicht beurtheilen zu können; Und es hat doch Eile für uns über die wichtigsten Dinge die unsre Glükseligkeit betreffen im Besize von Wahrheit zu seyn, die uns wenigstens durch ihre Gewißheit, die sie für uns hat, beruhiget: So wird uns in allen Fällen folgendes willkommen seyn, und um so willkommener, da wir vielleicht ohne dieses nichts beruhigendes hätten, noch fänden, wir uns allso unter das drükende Joch der Ungewißheit, wer weiß für wie lange, noch beugen müßten, und unmöglich nicht möglich machen könnten.

408.

Unläugbar ist, daß sich unser denkendes, empfindendes und wollendes Ich bestimmen läßt, und sich selbst bestimmen kann durch Vorstellungen, die uns kommen, oder die uns mit Absicht gemacht werden, oder die wir uns selbst machen; und unläugbar, daß dieß — eine Eigenschaft ist, die wir am Thierreich und am Menschengeschlecht kennen; und die wir am Pflanzen- und Steinreich ꝛc. ꝛc. nicht kennen.

409.

Unläugbar ist ferner, daß sich unser denkendes, empfindendes und wollendes Ich bestimmen läßt, und sich selbst bestimmen kann nicht nur durch Triebe und Instinkt, sondern gedachte überlegte Gründe, und nicht nur durch Beweggründe der Sinnlichkeit, sondern durch Gründe der Klugheit,

heit, des Glükseligkeitstriebes, der Ehre des Geschmaks, der Menschenliebe, der Moralität, oder des Bestrebens, der Glükseligkeit würdig zu werden, u. s. f. daß wir oft mehrere Beweggründe uns vorstellen, vergleichen, abwägen und nach unsrer Wahl entscheiden können. Eine Eigenschaft, die wir an dem Menschengeschlecht erkennen; und welche als grosser Vorzug vor den Thiergeschlechtern auch von denen anerkennt werden muß, die von den Seelen der Thiere die größtmöglichen Begriffe hegen. Und diese Bestimmbarkeit durch Beweggründe, die sich die denkende Kraft vorstellt, ist nun etwas so verschiedenes von der Bestimmung durch blose Körperbewegungsgeseze, daß man ihr wohl den Namen von Freyheit nach dem Sprachgebrauch aller Menschen lassen kann.

410.

Die nächsten Einwendungen, und die natürlichsten, auf die wir uns aber nicht einzulassen haben, sind diese: „ So geht ja aber eben diese Bestimmbarkeit nach Gesezen der Denkkraft und der Erscheinungen, die auf sie wirken; So bestimmt sich allemal unsre Wahl nach Gesezen, und Gründen, die in Dingen ausser uns, und in dem gegenwärtigen — durch die vorhergehenden Zustände — bestimmten Zustand unsers Ichs anzutreffen sind. Und wenn auch nach der allerwillkührlichsten Laune sich unsre Wahl in einer solchen freyen Handlung bestimmt, so wird doch immer wieder ein, wenn noch so kleiner, Grund in uns oder ausser uns anzutreffen seyn, der mich noch endlich bestimmte, den Finger zu bewegen, von dessen Bewegung ich behauptete, daß ich vollkommen frey wäre, sie vorzunehmen oder zu unterlassen. Und alsо wäre immer auch aus unserm ganzen

der

der Wahl unmittelbar vorhergehenden Zustand ohne anders die Wahl zu bestimmen, und ein nach Naturgesezen nothwendig zu erwartender Erfolg ".

411.

Alles dieß für einmal zugegeben hat es gleichwohl seine Richtigkeit:
Diese Bestimmbarkeit ist da;
Ist ein Vorzug unsrer Natur;
Hat im Sprachgebrauch aller Menschen vielleicht den Namen Freyheit;
und verdient ihn auch wohl, wenn wir diese Fähigkeit unsrer Natur mit den geringern Naturen der Thiere und Pflanzen, und übrigen Dingen, die wir kennen, vergleichen.

412.

Wenn ferner mein Wohl daran ligt, daß ich mich je durch die bessern und beßten Gründe bestimmen lasse; wenn ich so gebaut bin, daß ich mich ruhiger, glükseliger, würdiger fühle, je mehr ich mich durch die edelsten Gründe zu meinen Handlungen bestimmen lasse: So ligt mir genug und mehr als genug daran, der Gleichgültigkeit und Trägheit, dem Hingeben und Ueberlassen seiner selbst ans Schiksal an die Nothwendigkeit zu wehren.

413.

Oder stärker und eigentlicher zu sagen: Es ist unvernünftig, ohn alle richtige Schlußfolge, und wirklich unsinnig, um Einen Grad weniger sich zu bemühen, seine Handlungen nach den beßten Beweggründen selbst zu bestimmen,

bestimmen, darum weil alles in unmittelbarem nothwendig bestimmtem Zusammenhang ist.

414.

So wahr es auch immer nach jeder That seyn mögte: Es hat so seyn müssen. So unsinnig ists vor der That die That damit zu bestimmen: Es wird so seyn müssen. Denn in allen Handlungen die man freye nennt, hat die gegenwärtige Zeit eigentlich nicht statt; die freye Handlung ist immer entweder ganz oder zum theil noch in meiner Gewalt; Ich kann also nie sagen: Es muß seyn. Und es ist unsinnig zu sagen: Es wird so seyn müssen; weil ich das schlechterdingen nie weiß; denn das entschuldigt mich nicht, wenns auch vollkommen wahr wäre, nach jeder Geschehenheit, nach jeder verrichteten Handlung: Es hat so seyn müssen.

415.

Es ist vor uns höchst wichtig diese Sache noch weiter zu verfolgen:

Es giebt Fälle, von sogenannten freyen Handlungen, wo der Determinist und der Libertinist vollkommen gleich handeln und vollkommen gleich urtheilen, und beyde im eint und andern Falle ihr System gänzlich vergessen. A. hat einen Schuldschein für 1000 Thaler von B seinem innigsten Freunde. Das Feuer das in A. Hause ausbrach, verbrennt ihm mit allen Schriften, auch diesen Obligo; und A. rechnet darauf, und würde seinen Kopf zum Pfand sezen, daß ihm B. um des vertilgten Obligo willen die Schuld gewiß nicht abläugnen wird; er ist dessen eben so gewiß, als B. ist, daß ihm A. in den Schuldschein die

1000 nicht in 999 verwandelt. Die Schuld nach dem Verbrennen des Zettels abläugnen, und die Nullen in Neune verwandeln, sind beydes sogenannte freye Handlungen. B. ist Determinist und A. Libertinist. An B. ist es nicht befremdlich, daß er nach den Gesezen der moralischen Natur von seinem Freunde gewiß ist, daß er den Betrug an den Nullen nicht begehen wird. Allein A. der Libertinist urtheilt in seinem vollkommen ähnlichen Falle völlig wie B. Er rechnet bey allen seinen Begriffen von Freyheit des menschlichen Willens so sicher auf das Eingeständniß der Schuld, wie auf das Steigen der Flamme an einer angezündeten Kerze. Das heißt allso: der Libertinist baut und schwört, und lebt und stirbt auf die vorherzubestimmenden Erfolge an moralischen Naturen nach pneumatischen Gesezen, wie auf die vorherzubestimmende Erfolge an körperlichen Naturen nach physikalischen Gesezen.

416.

Freylich in 1000 moralischen Fällen werden wir nicht vorher bestimmen können; das heißt aber nur in tausend und millionen Fällen sind uns die zusammenkommenden bestimmenden Ursachen nicht bekannt; sie sind aber gleichwohl da und bestimmen; und bestimmen nach Regeln, wenn wir die Regeln wissen, wie wenn wir sie nicht wissen; und die Bestimmung des Erfolgs durch Ursachen nach Regeln ist so nothwendig, wir mögen die Ursachen alle kennen oder nicht kennen. Es giebt unzälige moralische Fälle, wo wirs nicht bestimmen können; und alle die unzäligen Fälle, wo wirs nicht bestimmen können, hindern nicht, daß wirs nicht in vielen Fällen mit der höchsten Gewißheit zu bestimmen wüßten. (Gerade so wie in den physikalischen Fällen. Es

sind

sind millionen Fälle, wo ich nicht weiß, was nach den Gesezen der Bewegung erfolgen wird, und ungeachtet all dieser weiß ichs in unzähligen andern sicher zu bestimmen. Wenn ich die zwölf Steinchen aus der Hand fallen lasse, weiß ich gewiß nicht, in welchen Punkten sie auf dem Boden ruhen werden; so gewiß ich hingegen weiß, daß sie nicht in die Luft steigen, sondern zur Erde sinken werden.)

417.

Allso: Es giebt Fälle, wo der Libertinist über zu erwartende freye Handlungen völlig urtheilt wie der Determinist; wo jener sein System ganz vergißt; wo aus den Urtheilen über Sachen, die doch am eigentlichsten in ihr Fach gehören, und wie man denken sollte, sich gerade die allerverschiedenste Beurtheilung aus der Verschiedenheit ihrer Systeme ergeben sollte — schlechterdings nicht erhellet, nicht eine Spur aufzufinden ist, welchen Systems der eine oder andere sey.

418.

So giebt es auch die Menge Fälle, wo der Determinist sein System gänzlich vergessend vollkommen handelt, wie der Libertinist. Gesezt es wäre vorher bekannt, daß eine Hungersnoth einbrechen, und von den 20000 Einwohnern einer Stadt, 300 Hungers sterben würden; Gesezt die Flamme ergreift um Mitternacht das Zimmer, wo ein Determinist und ein Libertinist in Einem Beth beysammen liegen; Gesezt ein Schiff wird vom Sturm umgeworfen, und es ist ungewiß wie viele von den Leuthen drinne im Strom den Tod finden werden: Wird man in allen diesen Fällen die mindeste Verschiedenheit zwischen dem Betragen des Deter-

miniſten von allen, die die Freyheit des menſchlichen Willens glauben, wahrnehmen können? Wird jener jemals dem Gedanken Raum laſſen; „Ich will mir eben nicht viel Mühe geben, Brod zu bekommen; wenns der nothwendige Zuſammenhang der Dinge mit ſich bringt, daß ich einer der 300 ſey, die Hungers ſterben müſſen, ſo würde alles nichts helfen?“ Oder wird er ſpäter als ſein Freund aus Beth und Flamme ſpringen? oder einen Augenblik anſtehen einen niederhängenden Aſt zu ergreiffen, darum weil ihm beſtimmt ſeyn mögte im Waſſer zu ſterben? — Warum nicht? Seine Liebe zum Leben, ſein Trieb nach Errettung leitete ihn, und verleidete es ihm die unſinnige Anwendung ſeines Syſtems zu machen. Was folgt aus ſeiner Handelnsart? Ohne Zweifel dieß: Thue der Menſch was er vermag, zu ſeinem Beßten, und hintennach mag er ſehen, was ihm der allgemeine Zuſtammenhang aller Dinge beſtimmt hat.

419.

Hieraus folgt nun weiter, was wir oben ſchon ſagten, daß es unſinnig ſey eine Folge aus dem Syſtem des nothwendigen Zuſammenhangs in die Handlungen, die man thun ſoll, und thun will einzuflechten; daß es eine unvernünftige Inkonſequenz und Unſtatthaftigkeit iſt, die einem Weiſen ſehr elend ſteht, in andern Fällen um des Schikſals willen, das man erſt hintennach inne wird, weniger zu thun, als man könnte zu ſeinem und anderer Beßten, ſich nicht anzuſtrengen, gleichgültig und träge zu werden, und endlich alle die ſchönſten Triebfedern ſeines Herzens erſchlaffen zu laſſen.

420.

420.

Der Determinist hat allso keine vernünftige Entschuldigung, wenn er schlechter handelt; uud ist solch ein Einfluß, den er durch Selbsttäuschung seinem System auf seine Handlungen gestattet, nachtheilig, ja das schädlichste Gift, was man sich für eine moralische Natur denken kann, so hat er auch die lästigen Folgen, die ihn immer mehr drüken müssen, und den ganzen vielleicht am Ende recht peinlichen Verfall seiner schönen Natur, sich selbst zuzuschreiben.

421.

Unwidersprechlich klar und gewiß ist es allso, daß es für jeden Menschen die allerheiligste und strengste Pflicht ist, sein mögliches zu thun; daß kein Determinist sich dieser Pflicht entziehen kann; daß er täglich und stündlich mit sich selbst in Widerspruch fällt, wenn er sich einen Augenblik um seines Systems willen von dieser Pflicht lossagt.

422.

Und sehen Sie, so kommen wir ungefähr auf das hinaus, was ich Ihnen von jenem philosophischen Schriftsteller gleich im Anfang angeführt hatte.

„ Könnte sich ein Mensch von allem Intresse lossagen,
„ und die Behauptungen der Vernunft, gleichgültig gegen
„ alle Folgen, bloß nach dem Gehalte ihrer Gründe in
„ Betrachtung ziehen, so würde ein solcher, gesezt daß er
„ keinen Ausweg wüßte, anders aus dem Gedränge zu
„ kommen, als daß er sich zu einer oder der andern streitigen
„ Lehre bekennete, in einem unaufhörlich schwankenden

„ Zustande seyn; Heute würde es ihm überzeugend vor-
„ kommen, der menschliche Wille sey frey, Morgen wenn
„ er die unauflösliche Naturkette in Betrachtung zöge,
„ würde er dafürhalten, die Freyheit sey nichts, als Selbst-
„ täuschung, und alles sey bloß Natur. Wenn es nun
„ aber zum Thun und Handeln käme, so würde
„ dieses Spiel der bloß spekulirenden Vernunft, wie
„ Schattenbilder eines Traums, verschwinden, und
„ er würde seine Principien bloß nach dem praktischen
„ Interesse wählen u. s. w. “

423.

Noch ist ein Gefühl in der menschlichen Natur, das wir in Erwägung zu ziehen haben, ehe wir unsern Abschnitt über Freyheit und Nichtfreyheit beschliessen; es drükt das Siegel auf das bisher gesagte.

Sie wissen den natürlichen Unterschied den man zu machen pflegt, zwischen innrer und äussrer Freyheit. Das Vermögen ohne äussre Hinderniß nach seiner Wahl zu handeln, heißt äussere Freyheit; und das Vermögen ohne innre Hindernisse (von Neigungen, Begirden, Leidenschaften, Gewohnheiten, Launen) nach seiner überlegten Wahl, (nach seinem vernünftigen Willen, nach seinem mit Besonnenheit gemachten Vorsaz) zu handeln, heißt die innre Freyheit.

424.

Hier sind nun Dinge zu beobachten, die schwerlich ein Mensch widersprechen wird. Die äussere Freyheit gleich gerechnet; wird man den innerlich Freyern erstens um so

glükseliger

glükseliger schäzen, als den weniger Freyen, den Sklaven seiner selbst.

425.

Es wird jeder sich selbst bey wachsender innerer Freyheit viel glükseliger fühlen und schäzen.

426.

Ja es wird jeder dieß Bewußtseyn mehrerer innrer Freyheit unter die Empfindungen sezen, die am innigsten wohl machen; und deren kräftige Süssigkeit gar vielen andern angenehmen Empfindungen den Rang nimmt.

427.

Und auch hier wird der Determinist urtheilen, wie der Libertinist. Jener wird sich glükseliger dünken, wenn er seinen Vorsäzen der Verschwiegenheit getreu in allen Versuchungen zur Schwazhaftigkeit besteht; und unglükseliger, wenn ihm der Reiz des Weins Fesseln anwirft, die ihn Morgen noch drüken. Nenne er dann dieß Vermögen seinen Vorsäzen gegen innre Hindernisse getreu zu bleiben, anstatt innrer Freyheit, wie er immer will.

428.

Ferner: Der, der mit seiner innrer Sklaverey selbst sich viel Unruhe und äusseres Leiden zuzieht, wird die innre Sklaverey in gewissen Graden noch ein schwereres Joch nennen, als gewisse Grade von äusserer Sklaverey und Gebundenheit.

429.

Und eben so der, der selbst das Glük der innern Freyheit genießt, wird sie bald über viele Grade äussrer Freyheit schäzen, und sein Glük auch bey äussrer Abhängigkeit nicht an innre Sklaverey und die größt möglich äussre Unabhängigkeit tauschen wollen.

430.

Wir bemerken ferner, daß die innre Freyheit uns mehr Hochachtung abnöthigt. Wir können ohne Respekt den innerlich freyen, den von seinen Leidenschaften, und allen innern Hindernissen seines Willens unabhängigern nicht ansehen.

431.

Das Gefühl unsers eigenen Werthes, die Achtung für uns selbst steigt eben so nothwendig mit dem Bewußtseyn grössrer innerer Freyheit.

432.

Auch der Determinist vergißt sein System, und fühlt mit Hochachtung andrer und seine eigene Freyheit, wenn er sie auch dem System zu lieb mit einem andern Namen belegen, oder sie ohne Namen lassen wollte.

433.

Und auch hier mißt sich das Gefühl der Hochachtung gegen äussre und gegen innre Freyheit nicht lange mit einander.

434.

434.

Man wird es sich leicht zum Vorwurf machen, wenn man dem äusserlich Freyen nur geradehin um seiner äusserlichen Freyheit und Unabhängigkeit willen zu viel Achtung erzeigt, und den äusserlich Abhängigen um seiner äussern Sklaverey willen so fort verachtet hat.

435.

Aber nie wird man sichs zum Vorwurf machen, sicher fühlen wir uns alle, daß wirs nie bereuen werden, den Innerlichfreyen auch in der Sklavenkette höher als den Sklaven seiner selbst auf dem Throne der unumschränktesten äussern Freyheit geschäzt zu haben.

436.

Und — was zu unserm Zweke, oder für das Resultat unsrer Untersuchungen hier vornehmlich wichtig zu bemerken ist — Alle diese Gefühle und Urtheile hat der Determinist mit allen andern Menschen gemein, so oft er sein System vergißt, und ist immer im Fall es zu vergessen; und wird noch unzälige Male wider sein System handeln, empfinden und urtheilen; es müssen; dazu gezwungen werden können; man wird auf ihn rechnen können, daß er es so thun wird.

437.

Wie wichtig die Anwendung von dem allem nun sey: Wie viel Beruhigung in dieser so wichtigen und so schwierig geglaubten Untersuchung uns dieß alles gebe — überlaß ich Ihnen und jedem zur Beurtheilung.

XXII.

Von Geist und Materie.

438.

„ Ein schwierigeres Kapitel ums andre, ein bedenklicheres, „ ein hin und her betrachteteres, beleuchteteres, bestritte„ neres, entschiedeneres und unentschiedeneres ums andre! " „ — Es ist wahr, wenn ich nur die Titel anschaue. Aber kommen wir nicht glüklich hindurch? Retten wir nicht immer eine Portion Wahrheit, die gar nicht verächtlich, gar nicht unbrauchbar, gar nicht unberuhigend ist? Eine Portion Wahrheit, die neben allem, was zu beyden Seiten angefochten ward und wird und vielleicht noch lange werden wird, unangefochten bleibt?

439.

Wir wollen sehen, es geht uns vielleicht hier eben so glüklich, ob es gleich schwieriger als je zuvor aussehen mögte, und dürften auch bälder hindurch seyn, als wir's dächten.

440.

Körper und Seele am Menschen sind's, was von je her unterschieden ward, obgleich dann die Meynungen des Volks und der Gelehrten, und der Weisen, besonders über die leztere, wieder jederzeit sehr auseinander gegangen waren.

441.

Materie und Geist sind es, was von jeher in der Natur unterschieden ward, obgleich auch hier Volk und Gelehrte

jederzeit

jederzeit in ihren Meynungen und Erklärungen, die sie von lezterm besonders geben, wieder sehr weit aus einander gegangen waren und noch immer gehen. Eben darum wollen wir uns nicht in streitige Erklärungen darüber einlassen. Wir wollen nur das gewiß unbestrittene und unläugbare sondern. Das betastbare, fühlbare, sichtbare, ausgedehnte, theilbare, bewegliche, am Menschen heissen wir seinen Körper, die denkende, empfindende, wollende Kraft in ihm seine Seele. Wesen mit einer unsichtbaren Denkkraft begabt nennen wir Geister; das ausgedehnte, theilbare, sinnlichwahrnehmliche, undurchdringliche, aktiver und passiver Bewegung fähige — nennen wir in der Welt Materie, Körper.

442.

Nicht nur haben sich Gelehrte sehr gestritten über die Verbindung des Leibes und der Seele, ob es wirklicher Einfluß, Einwirkung des Körpers auf die Seele sey, und hinwieder der Seele auf den Leib, oder ob es eine vorherbestimmte Uebereinstimmung aller Veränderungen die im Körper vorgehen, mit allen Vorstellungen der Seele, die jenen entsprechen sey, und hinwieder eine ebenfalls vorherbestimmte Uebereinstimmung aller Vorstellungen des Willens der Seele mit allen ihren als gewollte Handlungen entsprechenden Bewegungen des Körpers. Sondern man stritt sich auch, ob alles am Menschen, ob alles in der Natur, lauter Materie, oder lauter Geist sey. Die einen behaupteten vom Menschen: Er ist lauter Materie und die Denkkraft ist eine Eigenschaft der Materie, die Seele ein Resultat der Organisation ꝛc. Die andern behaupteten vom Menschen: Er ist nichts als Geist, denkende Kraft, und der Körper ist nur Vorstellung der Seele. So von der Natur überhaupt.

Die einen: Es giebt nichts wirkliches als Materie, und alles was man Geist nennt, ist eine Eigenschaft der organisirten Materie; diese Lehre von dem Menschen und der Welt heißt Materialismus. Und die andern: Es giebt nichts wirkliches als Geister, denkende Kräfte, und alles, was man Körper nennt, sind Vorstellungen der Denkkräfte. Diese Lehre von dem Menschen und der Welt nennen wir jezt Spiritualismus. So furchtbar der Materialismus scheinen mag, es wird sich zeigen, daß ers nicht ist, und nur durch unrichtige Anwendung wird; und so unschädlich der Spiritualismus scheinen mögte, es dürfte sich zeigen, daß er nicht minder mißbrauchbar, und der Mißbrauch nicht minder schädlich ist, als der Materialismus. Man lese den Abschnitt bis zu Ende, ehe man urtheilt. Noch reden wir kein Wort über die Wahrheit oder Unwahrheit des einen oder andern Systems. Nur dieß lassen wir vorangehen und kein schwächerer entseze sich es anzuhören:

443.

Wir können die Natur des Menschen als pure Materie oder als pure denkende Substanz, oder als ein körperlichgeistiges Ganzes betrachten, entweder in Rükficht auf sein gegenwärtiges Daseyn, oder dann in Rükficht auf eine zukünftige Existenz, nachdem der Tod die gegenwärtige geendigt hat. Diese leztre Rükficht führt uns in die Untersuchung von Unsterblichkeit und Sterblichkeit hinein, und wir versparen also die Betrachtung der Sache von dieser Seite auf den nächst damit verbundenen eigenen Abschnitt. Die ganze Betrachtung des Menschen als pure denkende Substanz ist einerley mit der Betrachtung über Idealismus; auf diese verweisen wir also, kürzen hier ab, und tragen einige Gedanken über

das

das wahrscheinlichste System; und das Gewisse mit Hintansezung aller Systeme vor.

444.

Es ist ausgemacht, daß den Freunden jener beyden entgegengesezten Systemen, je nachdem sie von einem Punkt ausgiengen, das eine das allergewisseste und unzweifelhafteste schien; und daß sie von daaus die verwerfenden Folgerungen gegen das andre zogen. Nichts gewisseres scheint dem Materialisten als das Daseyn der Materie; und so bald er diese annihmt, sagt er auch ich nehme nirgend keine denkende Kraft wahr als in Körpern; ich sehe nirgend keine denkende Wesen ohne Körper; und hat nun an der Materie genug, will sich alles daraus erklären, und läugnet unmaterielle Wesen. Der Spiritualist nihmt als das Allergewisseste an seine Vorstellungskraft, und fährt nun fort: ich nehme nirgend keine Körper wie sie sind wahr; ich nehme nur die Veränderung in meinem Auge, in meinem Ohr wahr — oder noch kürzer, es sind alles Vorstellungen in mir; und hat genug sich alles andre daraus zu erklären, er braucht keine Körper, wenn er nur Geister mit ihren Ideenwelten hat; und verwirft alle Materie.

445.

Allso fänden wir uns von diesen beyden Seiten in die Mitte getrieben und gäbe gerade dieser hartnäkige Widerspruch zweyer Systeme, die sich jedes auf etwas Festes, ausgemacht Gewisses gründen, die vorläufige Vermuthung, Materie und Geist sey beydes vorhanden; In dem, was sie annehmen, seyen beyde Systeme richtig, und beyde in dem unrichtig, was sie verneinen und mit Folgerungen verdrängen wollen.

446.

446.

Ferner scheint mir unläugbar, daß uns, sey es jez nur in der Vorstellung, keine zwey verschiednere Dinge vorkommen, als die ausgedehnte, theilbare mit allen fünf körperlichen Sinnen wahrnehmliche, bewegliche Materie — und die innre Kraft der Vorstellung, des Bewußtseyns, die immer eine und dieselbe ist. Ohne im allermindesten ins physikalische und metaphysische der Sache hineinzugehen, müssen wir doch immer gestehen, daß nichts so sehr den Charakter von Zusammengeseztheit, Vieltheiligkeit, und Theilbarkeit an sich trägt, wie unser Körper, und nichts mehr den Charakter von Einheit, Einfachheit und Unzertrennlichkeit, von Unsichtbarkeit, Ungreifbarkeit, Unhörbarkeit, Unriechbarkeit und Unschmekbarkeit — an sich trägt, als die Denkkraft in mir, die alles auf sich bezieht, aus tausend berührten Punktenvorstellungen empfängt gleich als in Einen Punkt (ich sage gleich als, und rede hier nichts von Monaden) und immer als dasselbe einfachste Eins diese empfangenen Vorstellungen behält, verarbeitet, vermischt, ordnet, und unaufhörlich neue herbey bekömmt ꝛc. Daß wir in der Natur der Dinge keine zwey verschiedneren Dinge finden, noch zwey verschiednere uns denken können, als — dieß Papier und der Gedanke, den ich darauf zeichne; keine zwey verschiedneren als Bewegung und Gedanke, Materie und Bewußtseyn, Körper und Geist, wie wirs zu nennen pflegen.

447.

Auch ist sehr auffallend und merkwürdig, daß diese zwo so verschiedenen Wahrnehmungen gerade die sind, die uns

immer

immer an der Hand sind, uns nie verlassen, mit uns sind, wo wir hingehen, unzertrennlich sind, vom Begriffe der Welt und des Jchs. Wo wollen wir hin, daß uns die materielle Welt nicht umgebe, wo wollen wir hin, daß wir die materielle Welt von Werkzeugen und Sinnen, unsern Körper, und das einfache Jch in uns, das ihn braucht und durch ihn die Welt, genießt und auf sie wirkt, nicht mit haben? Dieß ist so gewiß, und so sehr aller Menschen Gefühl, daß niemand irren wird in der Vergleichung, wenn wir sagen, unser Körper, durch den wir die Welt berühren und von ihr berührt werden, die Welt und unsre Denkkraft sind zu vergleichen mit einem Punkt, mit einem Cirkel (Peripherie) und mit Linien, die vom Mittelpunkt an die viele Punkte des Cirkels ausgehen und ihn berühren, (Radien); daß gewiß niemand sagen wird, „ja „die Seele ist den Radien gleich, der Leib dem Punkt, „und die Welt der Peripherie; oder die Seele ist die Peri„pherie, die Welt ist der Punkt, und der Leib die Radien; — Daß niemand einen Augenblik säumen wird zu sagen, die Peripherie wird die Welt, die Radien der Körper, und der Punkt die Seele vorstellen sollen; daß niemand sagen wird der Punkt ist mir ein zu einfaches Bild von der Denkkraft in mir, die alles auf sich bezieht, und mit sich vereinigt. Wenn auch das sinnlich empfindende in uns in allen Nerven scheint verbreitet zu seyn, und der Siz aller Neigungen und Leidenschaften in der Brust — und uns also nicht alles, was man zur Seele rechnet, in einem Punkte zu seyn dünkt, so ists doch immer gleich als Ein und derselbe Punkt, in dem sich alles Bewußtseyn von allem, was die Nerven überall fühlen und das Herz empfindet, sammt aller Reflexion darüber, mit allen andern Denkensvermögen zu vereinigen scheint. 448.

448.

Sodann aber müssen wir bekennen, daß wir weder die Eigenschaften der Materie in ihren feinsten Bestandtheilen und Organisationen genug kennen, um mit Gewißheit zu sagen: Denken ist der Materie eine unmögliche Eigenschaft, noch die Eigenschaften des Geistes bis in seine geheimsten Kräfte, daß wir seinem Vermögen sich Vorstellungen zu schaffen die Möglichkeit einer Existenz ohne Materie absprechen könnten; Und es bleibt uns wenigstens, und für einmal nichts übrig, als uns im Gleise der Erfahrungen zu halten, und unsre Beobachtungen zusammen zu nehmen, um die Frage zu beantworten: ¿ Greift die Untersuchung von Materialismus und Spiritualismus in die Lehre von unsrer Glükseligkeit und dem hiezu zwekmässigen Denken und Handeln ein; und wie tief?

449.

Angenommen nun einmal, was wir für uns und für einmal sicher annehmen dürfen und müssen, daß alle Erfahrungen, die bisher gemacht worden sind über den Menschen und das Körperliche und das Geistige in seiner Natur, noch nicht hingereicht haben, jenen Streit zu erörtern: So bleiben doch unterdessen die Erfahrungen dieselben, die sie sind, und fahren fort dieselben zu seyn und nach diesen Erfahrungen bestimmen sich die Verhaltungsregeln.

450.

Die Sache kömmt ganz einfältig so: Die Erfahrungen von dem Menschen (von dem geistigen und körperlichen an ihm) sind das Gegebene. Aus diesem Gegebenen such

ich

ich die Natur des Menschen zu bestimmen und daraus, die Erscheinungen alle zu erklären; und bin immer noch sehr unglüklich in diesen Versuchen, und die glüklichsten befriedigen mich doch nicht ganz.

451.

Aus diesem Gegebenen such ich mir denn aber auch Regeln abzuziehn, wie ich mich gegen den Menschen, sein Körperliches und sein Geistiges zu verhalten habe; und es glükt mir darinn, und andern ebenfalls; und es ist hierinn viel Harmonie zwischen ihren und meinen Regeln. Ja sogar: Es sind gar viele Regeln, die die verschiedensten Systeme über Geist und Materie gleich annehmen müssen, und annehmen; Eine Menge Regeln der Glükseligkeit, der Moral, der Oekonomie, der Gesundheit, der Medicin, der Erziehung, der Regierungskunst ꝛc.

452.

Ja über das: Es ist gar vieles, worinn sich doch Männer vom verschiedensten System gleich betragen müssen, und wobey sie ihr System vergessen, oder verläugnen müssen, (der Materialist studiert die Arithmetik und Logik und seine Metaphysik, verfertigt ein moralisches Trauerspiel, richtet die processierenden Partheyen, wie der Spiritualist; und dieser hütet sich vor der Berauschung, wenn er im Schachspiel nicht verlieren, oder seine akademische Rede mit Ehren halten will, so gut als der Materialist.) — Man wird mich hierinn ja nicht mißverstehen: Ich sage nicht: Die gewöhnlichen Materialisten und die gewöhnlichen Spiritualisten und alle — isten denken über alle Regeln des menschlichen Verhaltens gleich. Auch sag ich nicht: Es können

sich

sich keine andern und keine richtigern und keine mehrern Verhaltungsregeln daraus ergeben, wenn man gleich die Natur von Materie oder Geist oder beyden tiefer kennte.

453.

Aber folgt nun aus den vorhergehenden Säzen nicht ganz klar, a) daß auch an dieser Untersuchung über Materialismus und Spiritualismus für einmal ungleichweniger gelegen ist, als wir erst dachten: b) Daß man zu den Verhaltungsregeln fortschreiten kann, und längst fortgeschritten ist, ohne jene erörtert zu haben. c) Daß man noch viel weiter in diesem Fache vorsich schreiten kann, wenn die Systeme des Materialismus und Spiritualismus nur nichts aufnehmen, was geradezu eine oder mehrere Erfahrungen umwirft; d) Daß man noch viel weiter in allen theoretischen und praktischen Fächern der Menschenkenntniß fortschreiten kann, und wird, wenn man nur ohne alle Rükksicht auf Begriffe a priori von Geist, oder von Materie fortfährt, zu beobachten, und Beobachtungen in Erfahrungssäze zu sammeln, und aus ihnen Regeln abzuziehen.

454.

Die allerwichtigste Verschiedenheit zwischen dem konsequenten Verhalten des Materialisten und des Spiritualisten mögte in ihrer Meynung vom künftigen Zustande des Menschen nach diesem Leben ligen; Unstreitig ist da eine ganz andre Lehre des Betragens möglich, wenn angenommen wird, der Mensch höre mit dem Tode ganz zu seyn auf; und eine ganz andre, wenn angenommen wird, sein Geist sey unsterblich, und seze Bewußtseyn, Leben, Freyheit, Thätigkeit, Genußfähigkeit unaufhörlich fort. — Dieß führt uns zu unserm folgenden Kapitel.

XXIII.

Ueber die Frage

Von Unsterblichkeit des Menschen

oder seines Geistes.

455.

Vor allen Dingen müssen wir da fortfahren, wo wir aufgehört haben: Was haben die Systeme von Materialismus und Spiritualismus auf die Beantwortung der Frage von der Fortdauer des menschlichen Lebens nach dem Tode für Einfluß?

456.

Wenn von Unsterblichkeit, von Fortdauer des Lebens die Rede ist: so versteht sich, daß nicht von der Fortdauer aller einzelnen Theile, aus denen der Mensch besteht die Rede, deren Fortbestand für sich niemand läugnet, und wenn er das persönliche Bewußtseyn und Leben nicht in sich begreift, niemanden interessirt.

457.

Nun wird allgemein angenommen, erstens, daß die Materialität der Seele gewiß nicht für die Unsterblichkeit beweise. Zweytens, daß die Spiritualität der Seele gewiß nicht für die Vernichtigung der Seele, nicht für

das Aufhören seines innern Lebens, Bewußtseyns, seiner Persönlichkeit beweise.

458.

2 Ist nun aber mit der Spiritualität der Seele schon die Fortdauer ihres persönlichen Bewußtseyns und Lebens und geistiger Thätigkeit schlechterdingen erwiesen? Dieß ist nun drittens die Frage. Ich beantworte sie mit Nein. Denn, von der Natur der Seele nun auch angenommen was man wolle, so zeigt der Zustand des Schlafs und der Ohnmacht einen Zustand selbst im Körper, wo die Seele alles Bewußtseyn verliert. Freylich auch oft in diesem Zustand nicht verliert; Aber doch oft verliert; Zwar es nachher wieder erhält; Allso wol in dieser Zeit auch forterisiert hat. Aber eben eine Existenz gehabt hat, die mir völlig ist, wie keine, die eben einst bey aufgelößtem Körper so fortdauren könnte. Und sodann ist von der Existenz der Seele nach Verwesung des Körpers ein gänzlicher Mangel aller Erfahrungen für, und hingegen mehr Anschein wider das Fortleben des Geistes. Uns ist weder ein Geist ohne Körper bekannt, noch ein Leben der Seele ohne Bewußtseyn.

459.

Man pflegt zu sagen: „ Wenn die Seele ein einfaches „ Wesen ist, so kann sie nicht anders zerstört werden, als „ durch Zernichtigung: und diese ist des Schöpfers un„ würdig." Allein a) sie darf nur wieder schlafengehen für immer, und wem ist das Seyn ohne Bewußtseyn nicht

eben

eben das was Nichtseyn? Und b) (um von so manchem anderm Bedenken zu schweigen) nihmt man andre Gründe herbey, um damit die Fortdauer des Lebens der Seele zu beweisen, so ists noch erst die grosse Frage, wie stichhaltend diese seyen, und (ohne hier hinein zu gehen) könnens Gründe seyn, die der Fortdauer des menschlichen Lebens auch beym System des Materialismus so günstig sind als bey dem des Spiritualismus. Denn wir fragen weiter:

460.

Ist nun aber mit der Materialität der ganzen Menschennatur, die ewige Fortdauer des Bewußtseyns, die Unsterblichkeit des Menschen gänzlich und unwiderleglich aufgehoben, unwiederbringlich verloren? Auch hier ist die Antwort Nein. Denn wer will beweisen: Ein so kleiner, so feiner organisirter Körper im Körper, der bey aller sichtbaren Auflösung des sichtbaren Körpers doch so wenig aufgelößt wird, so wenig als Lichtstralen zu Asche gebrannt werden können, sey unmöglich?

461.

Wer die Spuren der verfeinerten Materie, deren Verfeinerung ins Unendliche fortgehen könnte, kennet, kann es gewiß nicht übernehmen, die Unmöglichkeit eines solchen durch alle Naturrevolutionen unzerstörlichen Geistkörpers zu beweisen. Und am allerwenigsten soll der Materialist Miene machen, diesen Beweis führen zu können; Er, der es wagt, die Denkkraft eine Eigenschaft der Materie zu nennen, sollte es wagen dürfen, die Unmöglichkeit

einer allen Verwandlungen der rohern Materie bestehenden feinen Organisation — zu behaupten? Und so lange diese Unmöglichkeit nicht bewiesen ist, so lange zugegeben werden muß, es kann so einen daurenden Geistkörper geben: So lange ligt dem Materialisten die ungeheure Last des Beweises auf, daß es nicht wirklich solche gibt, daß der materielle Mensch nicht wirklich so fortdaurt.

(Numero 462. mangelt.)

463.

Unsterblichkeit des Innern der Menschheit im gemeingültigen Sinne (ich muß mich um nicht vorzugreifen, und um Mißverstand immerfort vorzubeugen so unbestimmter und so bestimmt ausdrüken) ist allso weder beym Spiritualismus ohne weiter salvirt, noch beym Materialismus ohne weiter verloren. Noch einmal allso: Sey es mit der Sache des Materialismus, wie es wolle, die Nichtunsterblichkeit beweißt er nicht, sey es mit der Sache der Unsterblichkeit und ihren Gründen wie es wolle, Materialismus hebt sie nicht auf; Sey es mit der Hoffnung der Nichtunsterblichkeit, (denn es ist unstreitig, daß viele Menschen sie hoffen) wie es wolle, sie ist auf Sand gebaut, wenn Materialismus ihr Fundament seyn soll. Dieß ists nun, was uns, wie ich denke, die Untersuchungen über Unsterblichkeit gar sehr erleichtern kann.

464.

Wir wollen auch hier lauter Unwidersprechlichkeiten suchen, und lieber das Resultat desto weniger gewichtig, die Portion Wahrheit, die wir sammeln, lieber desto kleiner werden lassen; Den Gedanken der Unsterblichkeit von seinen verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; mit einer Freymüthigkeit, die uneingenommene, nachdenkende, und in Untersuchung ausharrende Wahrheitsfreunde (und welche sind es sonst?) gewiß nicht ärgern wird — und hernach sehen, was uns die Gründe für und wider für ein Resultat geben.

465.

Unter die unwidersprechlichsten Säze rechne ich: Zum Erstaunen ist, von der einen Seite betrachtet, die (man erschreke nicht) die Verwegenheit, die Unnatürlichkeit des Gedankens der Unsterblichkeit; Zum Erstaunen von andern Seiten betrachtet ist die Grösse dieses Gedankens; Zum Erstaunen die Natürlichkeit desselben; Zum Erstaunen der wirkliche und mögliche Einfluß, und zum Erstaunen der wirkliche und mögliche Nichteinfluß dieses Gedankens der Unsterblichkeit auf die Menschen.

466.

Ich muß manchem verwegen und unnatürlich scheinen, den Gedanken der Unsterblichkeit **verwegen** und **unnatürlich** zu nennen; ich wär es auch, wenn ich ihn schlechthin so nennte. Allein ich sage, er ists von einer Seite

betrachtet. Wer sich mit mir von Jugend auf an den Gedanken der Unsterblichkeit gewöhnt ist, der denke sich einmal so gut er kann, er wäre desselben eben so sehr entwöhnt. So sehr er sich auch Mühe giebt, sich in die Lage und Stimmung eines Menschen, dem der Gedanke der Unsterblichkeit von Kindheit an gänzlich fremde geblieben wäre, hineinzudenken: Nie wirds ihm ganz gelingen können. Jedoch auch nur so gut wirs vermögen: Gewöhnt allso alles Geborne sterben zu sehen, nicht nur jede Pflanze verwelken, verdorren, aussterben zu sehen — auch zu bemerken, daß jede Thierart eine Beute des Todes ist; An Menschen so viel ähnliches mit Thieren zu bemerken; Und bey allen Vorzügen des Menschen vor den Thieren doch gerade die wichtigsten Pnnkte seines Schiksals — Erzeugung, Geburt, Ernährung, Wachsthum, Alter und Tod mit den wichtigsten Punkten des Schiksals iedes Thieres so wesentlich ähnlich zu sehen; Den Geist des Menschen (wir wollen ihn jezt so nennen) in tausend Zuständen vom Körper so sehr abhängend zu sehen, und auf die manchfaltigste freudige und traurige Weise selbst zu fühlen; ihn mit dem Körper so oft kränkelnd, schwach, stark, heftig, frölich, helle, finster, schwermüthig, gespannt, verrükt, sinnlos, alternd, gedächtnißschwach, erkaltend — — — zu sehen; Den Trunkenbold mit nüchterem Magen so seelenlos, mit einem Glas Wein so genialisch, mit zweyen so närrisch, mit dreyen so sinnlos zu sehen; und in welche Länge könnt ich die Reyhe Beyspiele noch ziehen. Dann in jedem Schlaf und in jeder Ohnmacht die innere und äussere Todähnlichkeit zu bemerken. An die seltsame Erscheinung des Traums sich endlich gewöhnen, und merken, daß der Mensch innerlich und äusserlich noch lebt, wenn er schon wie todt scheint;

und

und darum sich nie einfallen lassen, vom wirklich lebenden, unverlezt organisirten, blutwarmen Menschen, der freylich etwa seine Bewußtseynlosigkeit im Schlafe unfreywillig mit Träumen unterbrochen sieht, den Schluß auf den kalten, erstarrten Todten zu machen, daß dieser drum auch fortfahre innerlich zu leben.

Dem Tode so unfehlbar die Verwesung, die Trennung aller grössern und Auflösung, Verduftung, Verstäubung, Verwandlung aller kleinern Theile folgen zu sehen. Das verzehrendeste Element, das Feuer hinter einem Leichnam das vollendeteste Zerstörungswerk verrichten, und von der Fäulniß an jedem unverbrennten Leichnam so viel als das gleiche Zerstörungswerk ohne anders und ohne Ausnahme eben so vollenden sehen; Ich mögte sagen jeden Gedanken an die Möglichkeit eines fortdaurenden lebenden Ueberrests vom Menschen mitverfaulen, mitverbrennen, mitverstäuben sehen. An allen todten organischen Ganzen in aller Welt, zu aller Zeit so ein Punktum finalissimum (einen allerlezten Schlußpunkt) von aller merkbaren Existenz, so ein Dixi ohn allen Nachhall zu sehen, daß der gewöhnlichen Menschennatur und allgemeinsten Menschenerfahrung so gar nichts mehr wahrzunehmen, so gar keine Notizen mehr einzuholen, zu erspuren, zu erwarten stehen — Alles so sterblich zu sehen, und wenn einmal gestorben, so ganz vollkommen und entsezlich, und unwiderbringlich gestorben zu sehen (sezet wir wüßten weiter noch nichts und wären uns an keine fernere unsinnlichen Begriffe gewöhnt) könnte ein befremdenderes, und für die sterbliche Menschennatur verwegeneres Wort gedacht werden als Unsterblichkeit — „Woher kömmt der tollkühnen Menschheit auch nur dieß Wort, Unsterblichkeit? mögte man aus diesem Gesichtspunkte fragen.

Was könnte dem an die sinnliche Sterbnatur der Menschen, so gewöhnten Menschen für ein unnatürlicherer, widernatürlicherer Gedanken zu Sinn steigen (muß man aus diesem Gesichtspunkte betrachtet zu sich selbst sagen) als der Gedanke der Unsterblichkeit?

467.

Von einer andern Seite betrachtet erstaunen wir billig über die Grösse des Gedankens der Unsterblichkeit. Man darf nicht sagen, es sey ein Ungeheuer, ein Abentheuer von Gedanken, dem keine wahre Grösse zukomme: wenn man folgende Säze erwiegt:

Erstens, es ist ein guter Gedanke nicht ein böser und nicht ein gleichgültiger, und wird an Gutheit von wenigen Gedanken übertroffen; er schließt unendlich viel gutes in sich; er kann Triebfeder von unendlich vielem Guten werden. (Was nachher zu erwägen ist.)

Zweytens, es ist ein schöner Gedanke und kein schlechter. Er gefällt um so mehr je weniger Grund sich Vernichtung zu wünschen in einem denkenden Wesen vorhanden ist; Je weniger man sich das reine Wohlgefallen an Existenz schon als Existenz, die dem Menschen ordentlicher Weise immer besser gefällt als Nichtexistenz, durch andere Vorstellungen hat trüben lassen.

Und drittens, dieser Gedanke der Unsterblichkeit, so verwegen er von einer Seite her scheinen mögte, ist doch nicht ausschliessend in verwegenen Seelen zu Hause, er ist weniger in verwilderten, und wildstarken, als in sanften und gutstarken anzutreffen.

468.

Wenn nun der Gedanke der Unsterblichkeit noch von einer andern Seite betrachtet dem Menschen natürlich ist, so wird es seine eingestandene Richtigkeit haben, daß er einer der größten Gedanken ist, der in einem Menschen wohnen, der unter Menschen cirkuliren kann. Natürlich ist dieser Gedanke zum wenigsten in so fern es zu des Menschen Natur zu gehören scheint, des Daseyns sich zu gewöhnen, ans Nichtseyn ohne gewaltsame Erinnerungen nicht zu gedenken; über den Tod, so natürlich er hinwieder in seinen mancherley Ursachen erscheint, doch mit seiner ganzen innern Natur sich zu entsezen, den Wunsch jezt zu sterben, den Entschluß sich jezt das Leben zu nehmen, ohne weiters, unnatürlich zu finden, so lange er nicht durch ein fast unnatürliches Maaß von Leiden erpreßt wird. Selbst die gewaltsamsten Erinnerungen an den Tod bald wieder zu vergessen u. s. f. Natürlicher ist zum allerwenigsten dieser Gedanke der Unsterblichkeit dem Menschen, als keinem andern Wesen, was der Mensch (wenigstens auf der Stufe der Erkenntniß, auf welcher wir iezt zu stehen annehmen), erkennt.

469.

Es ist unwidersprechlich, daß auf Erde kein Geschlechtwesen, als der Mensch, zu sich selbst sagen kann: „Ich Mensch, „bin auf Erde das einzige Wesen, das grauen kann „vor dem Gedanken der Vernichtung; das einzige „das dürsten kann nach Unsterblichkeit; das einzige „das Gründe aufsuchen kann für seine ewige Fort-

„ dauer! Sollte nicht für Triebe, die keine Klasse
„ von Erdewesen sonst unsers Wissens hat, auch Be-
„ friedigung zu hoffen seyn, wie für kein Wesen, das
„ nicht so wünscht? Sollten die Triebe der innern
„ Menschennatur, die so einzig sind unter den Erde-
„ wesen nicht auch einzige entsprechende Beschaffen-
„ heiten dieser innern Menschennatur hoffen, erwar-
„ ten lassen? "

470.

Man wende nicht ein: „ Dieß sollte der Beweis von der Unsterblichkeit der Seele seyn? " — Nicht doch, nicht doch; es soll nur zeigen, daß der Gedanke der Unsterblichkeit den Menschen natürlicher sey, als einem andern Geschlechte von Erdewesen sonst. So viel jezt und mehr nicht soll der vorhergehende Saz sagen. Und wenn es bey den Säzen bleibt, daß das vorhandene Gute in den einen Menschen zu ihrer Natur gerechnet werde, und nicht die Abwesenheit desselben bey den andern; Daß wenigstens die Möglichkeit dieses Guten, die Fähigkeit zu demselben zur Menschennatur gehöre; daß man um so sichrer ein gegebenes Gutes, das sich in vielen Menschen findet, zur Natur des Menschen rechnen darf, um wie viel öftrer, gewöhnlicher, ausnahmloser, es sich allemal in Gesellschaft von anderm Guten findet, was noch unläugbarer und unbestrittener zur Menschennatur gehört: So wird der Gedanke der Unsterblichkeit um so mehr ein natürlicher Gedanke genennt zu werden verdienen. Denn,

471.

Es findet sich, daß gerade immer die beßten, die gemeinnüzigsten, die größten, die edelsten Menschen — und zwar nicht etwa nur, die es nach meinem Sinne, sondern die am allgemeinsten dafür anerkannt sind, den Gedanken der Unsterblichkeit am liebsten hegen, am tiefsten fassen, am sorgfältigsten nähren, am fleissigsten brauchen —; Daß gerade die geschäztesten und verehrtesten Menschen, im Durchschnitt genommen, am meisten nach Fortdauer, nach Unsterblichkeit dürsten.

Ich sage: im Durchschnitt genommen; und die Einschränkung versteht sich. Denn wer wollte läugnen, daß es auch manchen edeln, grossen Menschen geben kann, dem der Durst nach Unsterblichkeit vergangen ist; und daß im Gegentheil auch manche nur sehr einseitig gute und verspannte, übrigens sehr gemeine Menschenseelen auch eine Art Verlangen nach Fortdauer, eine Art von Sehnsucht nach Unsterblichkeit haben können. Noch vielweniger sagen wir: Jeder der die Unsterblichkeit nicht glaubt, ist ein schlechter Mensch, und jeder der sie annimmt, ein guter Mensch. Nach diesen Einschränkungen sind wir dennoch durch 470. und 471. um so mehr berechtiget, den Gedanken der Unsterblichkeit einen für die Menschheit natürlichen Gedanken zu nennen.

472.

Dieser so grosse und von einer Seite so natürliche Gedanke liesse doch grossen Einfluß auf die menschliche Natur, auf das Innerste eines jeden der ihn hegt, erwarten?

warten? Auch hier ists zum Erstaunen, wenn wir den wirklichen und möglichen Einfluß dieses Gedankens betrachten. Ungleich muß zwar dieser Einfluß seyn, je nachdem man mit dem Gedanken der Fortdauer entweder den Gedanken verbindet, 1) daß er ohne anders ein weit glüklicherer, oder gar ein vollkommen glüklicher Zustand seyn werde, oder den Gedanken, 2) daß der Mensch ebendemselben Streit und Wechsel des Schiksals unterworfen seyn werde, dem er jez unterworfen ist, oder den Gedanken, 3) daß der künftige Zustand die nächsten, natürlichsten und nothwendigsten Folgen des guten und bösen Verhaltens mit sich bringen werde, oder endlich den Gedanken, 4) daß eine von höherer Hand ausdrüklich gemachte Anstalt dazu komme, das Gute und das Böse mit noch mehr als seinen natürlichen guten und bösen Folgen zu belohnen und zu straffen.

473.

Unstreitig ist, daß die tiefbeherzigte lebendige Erwartung einer glüklichen Unsterblichkeit überhaupt viel Einfluß zur Geduld in Unglük und drükendem Geschike wirklich hat, und noch mehr haben kann; und daß noch vollends der Gedanke an eine vergeltende Zukunft nicht nur zur geduldigen Ertragung der Widerwärtigkeiten, sondern zur Verbesserung und Veredlung des ganzen Betragens und Sinnes vieler Menschen wirklich hat, und noch weit mehr auf noch weit mehrere Menschen haben könnte. Man wagt, nach meinem Ermessen, ein verwegenes Stük, wenn man den guten moralischen Einfluß den der Gedanke der Unsterblichkeit

lichkeit auf so viele Menschen hat, läugnen, und aus andern Triebfedern und Beweggründen wegerklären will.

Gewiß ist zwar, daß der Täuschungen im menschlichen Herzen in Absicht auf die Triebfedern seiner Handlungen unzälige sind.

Gewiß ist, daß man so oft, mit dem höhern Beweggrunde der Unsterblichkeit, und der künftigen Vergeltung pralet, oder sich drum rühmen läßt, wo eben wahrlich nur feiner Ehrgeiz, Eitelkeit, Pralsucht die Quelle solcher Reden und Handlungen ist. Allein noch hat die Menschheit Herzen, noch hat die Erde Scenen, die jeden bescheidnern Beurtheiler zu verstummender Hochachtung, und zum Bekenntniß jenes Einflusses brächten; Herzen und Scenen, in denen sie sich äussern, die auch dreistere Herzenrichter stuzen machen würden. Und — ich muß auch hier wiederholen: Hüte man sich doch einen Sinn den man nicht hat, einem andern abzusprechen, der ihn vielleicht hat. Hält nicht mancher Wollüstling die probhältige Keuschheit, und den zähen Geiz für unmöglich, und will sich alles was dieser und jene thut, ganz anders erklären, als wie es allernächst und natürlichst erklärt werden soll? Hält nicht der rohe Phlegmatiker das himmlische Entzüken durch Musik und das Erkranken vor Liebe für unmöglich? — und so fort? — Wie könnte sich ein Mensch, der *nie* um der Unsterblichkeit willen gut handelt, in die Seele dessen hineinsezen, der diese Erwartung zur gewöhnlichsten Triebfeder seiner Handlungen braucht? Und ists nicht eben so leicht, als gewöhnlich, und eben so leicht und gewöhnlich, als unvernünftig,

vernünftig, das Daseyn eines Triebes, eines Sinnes ꝛc. ꝛc. in andern darum zu läugnen, weil man ihn selbst nicht hat?

475.

Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu läugnen, daß der Gedanke der Unsterblichkeit auch nachtheiligen Einfluß auf den Menschen haben kann, und hat, je nachdem er mit Begriffen von Tugenden hier, und von Belohnungen dort verbunden ist. Und überhaupt durch Anhänglichkeit an den Gedanken der Zukunft, ohne recht zu wissen, wie man sich dabey mit der Gegenwart zu benehmen hat, wie und wo diese jener, und jene dieser unterzuordnen, das Betragen in beyden und für beyde, in Harmonie zu bringen ist. u. s. f. Alles Dinge, die sich dann mit der Berichtigung der Begriffe über Gegenwart und Zukunft und die Natur der menschlichen Glükseligkeit schon geben können; und deren nähere Bestimmung nicht unzertrennlich, schon mit dem Gedanken der Unsterblichkeit verbunden ist.

476.

Erstaunen, endlich erregt dem Nachdenkenden die Bemerkung von dem **Nichteinfluß** des Gedankens der Unsterblichkeit auf so viele die ihn haben. Dieser Gedanke kann endlich so mit andern Vorstellungen vom künftigen Zustande versezt seyn, daß er beynahe allen Einfluß, so wohl guten als bösen, verliert. Hierauf gab schon ein vorhergehender Saz den Wink. Wir reden da nur von dem

Nichtein-

Nichteinfluß dieses Gedankens an sich selbst; da wo man ihn allenfalls auf die geläuterteste Weise hat, aber vergißt; aber unbenuzt ligen läßt; aber nicht so gestimmt ist, daß man ihn zur Lebendigkeit kommen lassen wollte, und in einer innern und äussern Lage sich befindet, daß man ihn nicht zum Leben und zur Wirksamkeit kommen lassen kann.

477.

Mir scheint es von vielen Menschen ganz wahr: dieser grosse Gedanke der Unsterblichkeit ist so auffallend ohne alle Wirkung auf sie, daß es ihnen selbst nur gar nicht mehr auffällt. Und unser Befremden, unser Erstaunen über die Leblosigkeit, oder Erstorbenheit des lebensfähigsten Gedanken steigt da aufs höchste, wo wir sehen, daß man über seine Wirkungslosigkeit selbst kein Erstaunen mehr fühlt. Manche andre aber bey denen er sehr viel Einfluß hat, erstaunen über sich selbst, und über die Möglichkeit, daß eine Ueberzeugung der Art, — Meynung will ich sie nur unterdessen doch noch nennen — so verhältnißmässig geringen Einfluß haben kann. Ja —

478.

Sag ich auch vielleicht ein Parador, das tausenden anstössig ist, so weiß ich doch, daß es gerade von denen unterschrieben wird, die der beßte Beweis davon selbst sind, wenn ich sage: Je mehr Einfluß der grosse Gedanke der Unsterblichkeit auf einen Menschen hat, desto mehr erstaunt eben dieser Mensch selbst über das geringe Maaß dieses Einflusses in Vergleichung mit dem

dem Einflusse, den er, wie es ihm dünkt, haben könnte und sollte, nach einem Urtheile seiner Empfindung, die er sich nicht gegeben hat, und nicht nehmen kann.

479.

Nachdem wir so manches Vorläufige, auf mancherley Weise Interessante von der Verwegenheit — und Grösse; Unnatürlichkeit und Natürlichkeit; Einfluß und Nichteinfluß des Gedankens der Unsterblichkeit durchgegangen sind, fühlen wir unsre Aufmerksamkeit um so viel gespannter auf die Hauptfrage von der Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gedankens.

480.

Der die Unsterblichkeit der Menschen wünscht, darf so wenig erschreken, als der, der das Gegentheil wünscht, triumphieren kann, wenn wir sagen müßten: wir haben für einmal nicht vollkommne Gewißheit von der Richtigkeit jenes Gedankens; wir haben nur Vermuthungsgründe, aber starke gewichtige Vermuthungsgründe dafür. Der Ausdruk ist wirklich schwächer, als er sollte. Es könnten Gründe der stärksten Hoffnung, der nahe an Gewißheit gränzenden Erwartung seyn, sie hiessen immer noch Vermuthungsgründe, und wären doch mehr.

481.

481.

a.) Aus der Natur des Menschen, und dessen was man immer Seele des Menschen nennen will, kann die Unmöglichkeit der Unsterblichkeit nicht erwiesen werden. Schlagen Sie nur auf unsre vorigen Säze zurük. b.) Ein Hauptgrund dawider, der aus der materiellen Natur des Menschen hergenommen wird, ist entkräftet. c.) Der andre Hauptgrund dawider die äusserliche Aehnlichkeit des Menschen mit Thieren und Pflanzen, und aller dreyen so ähnlichen Entstehen, Wachsthum und Sterben ist an sich nicht stringent (kein nöthigender Grund) und durch das Ausnehmende in der menschlichen Natur entkräftet. d.) Die edelsten Menschen haben ein dringend Bedürfniß nach Unsterblichkeit; und daß für vorhandene Bedürfnisse der Menschennatur im Ganzen genommen, meist auch Befriedigungen vorhanden sind, ist klar aus der ganzen Natur; Und Erfahrungssache ists, daß z. B. manche der Freundschaft fähige und bedürftige Seele selbst unter tausenden, die ihr zu entsprechen unfähig sind, doch eine findet, die ihr entspricht; Und dem allgemeinen Durste aller edlern Seelen (so allgemein, daß, die ihn nicht fühlen, die Ausnahmen sind, und ihn gewiß wieder rege werden liessen, so bald sie sichre Hoffnung hätten, nicht unglüklich zu werden bey diesem Durste, das heißt, nämlich die Furcht, ihn nie stillen zu können.) — Dem beynahe allgemeinen Durste aller edlern Seelen sollte kein Trank der Unsterblichkeit gereicht werden? Ich will nicht Beredsamkeit anwenden. Ich will es so eigentlich und unfigurirt wie möglich sagen:

482.

Es wird nach jener Betrachtung der Natur unendlich wahrscheinlich, daß nicht gerade das wichtigste, schönste und dringendste Bedürfniß beynahe aller edlern Menschen unbefriedigt bleibe.

483.

Hiezu kömmt noch das oft schreyende Bedürfniß nach einer vergeltenden Zukunft, wo Glükseligkeit und Würdigkeit durchaus in gehörigem Verhältniß stehen, wo zum allerwenigsten kein Unschuldiger mehr Unterdrükung und kein Würdiger mehr Mangel an Glükseligkeit leiden muß. Dieß Bedürfniß nach einer vergeltenden Zukunft wird in vielen Fällen so schreyend, und muß es auch werden, daß dem Gedrängten, wenn er von keinem Daseyn Gottes überzeugt ist, alle Schönheit, Ordnung, Harmonie, und Reichthum der ganzen Natur verschwindet, unerträglich wird, daß er sie zu schmähen und zu verachten in Versuchung kommt. Und jeden glüklichern und ruhigern Moment, in dem er wieder die Natur beschaut, scheint es ihm Verbrechen, diese Natur zu lästern.

484.

Von diesen zwo Kräften gedrängt, von der Empfindung so schreyender Bedürfnisse in tausend Menschen nach vergeltender Zukunft auf der einen, und dem Gefühle der Heiligkeit, der Unantastbarkeit dieser so harmonischen, so reichen

Natur

Natur auf der andern Seite, muß er — wie könnt er nun anders, wenn alle bisherigen Ueberlegungen bereits von ihm mit gemacht worden sind, er muß nicht als ein gern getrösteter Unglüklicher, sondern als ein vernünftiger, durch das, was er vor sich hat, und in sich fühlt, berechtigter Denker seine Zuflucht und seine Ruhe in der Erwartung einer noch unsichtbaren vergeltenden Welt suchen. Ob diese künftige Welt zu erwarten stehe, ehe und bevor die Frage erörtert ist, wer sie ordnen, schaffen, zum Daseyn bringen werde?

485.

Man merke ja wohl: Ich behaupte nicht, daß diese Erwartung nicht aus diesen und andern Erörterungen über das Daseyn Gottes u. s. f. neuen und grossen Zuwachs erhalten könne.

486.

Aber das wag ich zu behaupten, und empfehle es der schärfsten Prüfung, so wohl in Absicht auf Wahrheit, als auf Wichtigkeit: Daß, wenn wir auch bevor dem atheistischen Zweifler nicht geantwortet hätten, noch zu antworten im Stand wären, doch unsre Erwartung gesichert ist; Ja (was noch seltsamer scheinen und eben so wahr seyn muß) daß eben der Atheist, je stärker er auf seinen Zweiflen besteht, uns nur um so mehr in unsrer Erwartung bestärkt und uns dazu berechtiget. Vollkommen mit derselben Stärke, womit der Atheist besteht auf seinem: „ Was „ weiß ich, woher diese Welt ist: Genug sie ist! “

können wir allenfalls bestehen auf unserm: „ Was „ weiß ich woher die künftige Welt ist: Genug sie „ wird seyn! “ Diese Welt macht mich jene Welt erwarten, woher nun diese gekommen sey und jene kommen werde. Diese Welt giebt dem Hunger Speise, dem Durste Trank, dem Geschlechtstrieb einen Ehegenoß, dem Freundschaftstrieb einen Freund, der Wißbegird Erkenntniß, dem Gesellschaftstrieb Gesellschaft: so giebt sie auch dem Unterdrükten Recht, dem Würdigen Lohn, dem Unsterblichkeitsdurste den Trank — das heißt: diese Welt verspricht eine künftige Welt; die künftige versteht sich durch die gegenwärtige; sie sind beyde eine und dieselbe Welt! Eine Fortsezung von dieser, wer heißt euch zwo Welten daraus machen, und fragen: Wer wird die folgende hervorbringen? Fragt nicht! sondern denkt: Diese ist, drum muß auch jene seyn!

487.

Nocheinmal: Wer diese Konsequenz nicht einsieht, werde edel und elend, und er wird die Herrlichkeit der Natur, der er huldiget, zu lästern, oder Unsterblichkeit und Vergeltung, als Sache die sich von selbst versteht, anzunehmen gedrungen seyn. Sie werden ihm als Eine vorkommen so gut als immer die zwo drey Welten in denen der Embryo, und das geborne Kind und der erwachsene Mensch lebt, ihm und jedem Eine und dieselbe Welt ist.

488.

488.

Man bedenke nur dieß noch — oder ich will es fragen: Wird auch jemand zu sagen wagen, die Fortdauer der Menschen, und eine Welt voll moralischer Entwikelungen und Vergeltungen sey schwerer zu glauben, als die Entstehung eines Alexanders, eines Newtons, eines Sokrates, eines Friedrichs — (man denke in alle Tiefe und Höhe und Breite, was damit gesagt ist) aus einem Samentröpfchen?

489.

Ich muß wohl hier noch aufs nachdrüklichste wiederholen, was der 485 Saz erinnert: Daß mir nämlich kein Sinn an das unsinnige Betragen kömmt, die Gründe für die Unsterblichkeit, die vom Daseyn und den Eigenschaften Gottes allenfalls herfliessen könnten, (von denen wir aber hier, an dieser Stelle unserer Untersuchungen, noch nichts wissen können) ohne weiters zu verwerfen, oder auch nur herabzuwürdigen, entbehrlicher als sie sind zu machen, zu versäumen — sie aus stolzer Vorliebe zu eignen Gründen um einen Gran schwächer finden zu wollen — u. s. f.

490.

Eben dieß bitt ich nicht zu vergessen, wenn ich noch weiter fortfahre:

Auch nicht einmal sicher wären wir in der Erwartung der Immoralität, Unordnung, Willkührlichkeit des Schiksals in der künftigen Welt; Wir mögten

für einmal noch so überzeugt zu seyn meynen, daß kein Gott da sey, der in der künftigen Welt die höchsten moralischen Zweke erreiche, die höchste moralische Ordnung behaupten werde — All unsre Hoffnung auf Ungefähr und Zufall, auf Nothwendigkeit, Blindheit und Laune des Schiksals wäre umsonst, (gesezt, daß wir von denen wären, die Hoffnung und Trost hierinn zu suchen pflegen) oder lieber, all unsre Furcht vor Ungefähr und Schiksal, vor Nothwendigkeit eiserner Naturgeseze wäre eitel. Denn was wissen wir? —:

491.

a.) ¿ Kann nicht die moralische und physische Welt solchen Naturgesezen unterworfen seyn, die Schiksal und Verdienst, moralischen und physikalischen Zustand, innern Werth und äussere Umstände in immer schöneres Verhältniß bringt?

492.

b.) Sie kann solchen Naturgesezen unterworfen seyn; und die Frage: Wird sies auch? Beantwortet jeder denkende und tieffühlende Mensch mit einem hoffnungsvollen Höchstvermuthlich, so oft ers tief fühlt, was diese Natur nur schon an der Existenz eines einzigen moralischguten und glükseligen Menschen geleistet hat.

So viel that Zufall oder Naturgesez an unsrer Natur.

Und so viel Trieb und Bedürfniß nach Mehrerm

rerm schuff, Zufall oder Naturgesez in unsre Natur.

Wer beydes tief sieht und fühlt, wird in jedem Momente dieses Bliks und Gefühls ein beträchtlich Uebergewicht fürs „Ja, sie wirds“ anerkennen.

493.

c.) Und was wollen wir mehr?

¿ Wollen wir lieber urtheilen, wenn wir blind und fühllos sind für das, was da ist? Sollen wir, dürfen wir vernünftiger Weise lieber dann urtheilen — Sollen, dürfen wir als vernünftige Menschen unserm Urtheile mehr trauen, über das was seyn wird, in dem Moment, wo wir blind sind für das, was unläugbar schon ist, und gefüllos sind für das, was unläugbar schon da ist?

494.

d.) ¿ Oder ists nicht heiliges Gebot unsrer Vernunft, an das Urtheil derer Momente zu kommen, wo wir richtig und anschauend erkennen, und einigermassen würdig fühlen, was ist; und das Urtheil der blinden und stumpfen Momente nicht zu achten, von ihnen so wenig Notiz zu nehmen, als wären sie nie in uns vorhanden?

495.

e.) ¿ Und wenn dieß seine Richtigkeit hat, nähert sich denn nicht die Kraft einer solchen von allem andern unabhängigen Ueberzeugung der Kraft einer Demonstration — dem Werthe voller Gewißheit?

496.

Noch einen Ueberblik!
Wir haben keinen Hauptgrund gegen die Unsterblichkeit, und gegen die Moralität einer zukünftigen Welt. Wir haben viel Vermuthungsgrund in der Natur; Die Natur, die da ist, berechtiget den Menschen zu dieser Erwartung; der Mensch als solcher ist berechtigt zu hoffen, daß eine glükliche, vervollkommnende, lohnende Unsterblichkeit sey — Geschehe es wie der Theist sagt, durch Gott; geschehe es wie der Christ sagt, durch Christus; gescheh es wie andre Nationalrelationen sagen, durch diese oder jene Vermittelung —; dieß ist alles von späterer Untersuchung. Genug für einmal die Natur, wie sie ist, berechtigt den, der sie anschaut und versteht, schon zu dieser erhabnen Erwartung.

497.

Und dann überdieß: Was ist in gewöhnlichen Fällen gewagt, sich in der festen Erwartung einer solchen Zukunft stets zu üben? — Für ungewöhnliche Fälle wird uns auch ungewöhnlicher Rath werden.

498.

498.

Erwartung einer künftigen Welt unstreitig sehr
t noch dieß: Das Princip, oder der Grund=
a handeln, daß man der höchstmöglichen
eit höchst würdig werde, bildet für diese
edelsten, gemeinnüzigsten, und liebenswür=
Menschen. Davon läßt sich von jedem jeden
Probe machen, die für ihn und die zu=
ürdigsten Menschen um ihn, die Zeugen sei=
agens sind, überzeugend ausfallen muß.

499.

iben wir schon Wink; wiederholen es aber vornehm=
einem Einwurf zu begegnen, der für einmal so
leicht und so befriedigend zu beantworten ist, als er selbst
natürlich ist, und wichtig scheint: „Wer für die fol=
„gende Welt lebt, wird für diese unbrauchbar“.

500.

Der Einwurf fällt ganz weg, wenn man annimmt: Es giebt für uns keine andre Weise, sich für die künftige Welt zu bereiten, als uns so zu betragen, daß wir der Glükseligkeit würdig werden; und keine Weise der Glükse=ligkeit würdig zu werden, als in jedem gegenwärtigen Fall, in jedem Momente dieser Welt so zu handeln, wie man soll.

501.

501.

Was heißt dieß wie man soll? Das heißt für uns und für einmal nur: Wie wir überzeugt sind, daß es seyn muß, wenn unser innerster Sinn es billigen, und uns selbst dafür hochachten muß. Ob wir in unserm moralischen Sinne und Urtheile uns nicht irren können, das ist eine andre Frage, für künftige Untersuchungen. Das reine Bestreben, aufs beßte handeln zu wollen, bleibt jedem Menschen respektabel, wenn man auch irret. Dieß ist die sancta Simplicitas (die heilige Einfalt) die Johannes Huß in der schweren Martyrerstunde so tief respektirt, auch wenn sie Scheiter zu seiner Verbrennung herbeyträgt. Man merke dabey ja wohl: Ich sage nicht, mit der Redlichkeit des Bestrebens ist die Sache gethan. Sondern —

502.

Ich sage nur: Auch vor allen einzelnen Untersuchungen, was Pflicht und Tugenden heissen, verstehen wir das Wesentliche alles moralischen: Um der Glükseligkeit würdig zu werden, gut handeln zu wollen, den guten Willen * schon genugsam und zuverlässig genug zum voraus, um behaupten zu können: Wir kennen für einmal die einzige Zubereitung auf die künftige Welt; nämlich das Bestreben in der gegenwärtigen Welt jeden Augenblik zu handeln, wie wir sollen. Und es ist allso, so weit unsre Untersuchungen und Erörterungen

* Siehe Konversation im Vorhofe des Tempels der Wahrheit, und die Beylagen dieser Portion.

terungen gehen, kein Stoß zu befürchten, zwischen den vernünftigen Zubereitungen auf die künftige und dem vernünftigen Betragen für diese Welt.

503.

Wir haben zu diesem Abschnitt nur die wiederholende Erinnerung beyzufügen, daß man wohl prüfe, ob das Bishergesagte nur Beruhigung des Herzens zu nennen sey, nach der Weise derer, die zu sagen pflegen: „ Was will man dem schwächern menschlichen „ Herzen einen Traum benehmen, der ihm wohl „ macht, und vielleicht noch nüzt; “ Ja nach Art der Weisen, die sich selbst unter diese Schwachen zählen, und sagen: „ Träum ich auch: so laß ich „ mir einen Traum nicht nehmen, der mich so selig „ macht? “

504.

Oder ob das Bishergesagte nicht vielmehr logische Beruhigung, Verstandsüberzeugung eines festen Mannes sey, der zu sagen pflegt: „ Kost es, was es wolle: „ Ich will lieber bittre Wahrheit, als süssen „ Traum; lieber Ein Loth probhältige Wahrheit, als einen Centner gutmüthig zu „ glaubende Behauptungen? “

XXIV.

Schreiben an Bieder von B. R. einem sehr rechtschaffenen Gottesverehrer; Als eine Einleitung zum XXV. Kapitel vom Daseyn Gottes, die vielen unentbehrlich nöthig zu lesen ist.

505.

„ Zwar bin ich einer von denen, die nicht nur Gott glauben, sondern bisher immer von Herzen geglaubt haben, daß ihn kein Mensch nicht glauben könne, und wer es meyne, ihn nicht zu glauben, auch nur meyne, und sich gern selbst täusche. Einer von denen, die lange in der Beredung standen, es sey besser nirgend weder in metaphysischen, noch theologischen Unterweisungen von Einwendungen gegen Gottes Daseyn ein Wort zu sprechen; — einer von denen, die es nie leiden konnten, wenn man nur das Daseyn Gottes beweisen zu wollen Miene machte, weil ichs nicht leiden konnte, daß nur in irgend jemand der Gedanke erregt werden sollte, als ob die Existenz Gottes Beweises bedürfte.

506.

„ Allein Menschen und Bücher, vorzüglich aber jene, die ich seit einem Jahre kennen lernte — haben

haben mich von der Nothwendigkeit auch in dieser Untersuchung nichts vorauszusezen und von vorne anzufangen, gänzlich überzeugt.

507.

Fürs erste sag ich mir selbst nun: Je gewisser ein Gott ist, desto weniger Gefahr ist bey der Untersuchung. Je gewisser ein Gott ist, desto lieber muß Er freye, vernünftige Menschen sehen, die redlich, aber frey, unbefangen, langsam und sehr strenge in der Untersuchung zu Werk gehen, was sie von Gott zu glauben haben. Ich sehe es ein, daß das nichts gesagt ist, was man von der Schwachheit der menschlichen Verstandkräfte sagt: Denn je stärker er ist entweder, desto besser taugt er zu der Untersuchung; oder je schwächer er ist, desto mehr liegt der Gottheit ob, seiner Schwachheit zu begegnen, dem Redlichen die Untersuchung auf irgend eine Art zu erleichtern. Einmal ungeprüfter Glaube an Gott scheint mir nunmehr das Gottentehrendeste, was von Seite menschlichen Verstands geschehen kann.

508.

Zweytens gesteh ich die Täuschung, die mir das grosse Entweder Oder, wie tausend andern machte. Ich gestehe, daß es zwar dem ersten Anschein nach kein entsezlicher Entweder Oder geben kann,

kann, als entweder ein Gott, oder kein Gott; daß aber die Menschen von Gott stuffenweise entweder so viel glauben, daß ich lieber keinen glauben wollte, oder stuffenweise hinab so wenig, daß es beynahe einerley wird, und nur noch eine unbedeutende Verschiedenheit des Ausdruks bleibt, eine Gottheit oder eine Welt ohne Gottheit zu behaupten.

509.

Drittens leuchtet mir für mich nun mehr, als je ein, (ich wills nun nach Ihrer Weise bedingt aussprechen) Wenn ein Gott ist, so muß sein Daseyn allen gesunden Geistern als unwiderstehlich gewiß einleuchten aus allem, was er gemacht hat. Wenn nun aber (gesezt) kein **ganz gesunder** Menschengeist ist: So hat der Verehrer Gottes darauf zu denken, wie er sich und andern zur Gesundheit der Seele verhelfe; aber ja nicht durch Verbieten und Verscheuchen freyer Untersuchungen über das Daseyn Gottes.

510.

Noch haben Sie hier mein Freund die Antwort von dem französischen Philosophen wieder, auf die Frage, die Sie ihm einst durch mich vorlegen liessen. Sie paßt sich auch sogleich hieher zu der Untersuchung, zu welcher ich sie aufmuntere; denn ich sehe schon, sie zeigt in welchem Elemente Frankreichs Philosophie

schwebt

schwebt und lebt, und wie armselig unter ihren Weisen ein Toussaint als Kapuciner erscheint. Auch leg ich die Stelle aus einer deutschen Schrift bey, die Schulzen betrift, und mich und viele, die dachten wie ich, in der Ueberzeugung bestärken hilft, daß man den Atheisten unsrer Zeit nicht erzürnen, nicht verachten, nicht fürchten — sondern, wenn man kann, gründlich belehren, oder ihn lassen muß, und für seine eigne Ueberzeugung sorgen. "

Freylich dienen die beyden Stellen recht gut zur Einleitung auf unsre nächste Untersuchung, so wol als meines Freundes Brief; und ich gebe nun auch jene, wie diesen hier.

511.

Zeugnisse von Schulzen.

„ Daß der Prediger Schulz, ein Mann von sehr vielen Kenntnissen, von dem beßten Charakter, und von unbescholtenem Wandel sey: daß seine drey Gemeinden, denen er vorsteht, ihn einstimmig verehrten und wie ihren Vater liebten; daß er sein Amt bisher mit augenscheinlichem Nuzen unter diesen Gemeinden verwaltet habe; daß Seine Majestät sich von dem Wehrte dieses Mannes und dem wohlthätigen Einflusse seiner Lehren auf die Gemeinden gar leicht überzeugen würden, wenn Sie diese Gemeinden in der Nähe beobachten lassen wollten; denn

denn es sey augenscheinlich, daß ihre Gemarkungen durch Kultur und Industrie ganz vorzüglich sich auszeichneten: daß unter diesen Gemeinden Fleiß, Sittsamkeit und Bruderliebe, Eintracht vorzüglich herrsche; daß z. B. unter diesen Gemeinden seit zwanzig Jahren kein Prozeß gewesen sey u. s. w. So zeugte ein Zedliz von ihm. Und wenn dieser auch nicht gezeugt hätte, so wäre das alles dennoch die lauterste Wahrheit. Denn der Mann hat alle Menschen für sich, die ihn je gesehen und in der Nähe beobachtet haben. — Ich selbst kenne ihn persönlich und einer von meinen Freunden, der begierig war, sich mit seinen Augen zu überzeugen, ist expreß nach Gilsdorf gereiset, hat sich ein paar Tage erst incognito da aufgehalten, hat in den Wirthshäusern des Orts und der dazu gehörigen Filiale sich eingefunden, hat sich mit den Bauern vielfältig unterredet und — gesehen, daß alles das wahr sey, was ich so eben aus dem Munde des Herrn von Zedliz berichtet habe. Auch haben ihm diese Bauern mit edlem Stolze gesagt: daß sie sich freuten ihrem vortreflichen Schulz reifere Vernunftskenntnisse verdanken zu können u. d. m. Dieser mein Freund hat zulezt den Herrn Pastor selbst besucht und einen liebenswürdigen Gelehrten an ihm gefunden. Und mit einer Thräne im Auge hat mir mein Freund ein Buch gezeigt, welches ihm Herr Schulz beym Abscheide verehrt hat, worinn er erst bey seiner Zurükkunft 4 Louisd'or entdekt, die Schulz meinem damals armen Freunde heimlich, um ihm und sich die Danksagungen zu ersparen, in diesem Buche verborgen hatte.

512.

Die französische Philosophie;

Ein übersezt Manuscript; das im Jahr 1785 verfaßt ward.

Sie wollen wissen, welche Männer am meisten beygetragen haben, den Geist der Philosophie zu bilden, der seit 30 bis 40 Jahren, in Frankreich herrscht.

Ich glaube es sind folgende: Montesquieu, von dem Voltaire sagt, er habe die verlornen Rechte der Menschheit wieder gefunden, Büffon, Rousseau, Voltaire — Er gab der Philosophie ein Gewand, in welchem sie vor dem Thron und im Vorzimmer erscheinen durfte: er machte uns zuerst mit den englischen Weltweisen bekannt; und verbreitete die damals noch ganz neue Ideen der Herren Melon und Dütot über die Handlung und das Finanzwesen; Diderot — D'alembert — Ncker * — Helvetius — Condillac — der deutlichste aller Metaphysiker. Raynal — Düclos — Dümarsais, der philosophische Grammatiker; Der Verfasser des Systems der Natur; Der Abt Galiani, durch seine Gespräche über den Getraidehandel; Boulanger —

Auch verdient der alte Marquis de Mirabeau eine Stelle, wie wohl er jenen Männern an Genie und Talent weit nachsteht. Sein Menschenfreund, troz seiner

* Das war vor seinem Buche des Opinions religieuses.

seiner lächerlichen Schreibart, und seinen seichten Ideen, hat, da er zuerst erschien, einen starken Eindruk gemacht. Ein Mann, welcher noch mehr hervorsticht, obschon er beynahe nichts geschrieben hat, ist der Doktor Quesnai, der Sokrates der ökonomischen Sekte. Den armen Toussaint, den Kapuziner unter den Philosophen, muß man auch nicht vergessen. *

Endlich scheint es mir unläugbar und sehr bemerkenswehrt, daß noch früher als alle jezterwähnten Schriftsteller, Fontenelle, La Motte und Brindin an der Vorbereitung der gegenwärtigen Revolution mit glüklichem Erfolg, gearbeitet haben. Die beyden erstere hatten, durch die Annehmlichkeit ihres Umgangs, viel Einfluß in den bessern Gesellschaften. Der leztre deklamirte in den Kaffehäusern mit diogenischer Freymüthigkeit.

XXV.

Ueber die Frage vom Daseyn Gottes.

513.

Allererst weis ich wieder zurük auf den III. Abschnitt. Wenigstens bitt ich ihn dann wiederholt zu lesen, wenn man im Lesen dieses Abschnitts den mindesten Anstoß nehmen wollte.

514.

* Den die meisten Philosophen Frankreichs so zu nennen pflegten, weil er ein theistischer, nicht ein atheistischer Philosoph war.

§14.

Und nebst jenem (der Verweisung auf jenen III. Abschnitt) kann ich mich nicht enthalten, folgende Säze als Einleitung zu diesem XXV. Abschnitt zu rekapituliren:

§15.

Es gibt sehr viele, die einen Gott glauben, die sich keine Möglichkeit träumen, sein Daseyn mit Ehrlichkeit bezweifeln zu können. Hüten sich diese vor Intoleranz gegen Nichtgläubige!

§16.

Es gibt eine Art der edelsten verständigsten Menschen, mit deren Ueberzeugung sich der vernünftige Glaube an das Daseyn Gottes so innigst verwebt hat, daß sie, den schon als verloren für den ächten Glauben an Gott ansehen, der nur nach einem Beweis oder Gegenbeweis fragen, oder horchen kann. Dem nur das Wort Beweis fürs Daseyn Gottes erträglich ist. Hüten sich diese über Gemüthsfassungen, die sie nicht kennen können, zu urtheilen! Von Intoleranz ist bey dieser edleren Art, von der ich spreche, und die ich kenne, keine Rede.

§17.

Es gibt Atheisten, die es nicht möglich glauben, daß man so blind gegen den Mechanismus und Fatalismus der Natur seyn, und einen Gott glauben könne. Hüten sich diese vor Intoleranz gegen Gläubige!

518.

Es giebt der theoretischen und praktischen Atheisten immer mehrere, und hat ihrer viel mehrere schon, als es alle die meynen, die es für unnöthig achten, die Untersuchungen so tief unten anzufangen, und die Behandlungsart gegen jene so einzurichten, wie die meinige eingerichtet ist.

519.

Es giebt sehr viele populare Zweifler am Daseyn Gottes unter den redlichsten denkenden Menschen. Man denke an das Bedürfniß dieser.

520.

Es giebt sehr viele, die das Daseyn Gottes auf eine Weise annehmen, daß der Glaube an ihn nicht den allermindesten Einfluß auf Pflicht, auf Ruhe, auf Hoffnung, auf Vertrauen hat. Ohne Freyheit, ohne Unsterblichkeit, ohne Vorsehung, ohne Belohnung und Strafe, ohne Vervollkommlichkeit der menschlichen Natur ꝛc. im mindesten zuzugeben, deren Gott ein primus Motor (erste Bewegursache) einer Maschine ist, die nun läuft und sich abnüzt u. d. m. Man hüte sich zu denken, daß alles im Reinen ist, da, wo man nur den Begriff, oder vielmehr das Wort Daseyn Gottes zugiebt. *

521.

* Konversationen im Vorhof X. Abschnit.

521.

Es giebt sehr viele Theisten, und Glaubende an Gott, deren Glaube allen Einfluß auf ihr Thun und Hoffen nach ihrem System haben sollte, und so viel als keinen hat. Man hüte sich diese den ehrlichern, aber getäuschten, verirrten, sinnlich-leidenschaftlich zerstreuten Atheisten vorzuziehen.

522.

Es wird immer leichter zu zweifeln, immer schwerer zu glauben, immer nöthiger vor sich zu prüfen und zu forschen, und über andre nicht zu entscheiden.

523.

? Wer ist aber tadelnswehrter, der Atheist, der nicht mehr Gründe fürs Daseyn Gottes prüfen will, oder der Theist, der pralt mit der höchsten beseligendsten Erkenntniß, ohne sie zu benuzen; und nicht mehr untersuchen will, obs ehrliche Brüder zu seiner Zeit gebe, die ehrlicher zweifeln und läugnen, als er glaubt und pralt?

524.

Wenn ein Gott ist (ich muß hier bedingt sprechen) wenn ein Gott ist, so antwortet auch Er selbst auf obige Frage: der Theist.

525.

Wenn ein Gott ist, so sieht ers mit Beyfall, daß eine Menschenseele nach Beruhigung und Wohlfahrt heißhungerig ist; und mit noch höherm Beyfall, daß sie heisser nach

Wahrheit, als nach Trost hungert, eben weil sie keinen andern, als wahren Trost, will, und mit dem höchsten Beyfall, daß sie sich des Daseyns Gottes nicht freuen will, biß sie dessen recht gewiß ist; und daß sie, wenn sie auch Millionen Dinge aus Furcht vor Menschen zu thun im Stande wäre, doch unmöglich Gott die Schande anthun könnte, sein Daseyn nur aus Furcht vor Ihm * ohne Ueberzeugung zu glauben.

526.

Wenn ein Gott ist, (ich muß bedingt reden) so kann ich mir Ihn nicht anders denken, als daß Er gewiß auch das müßte sagen können (und das Gegentheil nicht müßte sagen können)

„ Theisten und Gläubige!
„ Macht mir nicht Komplimente!
„ Heuchelt nicht ganze Ueberzeugung, wenn ihr halbe habet!
„ Nekt nicht, die mich nicht kennen!
„ Lästert nicht: ihr glaubt mich nicht, wenn ihr mich
„ nicht liebt!
„ Schreibet den Atheismus keiner andern Ursache, als dem
„ schlechten Theismus — euch selbst zu! "

Und

„ Atheisten und Zweifler!
„ Zwingt euch nicht mich zu suchen, wenn ich euch ent-
„ behrlich bin!

„ Folgt

* Ich rede von Furcht vor dem nicht gewiß erkannten Gott, nicht von Ehrfurcht, vor dem erkannten Gott, wovon die bekannte Stelle sprechen muß, wenn sie nicht die Unvernunft selbst seyn soll: Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit.

„ Folgt der innersten Empfindung, wenn sie euch heißt,
„ meinem Daseyn nachzufragen, nur dann, wann ihrs euch
„ nicht verbergen könnet, daß es euch innerlich ruhiger
„ macht, das Eure ganz und redlich gethan zu haben, und
„ nochmals von neuem zu thun.
— Und zu allen:
„ Kennet mich recht; oder nicht.
„ Bekennet mich mit That; oder nicht.
„ Ehret und liebt mich ganz — oder nicht.
„ Prüfet mein Daseyn furchtlos und vernünftig
„ — oder nicht. "

527.

Hieraus folgt für mich auch allernächst dieß, was ich zu ihm sagen darf: Es wird von Millionen deiner schwachen Verehrer getadelt, aber von Dir gewiß gebilligt werden, **wenn Du bist, o Wesen der Wesen!** daß ich auf dem stürmenden Meere von Zweifeln dem redlichen Seefahrer einen **Hafen der Erholung** weise, von woaus er neu auf die Reise versehen abfahren, und gewiß nicht mehr unrecht gewiesen werden kann! — — Es störe mich nun niemand, dieß zu thun!

528.

„ Aber, wendet man noch ein, wie unleidlich blöde, seicht,
„ niedrig, seelenlos, unwürdig ist alles Geschwäz des kleinen
„ Geschöpfs über seinen unendlichen Schöpfer, wenn es ihn
„ preißt, geschweige, wenn es gar sein Daseyn untersucht. "
Wol so! Aber (ich wende mich wieder an ihn) Wesen der Wesen, wenn Du bist, wie könnte es Dich entehren, daß

das Kind — lallet, und nur der Mann reiffspricht? Sollte das Kind darum nicht lallen? Ja sollt' es ein Mann werden können, wenn es nicht erst Kind ist? ¿ Sollte das Spiel des Knaben mit Bauhölzerchen Dich entehren, weil er nicht als Baumeister der Paulskirche, der er hernach geworden ist, mit dem ganzen Beweis der Kunstfähigkeit, die Du in ihn gelegt hast, handelt, eh er dir jezt schon die Ehre unter seinen Nebenmenschen macht, die er Dir hernach zu bringen nach seinen Anlagen bestimmt ist?

529.

¿ Und wenn etwas Klein ist vor Dir, ist nicht gar alles, was endlich ist, o Unendlicher, wie sie Dich nennen, klein vor Dir?

530.

¿ Und wenn etwas groß ist vor Dir, ists nicht immer ie das Kleinste, sofern es gerade ein Keim des Größten ist, was aus ihm werden kann?

531.

¿ Und wenn der Mensch das edelste Metall sucht, muß er nicht im Koth der Erde wühlen? Wenn er die verlorne Perle sucht, muß er nicht im Staub des Hauses wühlen? Oder muß nicht der im Sumpf Untergesunkene sich hervorarbeiten, eh er die Glorie der Sonne am hellen Himmel wieder anschaut?

532.

Denn, wenn Du bist, Wesen der Wesen! so bist Du dem einen das Gold in der Erde, die verlorne Perle

dem

dem andern, die Sonne dem im Sumpfe Versunkenen, dem dritten — —

533.

Hast Du nicht, wenn Du bist, den Menschen so gemacht, daß er erst nichts von Dir weiß, noch wissen kann? Wie lange ligt das Kind an deiner Sonne, eh es vom Schöpfer der Sonne was wissen kann! Hast Du nicht, wenn Du bist, den Menschen so gemacht, daß er nach langem erst von Dir hört: dann langsam reiffen muß, eh er das, was er höret von Dir, selbst prüfen, und zur bessern Erkenntniß reiffen kann?

534.

Irr ich; Wesen der Wesen! (Bist Du, so siehst Du mein Denken! Irr ich) Wenn ich sage: Wer Dich, (das heißt ächte Erkenntniß deiner) immer meynt gehabt zu haben, hat Dich nie gehabt; denn nur wer Dich suchet, findet Dich. Oder zeige mir den glüklichen Sterblichen, der Dich darum nicht erst fand, weil er Dich immer besaß.

535.

Wir gehen zur Sache und beantworten erst etwas genauer folgende vorläufige Fragen über die Anerkennung eines Gottes. *

A. Was

* Anerkennung eines Gottes — ein etwas gezwungener Ausdruk. Ich bekenne es selbst. Aber man vergönne mir hier einmal, statt öfter, und desto genauer Rechenschaft von einem solchen Ausdruk, und ein Beyspiel zu geben, daß bey mir oft und viel nicht der Mangel eines flüssigern, sondern das Erforderniß

A. Was ist in der menschlichen Natur und Gesellschaft vorhanden, das den Menschen zur Anerkennung eines Gottes leitet, lokt, treibt?
B. und was, das ihn davon wegbehält, weglei-
tet, weglokt, wegtreibt?
C. Sind der Förderungen oder der Hinderungen dieser Anerkennung eines Gottes mehr in der menschlichen Natur und Gesellschaft, wie sie jezt ist?
D. Welches sind die gewählten Wege zur Ueberzeugung vom Daseyn oder nicht Daseyn eines Gottes?
E. Welches sind die vornehmsten Arten der Begriffe von Gott?

A.

des bestimmtesten Ausdruks, den ich nach vieler Ueberlegung erst wähle, Ursache eines anscheinenden Zwangs im Ausdruk ist. Ich konnte nicht sagen: Was den Menschen zu Gott hintreibt, das hätte sein Daseyn vorausgesezt. Auch nicht: Zur Erkenntniß Gottes; auch dieß hätte sein Daseyn vorausgesezt. Auch nicht: Zum Glauben an Gott, mit diesem Ausdruk hätte sich mancher systematische Philosoph verunehrt gehalten, weil er seine wissenschaftlichere Erkenntniß dem Glauben entgegensezt. Auch nicht: Ueberzeugung von Gott; weil die Art, wie ihn unzählige anerkennen, nicht den Namen der Ueberzeugung verdienet. Endlich auch nicht: Zur Meynung, daß ein Gott sey; weil dieß allzufrüh zu entscheiden geschienen hätte, daß Gott nicht, und alles Fürwahrhalten seines Daseyns nur Meynung sey. Es blieb mir allso nichts von allen Seiten unpartheyisches und unvorgreiffendes als dieß: Fürwahrhalten des Daseyns Gottes oder die Anerkennung eines Gottes. Ich zog das leztere vor, weil es auch der Vielgötterey noch mehr Offenes läßt, als jener erstere Ausdruck. Dieß alles nur hier; Verdien ich, daß man mir um meines etwas unbiegsamen Styls willen sogleich Gezwungenheit des Ausdruks vorwerfe, der oft Frucht einer langen Ueberlegung ist?

A.

536.

Was ist in der menschlichen Natur und Gesellschaft vorhanden, das den Menschen zur Anerkennung eines Gottes hinleitet, hinlokt, hintreibt? Mich dünkt, es sind hiezu vornehmlich folgende eilf Dinge zu rechnen:

537.

a. Erziehung und Beyspiel der Menschen, die einen jeden von Kindheit auf allernächst umgeben.

538.

b. Herrschende Meynung im ganzen Stadt- oder Dorfbezirke, Lande, Volke.

539.

c. Furcht der Schwachheit. (Nach dem alten Worte; Timor facit Deos) Bey vielen ist Furcht die ganze Veranlassung zum Glauben an einen oder mehrere Götter.

540.

d. Eigentlicher Unterricht, der im Haus, in der Schule, in der Kirche, und in angenommenen Büchern, ungefragt, ungebethen ertheilt, ja pflichtmässig auch dem Widerstrebenden beygebracht wird.

541.

e. Vertrauen zu einem oder wenigen.

542.

f. Wißbegirde und Forschenstrieb der menschlichen Vernunft.

543.

543.

g. Ausspruch des gemeinen Verstandes, daß was sich nicht selbst gemacht habe, gemacht worden seyn müsse.

544.

h. Fleiß im Forschen; Redlichkeit im Beurtheilen und eine moralische Stimmung, die nichts zu fürchten nur zu hoffen; nicht zu verlieren, nur zu gewinnen sich bewußt ist, im Fall eine gesezgebende und lohnende Gottheit ist.

545.

i. Anblik von Beyspielen sehr glükseliger und achtenswürdiger, religioser Menschen.

546.

k. Erwartung des wohlthätigsten Einflusses von vernünftiger Religion.

547.

l. So ein Maaß und so eine Art von Leiden, in welchem ein ernsthaft ergebener und hoffender Glaube an einen weislich verhängenden, gütig endenden und großmüthig vergeltenden Gott, Trost und Beruhigung geben.

548.

m. Noth, die nach Gott schreyt, und Erfolge die dem Schrey zu entsprechen scheinen.

549.

n. Schreyendes Bedürfniß der ganzen moralischen und denkenden Natur eines Menschen, nach der lebendigsten Erkenntniß eines Allgenugsamen.

550.

550.

o. Veranlassungen, aus freyem Triebe gewisse schon vorhandene angebliche Revelationen (Offenbarungen) (von deren Werth und Unwerth wir hier noch nichts wissen) zu prüfen, und sich davon unterrichten zu lassen.

551.

p. Veranlassungen, aus freyem Triebe gewisse schon vorhandene philosophische Theologien, (über deren Werth uud Unwerth wir hier nichts bestimmen können) zu prüfen, und sich davon unterrichten zu lassen.

552.

q. Religiose Schwärmerey aller Arten. Diese Dinge alle sind es die zur Anerkennung eines Gottes führen, und führen können.

553.

Es sind vermuthlich noch mehrere, die mir nicht beygefallen sind.

554.

Unsre zweyte Frage ist:

B. Was ist in der menschlichen Natur und in der menschlichen Gesellschaft vorhanden, das den Menschen von der Anerkennung eines Gottes wegführt?

555.

Ich denke folgende Dinge, und seze die Hindernisse in derselben Ordnung den Fördernissen gegenüber:

556.

a. Erziehung und Beyspiele der nächsten Menschen um uns her.

557.

b. 1.) Herrschender praktischer Atheismus unter dem Volke, und

2.) Herr-

2.) Herrschend werdende Mode unter Leuthen die auf Denken Anspruch machen.

558 a.

c. Truz.

558 b.

d. Pflichtmässiger Unterricht, den atheistische Eltern ihren Kindern geben.

559.

e. Vertrauen zu einem, oder zu etlichen.

560.

f. 1.) Uebergwältigende Sinnlichkeit.
2.) Wißbegierige aber kalte Vernunft, ohn' alles Interesse für Moralität und Glükseligkeit.

561.

g. Hauptschwierigkeiten.
1.) Unvermögen sich einen anschauenden Begriff von Gott zu machen.
2.) Anblik des nothwendigen Zusammenhangs, der vielen physikalischen und moralischen Uebel, und der auffallenden anscheinenden Unordnung.

562.

h. 1.) Trägheit, Gemächlichkeit.
2.) Unruhige Leidenschaftlichkeit, die sich mit der ruhig-frohen Anerkennung eines höchst guten Wesens nicht verträgt.
3.) Immoralität, die beym Gedanken an eine gerechte Vergeltung nur Furcht und keine Hoffnung hat, nur zu verlieren, nicht zu gewinnen glaubt.

563.

i. Anblik einzelner Männer, die beym Atheismus braver und ruhiger sind als tausend Theisten und Revelationisten es nicht sind.

564.

564.

k.) 1.) Anblik von dem erstaunenswürdigen Nichteinfluß der Anerkennung eines Gottes bey sehr vielen.

2.) Anblik des ausgebreiteten höchstschädlichen Einflusses mehrerer Religionen.

3.) Betrachtung der leichten und unvermeidlich scheinenden Verschlimmerungen und Mißbrauchs auch besserer Religionen unter dem Volke.

565.

l. Maaß und Art von Leiden, die in gegebenen Umständen zur Verzweiflung treiben.

566.

m. Nicht erfolgte Rettungen in schreyenden Nöthen.

567.

n. Stumpfheit der moralischen und intellektuellen Natur des Menschen, die keines dringenden moralischen oder intellektuellen Bedürfnisses mehr fähig ist.

568.

o. 1.) Die Unvernunftmässigkeit vieler herrschender Religionen.

2.) Veranlassungen, aus freyem Triebe gewisse schon vorhandene Widerlegungen angeblicher Revelationssysteme zu prüfen, und sich drinn zu unterrichten.

569.

p. Veranlassungen, freywillig gewisse vorhandene philosophische Systeme des Atheismus zu studieren.

570.

q. Religiose Schwärmereyen Andrer aller Arten.

571.

571.

1. Zweifeley und Zweifelsucht.
Diese Dinge sind es, die von der Anerkennung eines Gottes wegführen, und wegführen können.

572.

Es sind vermuthlich noch mehrere, die mir nicht eingefallen sind.

573.

Unsre dritte Frage ist nun diese:
C. Sind der Förderungen oder der Hinderungen dieser Anerkennung eines Gottes mehr in der menschlichen Natur und Gesellschaft, so wie sie jezt ist?

574.

Welche ungeheuer schwere oder unmögliche Beantwortung, wenn sie vollständig geschehen müßte:
Denn die Antwort gründet sich auf vollkommene Kenntniß des jezigen Religionszustandes der Menschheit;
Sie zählt sich nicht nach den 16 und 17 Punkten, die wir angeführt haben;
Sie richtet sich nach dem sehr ungleichen Gewicht eines jeden dieser Punkte;
und nach der Verbindung, oder Trennung, Versezung und Vermischung mehrerer solcher Fördernisse und Hindernisse.

575.

Wir wollen unser mögliches in der möglichsten Kürze so thun, daß wir eine Tabelle hinstellen, in welcher auf der einen Seite angegeben sind gewisse Beschaffenheiten der Fördernisse und auf der andern gewisse Beschaffenheiten der Hindernisse, woraus alsdann vielleicht einige Verhältnisse ersehen werden können.
Wir gebens nach unserm Gesichtspunkt, Erfahrung und Sinn; und überlassen jedem, die Sache anders zu finden.

576.

Beyde Tabellen der Förderniſſe und der Hinderniſſe geben. In der erſten Kolumne die Buchſtaben und abgekürzten Namen der Förderniſſe und Hinderniſſe. Die Abkürzung dient zum Ueberſchauen und leichter behalten; aber die vollſtändigen Rubriken von 537. bis 552. und von 556. bis 570. müſſen ſchlechterdingen nachgeſehen werden, um ſich den Begriff von jedem Förderniß oder Hinderniß völlig ſo zu machen, wie wir ihn annehmen.

Zweyte Kolumne. gt. gut;
Dritte — — ſt. ſtark;
Vierte — — ſchw. ſchwach;
Fünfte — — rr. rar, ſelten;
Sechste — — fr. frequent, oft, ausgebreitet, gewöhnlich;
Siebente — — zu. Zunehmen;
Achte — — ab. im Abnehmen;

So zur rechten Seite die zweyte Kolumne ſchl. ſchlecht. Die übrigen wie die auf der linken Seite.

577.

Förderniſſe. a.) Gut.

a. Erziehung.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	o.
b. Herrſch. Meyn.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
c. Furcht.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
d. Pflichtm. Unterr.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	o.
e. Anſehen Weniger.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	o.
f. Forſchtrieb.	gt.	o.	ſchw.	rr.	o.	zu.	o.
g. Gem. Verſtand.	gt.	ſt.	o.	o.	fr.	o.	ab.
h. Moralität.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	ab.
i. Gute Beyſpiele.	gt.	ſt.	9.	rr.	o.	zu.	ab.
k. Guter Einfluß.	gt.	ſt.	o.	o.	fr.	o.	ab.
l. Troſt im Leiden.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	o.	ab.
m. Nothſchrey.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	o.	ab.
n. Moral. Bedürfniß.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	ab.
o. Revelationen.	gt.	ſt.	o.	rr.	o.	zu.	o.
p. Philoſ. Theologie.	gt.	ſt.	o.	o.	fr.	zu.	o.
q. Religions-Schwärm.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.

Förderniſſe. b.) Schlecht.

a.	Erziehung.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
b.	Herrsch. Meyn.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
c.	Furcht.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
d.	Pflichtm. Unterr.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
e.	Ansehen Weniger.	schl.	st.	o.	o.	fr.	zu.	ab.
f.	Forschtrieb.	o.	st.	o.	o.	o.	o.	o.
g.	Gem. Verstand.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
h.	Moralität.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
i.	Gute Beyspiele.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
k.	Guter Einfluß.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
l.	Trost im Leiden.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
m.	Nothschrey.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
n.	Moral. Bedürfniß.	o.	o.	o.	o.	o.	o.	o.
o.	Revelationen.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
p.	Philos. Theologie.	schl.	st.	o.	o.	fr.	o.	ab.
q.	Religions-Schwärm.	schl.	st.	o.	rr.	o.	zu.	o.

578.

Hinderniſſe. a.) Gut.

a. Erziehung.	gt	ſt	ſchw	rr	○	zu	●
b. 1. Herrſch. Volksm.	○	○	○	○	○	○	○
2. Herrſch. Mode.	gt	○	ſchw	rr	○	zu	○
c. Truz.	○	○	●	○	○	○	●
d. Pflichtm. Unterr.	gt	○	ſchw	rr	○	zu	○
e. Anſehen Weniger.	gt	ſt	○	○	○	zu	○
f. 1. Sinnlichkeit.	●	○	○	○	○	●	○
2. Kalte Vernft.	○	○	○	○	○	○	○
g. 1. Unmög. Anſchau.	gt	ſt	○	○	fr	zu	○
2. Nothw. Uebel. Unordn.	gt	ſt	○	○	fr	zu	●
h. 1. Trägheit.	○	○	○	○	○	○	○
2. Unruhe.	○	○	○	○	○	○	○
3. Immoral.	○	○	○	○	○	○	○
i. Gute Beyſpiele.	gt	ſt	○	rr	○	zu	○
k. 1. Nicht-Einfluß.	gt	ſt	○	rr	○	zu	○
2. Schädl. Einfluß.	○	○	○	○	○	○	○
3. Unverm. Verſchlimmr.	○	○	○	○	○	○	○
l. Verzweiflung.	○	○	○	○	○	○	○
m. Hülfsmangel.	gt	ſt	○	rr	○	zu	○
n. Stumpfheit.	○	○	○	○	○	○	○
o. 1. Unvernünft. Relig.	gt	ſt	○	○	fr	○	ab
2. Widerlegungen.	gt	ſt	○	○	fr	zu	○
p. Philoſ. Atheiſm.	gt	ſt	○	○	fr	zu	○
q. Religioſe Schwärmer.	gt	ſt	○	rr	○	zu	○
r. Zweifeley.	gt	ſt	○	●	fr	zu	●

Hinderniſſe. b.) Schlecht.

a.	Erziehung.	schl	st	o	o	fr	zu	●
b.	2. Herrsch. Volksm.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	2. Herrsch. Mode.	schl	st	o	o	fr	zu	●
c.	Truz.	schl	st	o	o	fr	zu	●
d.	Pflichtm. Unterr.	schl	st	o	●	fr	zu	●
e.	Ansehen Weniger.	schl	st	o	o	fr	zu	●
f.	1. Sinnlichkeit.	schl	st	o	●	fr	zu	●
	2. Kalte Vernft.	schl	st	o	rr	o	zu	●
g.	1. Unmögl. Anschau.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	2. Nothw. Uebel. Unordn.	schl	st	o	o	fr	zu	●
h.	1. Trägheit.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	2. Unruhe.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	3. Immoral.	schl	st	o	o	fr	zu	●
i.	Gute Beyspiele.	schl	st	o	o	fr	zu	●
k.	1. Nicht-Einfluß.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	2. Schädl. Einfluß.	schl	st	o	o	fr	zu	●
	3. Unverm. Verschlimmr.	schl	st	o	o	fr	zu	
l.	Verzweiflung.	schl	st	o	rr	o	zu	●
m.	Hülfmangel.	schl	st	o	o	fr	zu	●
n.	Stumpfheit.	schl	st	o	o	fr	zu	●
o.	1. Unvernünft. Relig.	schl	st	o	●	fr	zu	●
	2. Widerlegungen.	schl	st	o	●	fr	zu	●
p.	Philos. Atheism.	schl	st	o	o	fr	zu	●
q.	Religiose Schwärmer.	schl	st	o	o	fr	zu	●
r.	Zweifeley.	schl	st	o	o	fr	zu	●

579.

Die nähere Vergleichung und Betrachtung dieser Tabellen, wie sehr man auch über einzelne Theile derselben verschiedener Meynung seyn mögte, wird doch unfehlbar immer so viel wirken, daß wir die Ausbreitung des Atheismus nicht sehr unwahrscheinlich finden, ihn an manchen einzelnen Menschen viel eher als zuvor begreiffen, gegen ihn toleranter als nie, und doch vielleicht zugleich sichrer, als je zuvor, vor ihm werden.

580.

Die vierte von jenen fünf vorläufigen Fragen ist:
D. Welches sind die gewählten Wege zur Ueberzeugung vom Nicht-Daseyn oder Daseyn eines Gottes, und seinen auf uns sich beziehenden Eigenschaften?

581.

Sie sind entweder Wege eigenen Nachdenkens, oder Unterrichts.

582.

Schwerlich wird man je von einem Menschen erweisen können, oder ein Mensch von sich behaupten dörfen, daß er ganz einen Weg eigenen Nachdenkens im strengsten Sinne, ohne allen Unterricht im strengsten Sinne zu solcher Ueberzeugung gelangt sey.

583.

Ausser folgenden Wegen ist mir keiner bekannt;
* (Ob es alles Wege zur Wahrheit oder Irrthum seyen, * * ob zuverläßig, ob mit Täuschungen verknüpft — das * * lassen wir hier noch alles ununtersucht.) *

584.

584.

a. Der angebliche Weg ganz eigener Ueberlegungen des gemeinen, gesunden Menschenverstandes.

585.

b.) Der angebliche Weg ganz eigener, strengwissenschaftlicher Vernunftüberzeugung.

586.

c. Der angebliche Weg selbsteigens angestrebter und endlich erhaltener Revelation.

587.

d. Der angebliche Weg des Selbstunterrichts, aus vorhandenen Schriften, des gemeinen Menschenverstands.

588.

e. Der angebliche Weg des Selbstunterrichts, aus vorhandenen Schriften der wissenschaftlichen Vernunft.

589.

f. Der angebliche Weg des Selbstunterrichts, aus vorhandenen Schriften von Revelationen.

590.

g. Den angeblichen Weg, selbst eigens empfangener, ungesuchter Revelation vor allem andern Unterricht, oder Selbstbelehrung können wir wol hier beyfügen als Ausnahme, aber nicht als gewählten Weg. Dann gesezt es fände jemand auf diesem seine Ueberzeugung, so wär es Weg des Schiksals, nicht der Wahl.

591.

Welchen sollen wir wählen? Den Weg a? Vielleicht! Vielleicht aber auch, daß wir einen bessern wählen! Viel-

leicht aber auch, daß wir am liebsten zu diesem zurükkehren! Vielleicht, daß wir zwar auf diesem am weitesten vorrüken, aber auch diesen zur Zeit noch nicht ganz zurüklegen; oder auf diesem für einmal unser Ziel noch nicht ganz erreichen!

592.

Den Weg b? Sein Name reizt, und es schmeichelt, ihn betreten zu dürfen! Allein man bedenke, es sind drey Thatsachen, einmal, daß der Mann, dem Deutschland vor wenig Jahren, als dem ersten in der spekulativen demonstrativen Philosophie huldigte, bekennt, daß er sich selbst mit dem gesunden Menschenverstand in den Gegenden der Spekulation orientire; demnach, daß eben dieser Mann einem andern das Zeugniß, noch grössern Tiefsinns und Scharfsinns ertheilt, über Einsicht in die Mißlichkeit der spekulativen Demonstrationsart; und endlich, daß dieser leztere seine Kritik der reinen Vernunftbegriffe, von Gott, Welt, Freyheit, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, und zukünftiger Welt so beschließt: „Auf solche Weise bleibt uns, „nach Vereitlung aller ehrsüchtigen Absichten, einer über „die Gränzen aller Erfahrung hinaus herumschweifenden „Vernunft, noch genug übrig, daß wir damit in praktischer Absicht zufrieden zu seyn Ursache haben. Zwar wird „freylich sich niemand rühmen können: er wisse, daß ein „Gott, und daß ein künftiges Leben sey: denn, wenn er „das weiß, so ist er gerade der Mann, den ich längst ge„sucht habe. Alles Wissen (wenn es einen Gegenstand der „blossen Vernunft betrift) kann man mittheilen, und ich „würde also auch hoffen können, durch seine Belehrungen „mein Wissen in so bewunderenswürdigem Maaße ausgedehnt

„ dehnt zu sehen. Nein, die Ueberzeugung ist nicht logi-
„ sche, sondern moralische Gewißheit, und, da sie
„ auf subjektiven Gründen (der moralischen Gesinnung) be-
„ ruht, so muß ich nicht einmal sagen: es ist moralisch
„ gewiß, daß ein Gott sey ꝛc. ꝛc.: sondern ich bin moralisch
„ gewiß ꝛc. ꝛc. Das heißt: Der Glaube an einen Gott
„ und eine andre Welt, ist mit meiner moralischen Gesin-
„ nung so verwebt, daß, so wenig ich Gefahr laufe, die
„ erstere einzubüssen, eben so wenig besorge ich, daß mir
„ der zweyte jemals entrissen werden könue.“ Wenn dieß sich so verhält mit jenen Männern, und es sind die unläugbarsten Thatsachen: — So säumen wir uns nicht vorne an dem Wege b.

593.

Den Weg c? — was wissen wir bis jezt von diesem? Was hören wir von allen Seiten wider diesen? Nein! Wir könnten es uns nicht verzeihen, wenn wir nicht erst auf dem Weg a. unser Heil versuchten. Freylich könnten wir uns eben so wenig enthalten, künftig einmal zu untersuchen, was an diesem Wege c. denn empfehlenswürdiges sey, und ob die Untersuchung dringend sey; auch dann noch für uns dringend sey, wenn sie mühsam und schwierig befunden würde?

594.

Den Weg d? Diesen geh ich nicht. Und wenn meine Leser, nach meinem Wunsch und meiner Absicht meine Mitunterfucher sind — wenn meine Leser das Uebermaaß von Evidenz und Gewißheit unsrer Resultate wol bemerken, und tief auffassen, so sollte ich sagen dürfen: Auch meine

Mitunterſucher gehen nicht den Weg d. ſondern a. mit mir.

595.

Den Weg e? * Es iſt ungleich ſichrer den Weg d. zu * * gehen, wenn man den Weg a. nicht wandeln kann, * * als den Weg e. zu betreten, wenn man ſich auf dem * * Weg b. zu wandeln nicht getraut. * Ich appellire an jeden, dems dieſem Saze etwas tiefer nachzudenken beliebt.

596.

Den Weg f? Vielleicht einſt; jezt gewiß nicht. Vielleicht bald; Jezt unmöglich. (S. 619.)

597.

Alſo — ſcheint es doch das allernächſte, und natürlichſte zu ſeyn, den Weg a. für einmal einzuſchlagen. Leitet er uns weiter, gränzt nächſt an ihn ein andrer, der ſich empfihlt, und auf den wir von andrer Seite her nicht gekommen wären, wol und gut. Wir greiffen nicht vor.

598.

Wie ſehr uns für einmal dieſen Weg des geſunden Menſchenverſtandes jene Aeuſſerung des mehr angeführten, tiefſinnigen Mannes empfehle, urtheile jeder.

Sie lautet ſo: „ Iſt das aber alles, wird man ſagen, „ was reine Vernunft ausrichtet, in dem ſie über die Grän„ zen der Erfahrung hinaus Ausſichten eröffnet? nichts „ mehr, als zwey Glaubensartikel? ſo viel hätte auch wol „ der gemeine Verſtand, ohne darüber die Philoſophen zu

„ Rathe

„ Rathe zu ziehen, ausrichten können. Ich will hier nicht
„ das Verdienst rühmen, das Philosophie durch die müh-
„ same Bestrebung ihrer Kritik um die menschliche Vernunft
„ habe; gesezt; es sollte auch beym Ausgange bloß negativ
„ befunden werden; denn davon wird in dem folgenden Ab-
„ schnitte noch etwas vorkommen. Aber verlangt ihr denn,
„ daß ein Erkenntniß, welches alle Menschen angeht, den
„ gemeinen Verstand übersteigen, und euch nur von Philo-
„ sophen entdekt werden solle? Eben das, was ihr tadelt,
„ ist die beste Bestätigung von der Richtigkeit der bisherigen
„ Behauptungen, da es das, was man anfangs nicht vor-
„ her sehen konnte, entdekt, nämlich, daß die Natur, in
„ dem, was Menschen ohne Unterscheid angelegen ist, kei-
„ ner partheyischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen
„ sey, und die höchste Philosophie in Ansehung der wesen-
„ tlichen Zweke der menschlichen Natur es nicht weiter brin-
„ gen könne, als die Leitung, welche sie auch dem gemein-
„ sten Verstande hat angedeyhen lassen. “

599.

E. Welches sind die vornehmsten Arten der Begriffe von Gott?

Die Beantwortung dieser fünften Frage muß sich auf die vierte beziehen, denn jene ungleichen Wege können zu demselben, sie können aber auch zu ungleichem Ziele führen.

600.

Es ist sehr natürlich, daß auf die Begriffe, die man sich von Gott allenfalls soll zu machen haben, sehr viel ankömmt; und die allerverschiedensten Sachen, Sachen von der allerwichtigsten Verschiedenheit, können mit demselben Namen

men belegt werden, und werden um des gleichen Worts willen, doch nimmer die gleichen Sachen, behalten bey einerley Benennung doch ihre verschiedene Natur.

601.

So viel ich weiß, ist Eine wesentliche Verschiedenheit in den Begriffen von Gott, die wie eine unübersteigliche Mauer mehrere Partheyen in zwo vereinigt und trennt. Nämlich die freye persönliche Offenbarung und Einwirkung auf die Natur und die Menschheit.

602.

Die mehreren Partheyen jenseits nehmen diese an, und machen das Verwerfen derselben zum wesentlichsten Kennzeichen einer Weltweisheit, die sie als wahren Unglauben verwerfen.

603.

Die mehrern Partheyen diesseits verwerfen diese freye persönliche Offenbarung und Einwirkung einer Gottheit, auf Natur und Menschheit, und machen die Annahme derselben zum wesentlichsten Kennzeichen eines Revelationismus, den sie als irrige Schwärmerey verwerfen.

604.

Natürlich daß in jeder menschlichen Gesellschaft, wo Religion als Pflicht der Menschheit, und Vernunft als Ehre der Menschheit angesehen wird, auch des schwärmerschten Revelationisten Gott, und des irreligioseften Weltweisen Gott, doch noch ein religioser Gott heissen und seyn muß, es mag der Religion oder der Vernunft — oder besser, der Wahrheit lieb oder leid seyn.

605.

Daraus erklären sich dann die manchfaltigen und oft so seltsamen Versezungen philosophischer Begriffe mit Revelationsbegriffen, daß gar oft ein philosophisch System mit Gewalt offenbarungsgemäß, und ein Revelationssystem philosophisch werden und heissen muß, dem Glauben oder der Vernunft zu Ehren — wenn die Wahrheit noch so sehr dadurch verlezt wird.

606.

Man denke sich von dem Gotte, der weiter gar nichts ist, als der erste Beweger einer Maschine, die nun ihren Gang geht, bis zu dem Gotte, der im Quietisten als in einem Centrum wohnet; vom Gotte der alles auf alle durch alle Glaubenden wirkt bis zum Gotte der Kinder, der die, welche ohne das heilige Wasserbad sterben, in den ewigen Feuerpfuhl wirft — welche Schattirungen und Abstufungen von Religiosität und Irreligiosität, von Vernunft und Schwärmerey, von Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit, von Lauterkeit und Verworrenheit. —

607.

Natürlich, daß wir für einmal auf unserm Wege nicht zum voraus, weder diese noch jene Erklärung und bestimmten Begriff von Gott festsezen können — Das ist es nun ja, was wir allererst zu suchen haben.

XXVI.

Fortsezung. Unwidersprechliche Säze.

608. *

Wir hoffen, so wie wir uns beschränkt und bestimmt ausdrüken werden, unwidersprechliche Säze über unsern Gegenstand in der Folge vorzutragen. Aber wie kann ich meine Mitforscher genug bitten, ja keinen einzelnen Saz, als einen Erweis vom Daseyn Gottes schlechthin anzusehen; sondern auf nichts, als auf des so und so bestimmten Sazes Gewißheit an sich zu sehen; trag er dann nun zum Ganzen viel oder wenig bey? Nur wenn diese Bitte gewährt wird, sagen wir nun mit Vergnügen:

609. *

Zugegeben, daß der Gedanke eines unendlichen, allmächtigen, allwissenden, allweisen, allgegenwärtigen, einzigen, ewigen Wesens, das die freye Ursache der ganzen vorhandenen Welt ist, von uns, nach unsrer gewöhnlichen Art zu denken, nicht anschaulich gedacht werden kann; zugegeben, daß uns dabey unüberwindliche Ungedenkbarkeiten aufstossen. So ist doch eben so gewiß, daß der Begriff von der Welt — beydes in ihrem Anfang ohne ihn, oder in ihrem Nicht-anfang (in ihrer Ewigkeit von vorne) völlig gleichen Schwierigkeiten unterworfen ist, wir auf eben unüberwindliche Ungedenkbarkeiten stossen, wir an eben solche Abgründe tretten, wo uns alle Gedanken schwinden, wie bey jenem entgegengesezten ersten Gedanken.

* 610.

610. *

Zugegeben, daß jener Gedanke, jene Behauptung, von dem Daſeyn eines Gottes, wie wir den Begriff, ſo eben im 609 Saze annahmen, ſchlechterdingen nicht im ſtrengſten mathematiſchwiſſenſchaftlichen Sinne erweislich ſey: So iſts auf der andern eben ſo gewiß und ausgemacht, daß auch die entgegengeſezte Behauptung, von dem Nichtdaſeyn eines ſolchen Gottes, nicht im ſtrengſten mathematiſchwiſſenſchaftlichen Sinn erweislich ſey.

611. *

Zugegeben, wenn man will, daß höchſt wahrſcheinlich unendlich ſelten Ein Menſch ohn allen Unterricht, ohn allen Wink, ohn alles Hörenſagen auf den Begriff von Gott käme: So kann doch eben ſo wenig geläugnet werden, daß folgende Gedanken nur ausgeſprochen werden dürfen, um anfänglich von jedem menſchlichen Verſtande ſo gleich wahr und annehmlich befunden zu werden:

Was iſt, muß woher ſeyn.

Was ſich nicht ſelbſt hervorgebracht hat, muß hervorgebracht worden ſeyn.

Was aus vielen treflich eingerichteten Theilen beſteht, und zu einem treflich guten Gebrauch dienet, muß gedacht worden ſeyn.

Was gedacht worden iſt, muß einen Denker gehabt haben.

Was weislich gemacht iſt, muß einen weiſen Denker gehabt haben.

Was gut gemacht iſt, daß heißt, womit gutes gewirkt wird, muß einen guten Macher gehabt haben.

Was wol gemacht ist, muß einen mächtigen und geschikten Macher gehabt haben.
Was weiser gedacht und besser gemacht ist, als kein Mensch es denken und machen kann, muß einen mächtigern und weisern Macher, als alle Menschen wären, haben. u. s. f.

612. *

Gewiß ist, der Mensch verträgt die Behauptung durchaus nicht, daß nur ein Stuhl mit vier wolgeschnizten Füssen sich selbst zusammen gefunden habe.

613. *

Gewiß ist, daß die gemeinsten Naturprodukte an Kunst und Organisation ꝛc. ꝛc. das beßte menschliche Kunstwerk unbeschreiblich weit übertreffen.

614. *

Gewiß ist, daß es dem gemeinen Menschenverstande, wenn er anfängt zu reflektiren, je länger, je weniger ein will, daß Naturprodukte so gemacht, so zusammengesezt, und gekünstelt seyen, wie der Menschen Kunstwerke.

615. *

Gewiß ist auch, daß kein Mensch, der zu denken anfängt, ein hervorgebrachtes, lebloses Naturding der Weisheit und der freyen Macht des Hervorbringenden zuschreiben wird; kein Mensch der anfängt zu denken, die Behauptung vertragen wird, der Baum habe mit seiner Weisheit und freyen Kraft die Blüthe, die Früchte, die Keime künftiger Bäume hervorgebracht.

616. *

* 616.

Ja noch weiter ist gewiß: kein Thier und selbst keinen menschlichen Erzeuger und keine menschliche Gebärerin sehen wir dafür an, daß ihr Erzeugtes und Gebornes mit seiner wundervollen Organisation das Werk ihrer der ihrer Weisheit, ihrer schaffenden Kraft sey.

* 617.

Gewiß ist: Jeder Mensch, der anfängt nachzudenken, findet den Satz ungleich wahrscheinlicher, einleuchtender, beyfallswürdiger: Eine denkende Kraft hat den Baum, das Thier und den Menschen — und die Natur um sie her so eingerichtet und hervorgebracht, daß sie immer fort ihres gleichen hervorbringen theils müssen, theils können; als den Satz: Der Baum giebt dem künftigen Baume, oder das Thier seinem Erzeugten, oder der Mensch seinem Kinde die Einrichtung, die sie mit auf die Welt bringen.

* 618.

Gewiß ists, daß der gewöhnliche Verstand aller denkenden Menschen noch mehr Befriedigung findet in dem Gedanken: Eine denkende Kraft hat die Gesetze der Natur gedacht und gewollt, durch welche so viel denkende Naturen mit ihren Organisationen hervorgebracht in Wirksamkeit gesetzt, und zu Hervorbringung neuer gleicher Wesen eingerichtet sind;

als den Gedanken: Nothwendige Gesetze, ohne Gesetzgeber bringen so viel denkende, wollende, weise, freywirkende, regierende Kräfte und Naturen hervor.

* 619.

Gewiß ist (man sehe etwa einmal über dieß mein „Gewiß ist" die kleine Beylage *) daß die Einwendung: man sieht ja alles täglich so werden: ganz wegfällt, so bald man bey einer auch noch so langen Reyhe von Hervorgebrachten nur einmal bey einem ersten stehen bleibt; Und aber von diesem Stehenbleiben bey einem Ersten und der denkenden Kraft, die dieß Erste hervorgebracht, gemachet, geschaffen habe (und wie die freylich rohen Ausdrücke alle lauten) war die Rede, als wir sagten, es sey dem denkenden Verstande weit befriedigender dabey abzustehen als beym Gegentheil.

* 620.

Gewiß ist auch, daß wenn man einmal eine denkende und produktive Kraft annihmt, die einen ersten Menschen mit seiner erstaunenswürdigen Organisation hervorgebracht habe, man sicher! keine neue Verstandsschwierigkeit fühlt, anzunehmen, daß dieselbe Urkraft auch fähig gewesen seyn mag, Menschen die sich vermehren hervorzubringen; Und zwar darum ist man sicher vor neuer Schwierigkeit für den

* Ueber Ton der Entscheidung, und Ton der Bescheidenheit.

den Verstand, weil ja auf der andern Seite die Schwierigkeit — (ich hätte beynahe gesagt: „Ob Gott will!“) in demselben Grade auch wächßt. *

* 621.

Merkwürdig scheint mir nun in der ganz natürlichen Geschichte des Begriffs von Gott folgendes zu seyn, daß der gemeine Menschenverstand sich anfangs einen menschenähnlichen Gott denkt, der immer von neuem schaft, befiehlt, ordnet, wirkt, macht, handelt; und hingegen

* 622.

So wie der menschliche Geist fortschreitet in Betrachtung der Natur, in Beobachtung des Zusammenhangs aller Dinge, des Auseinanderwickelns späterer Dinge aus frühern, des Aufeinanderfolgens aller Dinge als Ursachen und Wirkungen nach gewissen Regeln; so wie er fortschreitet in der Beobachtung dieses Naturlaufs nach Regeln, in der Abstraktion solcher Gesetze, in der Vereinfachung mehrerer solcher besonderer Gesetze in ein allgemeineres: desto mehr erhebt sich sein Begriff von der Gottheit, von einem jeden Augenblick menschlich schaffenden, berathenden,

* Wenn wir Schwierigkeiten messen, und der Satz ist richtig: A = 100 und B = 50; so ist B = A — 50. Also auch, wenn B 50 + 8 und A 100 + 8 nachher wird: So ist gleichwol B 58 = A 108 — 50.

handelnden Gott zum Begriffe von einer höchsten Denkkraft, die alles auf einmal gedacht, eingerichtet, und in seinen ersten Zustand hervorgebracht hat, der die folgenden Zustände alle planmässig und naturmässig, der Reyhe nach, hervorbringt.

* 623.

Diese und noch andre ähnliche Hebungen und Läuterungen des Begriffs von Gott sind die natürliche Geschichte des Begriffs von Gott im denkenden Menschengeschlechte.

* 624.

Eben so unläugbar ist, daß eben auf diesem Wege der anfangs so tröstliche und beseligende Begriff von einem Gott, der sich um alles kümmert; für alles sorget; kann was er will; thut, was gut und noth ist, immer mehr in den Schatten kömmt; und daß der menschliche Geist eben auf diesem Wege zu einem Begriffe von Gott gekommen ist, der vom gänzlichen Läugnen eines Gottes in jedem Sinne wenig verschieden ist; ja daß so viele grosse Naturforscher auf eben diesem Wege Atheisten geworden sind.

* 625.

Gewiß sind hiebey folgende Sätze:

a. Daß für den gemeinen Menschenverstand die Idee eines frey-thätigen Hülfsgottes unendlich natürlich ist, und der juvans pa-

pater (Jupiter, der helfende Vater) dem unmetaphysischen Menschen von der rechten wahren Idee Gottes unzertrennlich scheinen muß.

* 626.

b. Daß es dem Naturforschenden Menschenverstande eben so natürlich ist, in allem prädestinirte Einrichtung und in Gott einen ersten einrichtenden und hervorbringenden Geist zu denken.

* 627.

c. Daß es der etwas den gemeinen Menschenverstand sehr empörendes zu haben scheint, zu behaupten, daß die Gottheit sich nicht in der Analogie eines menschlichen Hülfsgott offenbaren könne.

* 628.

d. Gewiß, daß diese Idee von einem vermenschlichten Gotte Gelegenheit zu allen möglichen, und mit unter sehr schädlichen Schwärmereyen gab.

* 629.

e. Daß von jener Seite betrachtet jene Behauptung (627.) all ihren empörenden Anschein von Vernunftstolz in den Augen jedes Redlichen verlieren, und als redliche Sorgfalt für Wahrheit, Vernunft und Menschenwol angesehen werden muß.

* 630.

* 630.

f. Daß das Wesentliche für das Glück der Menschen, der wesentliche Vortheil, den sie sich von einem Glauben an die Gottheit alle Versprechen gerettet, und in Sicherheit ist, so bald eine künftige Welt auch auf diesem Glauben vernünftigerweise beruhen kann, wo dem Menschen ersetzt, vergütet, vergolten wird.

** 631.

g. Und endlich, daß dieß alles die aller untersuchenswürdigsten Dinge sind, deren fernere Prüfung und Erörterung jeder weise Mensch gewiß immer noch ein offenes Ohr behalten wird; daß es keinem meiner Leser einfallen soll, als ob mit diesen Sätzen das Für oder Wider schon erörtert und entschieden seyn sollte.

XXVII.

Fortsetzung.

632.

Wir fahren fort in dieser Sache, uns aus so vielem bedenklichen, widersprechlichen, schwererweislichen, tiefere Untersuchung, Bedürftigen einiges heraus zu heben, und zu sammeln.

Gewiß ist, daß in dem menschlichen Verstande alle Vorstellungen von der Welt an Ordnung gar sehr gewinnen, wenn alle zusammenvorhandenen und Sichfolgenden (Koexistenten und Sukcessiven) Dinge an eine Erste Ursache festzuknüpfen sind.

* 633.

Gewiß ist, daß der alleredelste, oder der erste aller edeln Triebe; der Trieb, dessen Abwesenheit einen Menschen zum unedelsten Wesen macht — der Trieb der Dankbarkeit einen Gegenstand hat, an dem er sich befriedigen kann, wenn nicht das Daseyn eines Gottes angenommen ist, und daß dieß in einer dankbaren Menschennatur ein unaufhörliches, unleidliches Mißbehagen nach sich zieht. Also dieser Trieb, unzähliges, weise ausgedachtes Gute, was man mit Millionen seines gleichen genießt, einem Urheber zu danken — beträchtlich wiegt auf der Wagschale für, und nach der moralischen Natur des gesundesten Menschenherzens wägen muß.

* 634.

Gewiß ist, daß wir in keinem Fall nichts gewinnen, wenn kein Gott ist; Nicht einmal Recht zur Ungebundenheit der Sitten, zur Zügellosigkeit der Lüste, zur Gesezlosigkeit des Wandels. Der Abschnitt über Unsterblichkeit überzeugt

uns

uns, daß weder der Atheist, noch der Materialist, Grunds genug haben, eine künftige lohnende Welt zu läugnen.

635.

Gewiß, daß manche Einwendungen gegen das Daseyn Gottes sich aus dem Begriffe von Ihm unaussprechlich leicht lösen. Häuft das physikalische und moralische Böse wie ihr wollet, (ja laßt es sich in vier Welten nacheinander noch immer häufen) wenn allenfalls ein Gott ist, der Gutes für tausend folgende Welten draus zieht; was wiegt jener Haufe noch?

636.

Mahlt die Unordnung so unentwirrbar ihr wollet? wenn allenfalls ein Gott ist, der sich in der künftigen Entwirrung gerade des allerverworrensten, in der simpeln Lösung der allerunauflöslichstscheinenden Knoten, allen seinen weisheitfähigen Geschöpfen am herrlichsten kenntlich macht: was spricht jene Unordnung gegen sein Daseyn?

* 637.

Seyt noch so beredt, die Allmacht des Zufalls, des Ungefährs zur Einwendung gegen das Daseyn Gottes zu machen! ¿ Wenn allenfalls ein Gott ist, kann seine Welt anders, als bald eine Periode lauter Zufall scheinen, und eine Epoche sich als Plan

recht-

rechtfertigen? Einen Zeitraum glauben lassen, daß sie Kind des blindesten Zufalls sey, und einen Zeitpunkt wieder zeigen, daß sie Entwurf des Weisesten seyn u. s. f.

* 638.

Treibt den Einwurf noch so weit, wenn ein Gott ist, warum kann er sich nicht allen glauben machen. Wenn ein Gott ist, so wird er einst die größte Ehre davon haben, durch alle Stufen der Dunkelheit, des Irrthums, des Lasters und des Leidens. Wesen auf alle sonst unerreichliche Stufen sonst ungenießbaren Glücks geführt zu haben.

* 639.

Gewiß ist: unter allem, was Menschen hindert an der Anerkennung eines Gottes, ist im Durchschnitt genommen, irgend eine moralische Mißstimmung, das größte Hinderniß.

* 640.

Gewiß ist: nur das Anschauen des nothwendigen Erfolgs, als Wirkungen aus ihren Ursachen, des neuen Zustands der Welt aus dem alten nach einerley Gesetzen

— nur

nur das Anschauen macht allenfalls abgeneigt von Anerkennung eines Gottes, und auch dieß nach nicht nach sicherer Schlußfolge. Hingegen das Anschauen der Güte, in dem Genuß der Natur, und der Weisheit in der Einrichtung der Natur bringt den Menschen immer ganz nahe an die Ueberzeugung, daß ein guter, weiser, freyer Urheber des Ganzen ist.

** 641.

Gewiß ist, daß die Natur desjenigen menschlichen Geistes nicht so unabgestümpft, so unversehrt, oder so vollständig ist, der gleichgültig bey dem Gedanken bleibt, wenn er an der Schwelle der Gewißheit vom Daseyn eines Gottes steht, als die Natur dessen, dem ein Freudenschrey entfährt, so oft er sich auf diesem Punkte befindet. Doch jenen läßt eben seine schwächre oder versehrte Natur, schon nicht durch jene anschauende Empfindungen der Güte und Weisheit in der Natur zur Schwelle der Ueberzeugung vordringen. (640.)

* 642.

Das Resultat von allem wäre nun folgendes:

Die wissenschaftliche Vernunft hat Gleichgewicht;

Der

Der gesunde Menschenverstand hat Uebergewicht für;

Die moralische Natur des Menschen hat Uebergewicht für;

Kein Vortheil vom Wider — an sich;

Kein Schaden vom Für — an sich;

Einwendungen fallen leicht;

Hinderniſſe sind vornehmlich moraliſch;

Anschauen der Natur führt immer mehr zum Für;

Man wäge und wähle.

XXVIII.

Von Tugend und Moralität.

643.

Es ist mit der skeptischen Frage: Was ist Tugend? nach meinem Bedünken, wie mit der skeptischen Frage: Was ist Wahrheit? (und so auch mit der skeptischen

Frage:

Frage: Was ist Schönheit?) Sie erschrecken und täuschen; und nähere Untersuchung bringt uns Beruhigung genug, und führt uns auf Dinge, die auch der Zweifler zu unterschreiben sich nicht wol weigern kann.

644.

Wir schreiben hier keine Moral; wir machen etwa einmal auf Schriften aufmerksam, die das entbehrlich machen.

Wir geben hier abermal nur eine ganz kleine Portion Wahrheit, mit der jeder leicht wuchern kann, der sie benuzen will; geben nur so viel es bedarf, uns zu überzeugen, daß wir nicht nöthig haben, moralische Skeptiker zu werden.

645.

Laßt für einmal seyn, daß über Sitten und Tugend noch so wenig gewisses und stehendes ausgemacht werden könnte; So ist doch sehr viel ausgemacht und gewonnen, mit den unstreitigen Lehren vom guten Willen.*

646.

---

* (Wir zogen Kants Stelle hievon in den Konversationen ꝛc. ꝛc. aus XXXVI. Hier mögten wir den Begriff und die dort behaupteten Säze entwickeln; Die Beylagen reden auch davon.

646.

Guter Wille ist Wille, ist Vorsaz gut zu seyn, gutes zu thun; ist reine Absicht andern wol zu machen, ihr Uebel zu wenden oder zu mindern; Guter Wille ist reiner Vorsatz, einem als respektwürdig, anerkannten Geseze Respekt zu beweisen; in sofern wir erkennen, daß es auch uns verpflichtet, ihm zu gehorchen. Guter Wille ist ruhiger, bedachter, fester Entschluß, sich gegen andre, noch wol eher um einen Grad besser zu betragen, als wir wünschen, und aufs billigste fordern dörfen, daß sie sich gegen uns betragen; sich zum Gehorsam gegen jedes gute Gesez, zur Leistung jedes möglichen Dienstes, zum gemeinnüzigsten Betragen anzuschicken, tauglich zu machen, und seine Tauglichkeit noch immerfort zu vermehren streben, und so weiter. — Wer läugnet dieß? Wer nennt dieß bösen Willen? Wer nennt das Gegentheil guten Willen? Wer nennt dieß, und das Gegentheil gleichgültig, indifferent, einerley?

647.

Wer stimmt nicht ein, daß darinn das Wesentliche der Tugend bestehe? und

648.

648.

Daß sich nach dem Grade der Reinheit dieses guten Willens, und dem Grade des Widerstands, unter dem er sich behauptet, der Grad der Tugend bestimme?

649.

Wer findet irgend etwas auf, das, wie der gute Wille, ohne alle Einschränkung für gut gehalten werden könne? Welche Kraft des Geistes, welche Fähigkeit der Seele; welche Gabe des Glücks kann nicht mißbraucht, und durch Mißbrauch sehr böse und schädlich werden?

650.

Machen nicht selbst das ganze Wolbefinden, und Zufriedenheit mit seinem Zustande, zwar oft Muth, aber nicht selten Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der allen Einfluß der Glückseligkeit auf unser Inneres in Ordnung bringe, und die Gründe unserer Handlungen berichtige?

651.

Wird auch das ununterbrochne Wolergehen eines Wesens, das auch nicht Ein Zug eines reinen und guten Willens

zieret,

zieret; in irgend einem vernünftigen, unpartheyischen Zuschauer ein Wolgefallen erregen?

652.

Ist nicht der gute Wille nach allgemeinem Gefühl die unerlaßliche Bedingung, unter welcher ein Mensch der Glückseligkeit würdig heißt?

653.

ε Mäßigkeit in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung, die dem guten Willen so sehr behülflich seyn können — sezen sie ihn nicht dennoch voraus, und haben sie nicht auch statt, wo kalter, böser Wille ist? Sind nicht auch diese selbst noch nur bedingt, und mit Einschränkung gut?

654.

ε Ist nicht der vollkommene Selbstbeherrscher, der es mit und aus bösem Willen ist, der kalte Bösewicht in aller Augen gerade um so verabscheuenswürdiger, als er ohne dieß dafür würde gehalten worden seyn?

655.

655.

ɛ Wird der minder gute Willen bey den höchsten Wirkungen, die er hervorbrächte, weit geringer zu schäzen seyn, und geschäzt seyn von jedem Kenner? als der reiner gute Willen, wo es ihm auch an allen Kräften, was recht Gutes auszuwirken fehlen sollte?

656.

ɛ Wird diese Lehre vom guten Willen nicht von jedem verstanden?

657.

ɛ Wird sie nicht von jedem zugegeben und angenommen? ist die Gewißheit dieser Säze nicht über allen Zweifel erhaben?

658.

ɛ Wird nicht der gute Wille von jedem geehrt?

659.

ɛ So sehr er in diesem oder jenem Falle mißkennt, oder auch wo er erkennt würde, aus schwarzer Eifersucht gehaßt würde: darf auch je ein Feind der Menschen vom guten Willen aussprechen: Der reine gute Wille ist verachtenswürdig, verdient Abscheu?

660.

660.

ε Wird nicht der gute Wille von jedermann geliebt? Vertraut man sich ihm nicht gerne? Fühlt man sich nicht wol um ihn?

661.

ε Und wem immer weh wird bey einem Menschen von guten Willen — wer ihn haßt in Kontreto, wird der aber je Abstrakto zu sagen wagen: „der reine gute Wille ist fassenswerth; fliehenswerth;“ u. s. f?

662.

ε Ist auch jemand, dem das Bewußtseyn reinguten Willens nicht das reinste und innigste Vergnügen machen sollte?

663.

ε Ist dieses Vergnügen nicht jedem an der Hand? leicht erhältlich?

664.

ε Ists nicht eben darum leicht ein Maßstab überhaupt von der Reinigkeit einer gewissen Klasse von Vergnügen und von der Innigkeit derselben?

665.

ε Ists nicht auffallend, daß unzählige Streitigkeiten über Recht, Pflicht, Zulässigkeit so vieler Handlungen sich nur

vom Mangel an gutem Willen bey den Streitenden herschreiben; und da, wo er rückkehrt, sich bald und glücklich lösen?

666.

ε Ist nicht dadurch unstreitig, daß man in der gemeinen Erkenntniß von Recht, Pflicht, Tugend, Sitten mit der Leuchte des guten Willens sehr weit kömmt?

667.

ε Und daß, so gewiß es auch kultivirten Denkern und Schriftstellern an gutem Willen fehlen kann, so gewiß auch unter diesen über manche Frage der Moral weniger Streit, und Ungleichheit der Meynungen wäre?

668.

Wie viel Licht giebt uns nicht ferner diese Lehre vom guten Willen, über die richtige Schätzung der Tugend und der Tugendhaften.

669.

ε Wer Lust hätte sich mit dem blossen Wunsche, gut zu seyn und gut zu thun, das vielleicht des guten Willens schon zuzueignen, und Anspruch auf den ehrwürdigsten Namen eines Tugendhaften zu machen, wird er nicht leicht gestehen müssen, daß ohne alle Anstrengung, ohne allen Kräftegebrauch gerade wieder alles was Merite heißt wegfällt; und

gerade

gerade nur vorhanden ist, und steigt, je nachdem die Grade der Anstrengung steigen, und daß die Aufbietung aller Mittel soweit sie in unsrer Gewalt stehen, zur Erreichung des Endzwecks, den sich der gute Wille vorsetzt, allein den vollkommen guten Willen ausmacht?

670.

Man skeptisire über Tugend, so viel man wolle: Der gute Wille ist etwas, das zu=und abnehmen kann im Menschen;

671.

Man skeptisire ꝛc. ꝛc.—: Der gute Wille ist etwas, das der Mensch selbst auf gewissen Grad mehren und mindern kann in sich.

672.

Man skeptisire ꝛc. ꝛc.—: Tugendhaft ist der, der fortfährt den guten Willen mit Fleiß in sich zu kultiviren; welche Grade der Leidenschaften, Thorheiten und Laster selbst sonst noch an ihm bisher zu bemerken wären, seit vorigen Angewöhnungen. Und Nicht=tugendhaft ist der, der nichts thut um den guten Willen in sich zu kultiviren, so ordentlich seine Erziehung, so brauchbar sein Leben, so ruhig sein Temperament, so reglirt seine Sitten, so sanft auch sein Herz, so groß das Ehrgefühl, ein rechtschaffner

Mann zu heissen, so wachsam seine Klugheit, sich sein Spiel nicht zu verderben, so bescheiden und besonnen er in jeder Art Genuß sonst auch seyn mögte.

673.

Eine andre mit der Lehre vom guten Willen engverbundene auſſer allen Zweifel stehende Wahrheit ist die:
Es ist der anderschönste Grundsatz für das menschliche Betragen so zu handeln nicht nur, daß man glückselig werde, sondern daß man der Glückseligkeit würdig werde. Ich werde mich erklären.

674.

Um Worte streiten wir nicht: Kant sagt, wie mich dünkt mit Recht: Glückseligkeit ist die Befriedigung aller unsrer Neigungen, sowol ihrer Manchfaltigkeit, als ihrem Grade, und ihrer Dauer nach. Nun kann man auch mit Recht einwenden, die moralische Neigung des Menschen, der Glückseligkeit würdig zu werden, gehört mit in den Innbegriff seiner Neigungen, und die Befriedigung derselben ist eins der wichtigsten Ingretienten derselben; und kann schon an sich für die Befriedigung zehen andrer Neigungen schadlos halten.

675.

675.

Man halte nämlich folgende drey Dinge nicht für einerley, wenn sie schon in Eins zusammenfliessen können:

a) Den guten Willen, und b) den Blick auf die Glückseligkeit, die man damit fördern, und c) den Blick auf die Würdigkeit zur Glückseligkeit, in der man dadurch wachsen will.

676.

Es ist unstreitig, daß sich alle drey Dinge deutlich in unsern Gedanken unterscheiden lassen, und daß man in logischmoralischem Sinne nur den guten Willen rein guten Willen nennen kann, der ganz vom Blicke auf Glückseligkeit und ganz vom Blicke auf Würdigkeit getrennt ist.

677.

Man muß aber nur darum nicht die mit Rücksicht auf Glückseligkeit, und auf Würde verbundenen guten Willen nicht nur einen guten Willen, sondern vermischten nennen, und sich an jenem Worte rein (pur) nicht ärgern. Denn

678.

Weder Neigung zur Glückseligkeit, noch Neigung zum Bewußtseyn eigenen Werths sind im mindesten schlechte Triebe, ob sie wol ausarten können; der gute Wille aber allein kann das nicht. Rücksicht auf Glückseligkeit ist Klugheit

über-

überhaupt. Rücksicht auf Würdigkeit ist Ehrgeiz; oder wie man diese alleredelste reinste Ehre, die de Mensch sich selbst giebt und geben darf, je nennen will. Jeder Moment, in dem ich alles vergesse, und auf meinen Gewinnst an Vergnügen, an Befriedigung irgend einer Neigung sehe, ist reine Klugheit; Jeder Moment in dem ich alles vergesse und auf meinen Gewinnst an Selbstgefühl meines eigenen moralischen Werthes sehe, ist reines Ehrgeiz der edelsten Art; Jeder Moment hingegen, in dem ich alles vergesse über dem Guten, Gemeinnützigen ꝛc. ꝛc. was ich thun oder gethan wissen will, ist reiner guter Wille.

679.

Unläugbar ist bey allem, was in der Moral bezweifelt werden kann, daß der Menschheit aus diesen drey Dingen, wenn sie sich vermischen, einander berichtigen, das niedrigere durch das höhere und höchste geläutert wird, unbeschreiblich viel gutes erwächst.

680.

Unläugbar ists, daß alle Menschen diese drey Dinge in dieselbe Rangordnung setzen; daß niemand sagen wird Momente klugen Strebens nach Glückseligkeit gehören über die Momente des Strebens nach Würdigkeit der Glückselig-

seligkeit hieauf: oder auch ein Gedanke an die Würdigkeit, ein Streben nach Bewußtseyn mehrer Würdigkeit sey höher zu schätzen, als ein Moment reinen guten Willens im engsten Sinne; Würdig seyn wollen sey mehr, als gut seyn wollen, und guts thun wollen, und eben dadurch der Glückseligkeit würdig seyn, ohne dran zu denken daß man es ist.

681.

Unläugbar, daß die Menschheit noch tief unter dem Punkte des reinen guten Willens steht.

682.

Unläugbar, daß der nichts zu thun hätte, als unglückselig zu seyn, der es sogleich von sich fordern und erzwingen wollte, ganz nach diesem reinsten Prinzip zu handeln.

683.

Unläugbar, (nochmal gesagt) daß jeder doch etwas Kraft hat, dieß vollkommenste Prinzip in sich etwas zu kultiviren.

684.

Unläugbar, (wie gesagt) daß auch diese Bemühungen schon viel gute Tinktur in die moralische und Glückseligkeitsmassa

des

des menschlichen Herzens und der gesammten menschlichen Gesellschaft bringen.

685.

„Ist der Mensch zur Aufopferung seiner hiesigen Glückselig-
„keit verbunden, wenn er nicht von einer Welt überzeugt
„ist, die ihm so viel Glückseligkeit zutheilt, als er verdient?“
Das wird wol niemand bejahen.

686.

Aber ist der Mensch edel, hat er grosses Selbstgefühl, ist ihm wol, der sich oft dahinreissen laßt zum Nutzen des Ganzen zu handeln mit Aufopferung aller entbehrlichen Theile seiner Glückseligkeit? — Das wird nun auch wol niemand verneinen.

XXIX.

Fortsetzung.

Beurtheilung einiger moralischen Sätze.

687.

Laßt uns nun einen Versuch wagen, einige Züge aus der Skizze einer Geschichte der Moral, nach den oben festgesetzten Sätzen, mit kurzen Winken zu beurtheilen [Sie findet sich in dem Berliner Journal für Aufklärung 1789 August und Oktober ꝛc. ꝛc.]

688.

688.

„Es giebt keine feste Begriffe von Moralität, welche allen Nationen zum Grunde ligen.“ — Das heißt, die sich in allen Nationen und Individuen derselben vorfänden. Aber doch wol solche, zu denen das moralische Gefühl, das heißt, das Gefühl fürs Sittlich-schönere, edlere, das in Millionen Menschen schlafen kann, in diesen Millionen sich entwickeln liesse; ich sage entwickeln, nicht hineinziehen liessen. D. h. wo alles moralische Gefühl und alle moralischen Begriffe schliefen.

689.

„Es war eine Zeit, wo keine Moralität existirte.“ Wo aber auch gar kein Wolwollen nichts galt? Wo kein treuer Wolthäter von seinem Klienten verrathen fühlte, das hätte er nicht thun sollen; Kein Nichthalten einer Zusage den, der nicht, und den, dem nicht gehalten ward, sollte gedrückt haben?

690.

„Eigenthum ist die erste Quelle, aus welcher sich vielleicht „die Entstehung der Moralität ableiten lassen kann“ Wol. Der Begriff des Eigenthums lag doch wenigstens in jedem Menschen, so lange er auch nun schon seinen Leib für seinen oder für — nicht seinen Leib hielt. Das Mädchen war entweder seines eigenen Leibes Eigenthümerin oder sein

Va-

Vater wars — in beyden Fällen empörte sich doch das Gefühl des Unrechts in Vater oder Tochter im eigentlichen Falle einer Nothzüchtigung.

691.

„Die Moral ist bloß zufällig.“ Es ist klar ausgemacht, nicht alle ist zufällig. Nur die Entwicklung des moralischen Gefühl und Begriffen ists; eben so wie die Verstandsgesetze nicht zufällig sind, aber wol ihre Entwicklung in gegebnen Subjekten ist es.

692.

„Wenige Tugenden sind Tugenden in sich, und es gibt nur „eine, welche den höchsten Rang einnihmt; sie ist: Weis„heit im Genuß.“ Streben nach Gemeinnützigkeit, rein guter Wille geht drüber — nach aller Menschen unverläugbaren Sinne. „Die andern sind größtentheils mindere „Unvollkommenheiten oder Erzeugnisse der Konvenienz.“ Größtentheils. Jedoch nicht „Eigent„lich kommt es auf jede Gesellschaft, und jede einzelne “Nation an, was sie ihren Vortheilen angemessen hält, „und das sancirt sie zum Gesez, und macht es ihren „Gliedern zur Pflicht.“ Erstens: ja in vielen Klassen von Fällen. Zweytens: nicht in allen; und drittens: sie kann sich irren, ihre praktische Vernunft kann schlecht bebaut seyn.

693.

693.

„Der Karaibe, der seinen Vater prügelt, der im Jüng-
„lingsalter ihm einen Verweis giebt, begeht in seinem
„Lande kein Verbrechen, denn es ist Sitte.“ Der ihm aber schonet, wird nicht der schlechtere Sohn seyn — welch Geständniß ligt hierinn schon?

694.

„Der Otaheite, der öffentlich ein Mädchen beschläft, han-
„delt nicht unkeusch, denn es stimmt mit der Moral seines
„Landes.“ Es würde aber kein Otaheite läugnen, daß das nicht alles gleich schön am menschlichen Körper, und daß das häßliche Decken und Zuschauern entziehen — nicht eben das schlechtere Betragen wäre.

695.

„Der Sohn, der seinen Vater, wenn er alt ist, und sich
„nicht mehr erhalten kann, mit der Streitart den Schädel
„zertrümmern, handelt als ein guter Sohn; denn so wills
„die Moral seiner Nation.“ Als ein guter Sohn, der seinem Vater aus einem elenden Zustande helfen will. — Da steckt eben ein sehr moralischer Begriff, wenn die Anwendung davon schon nach bessern Einsichten unrichtig ist.

696.

„Tödte die Ehebrecherin; oder schlafe eben so oft bey dem
„Weibe dessen, der bey der Deinigen schlief, sind konventionelle

„zufällige Sitten, und jedem Volke heilig, je nachdem sie „bey ihm eingeführt sind.“ Hier liegt doch immer ein Begriff von verletztem Eigenthumsrecht zum Grunde, das vergütet, oder gerochen seyn muß. Die Art, die Vermischung beyder Geschlechter zu taxieren, erfordert noch andre vorausgesezte Begriffe, deren abänderlichen Bestimmbarkeit, je nach Umständen, Lage, Charakter einer Nation ꝛc. ꝛc. nicht leicht geläugnet wird von einem denkenden Menschen, selbst von einem, der sich dem Gesetz der Juden und Christen unterwirft.

697.

Wir dürfen über das übrige, dieselben und ähnliche Anmerkungen, die wir so eben gemacht haben, nicht lange wiederholen:

698.

„Der Chef der Nation wird es entweder durch die Geburt, „oder durch die Wahl, oder wie bey den Annibali der„jenige, der ohne zu Murren, die meisten Prügel aushält, „und ohne zu klagen, sich auf einem Roste halb gar braten „läßt. List ist bey manchen Nationen eine Tugend, der „Diebstahl, wie bey den Spartanern, kein Verbrechen — „kurz bey jeder Nation ist nur das Tugend, was aus ihren „Sitten floß, oder aus ihren Gebräuchen. Schon das „Wort Sittlichkeit — (Mos) der Gebrauch — mo„ralisch, gebräuchlich, zeigt den Ursprung der

„Mo-

„Moralität, und zugleich wie zufällig sie sey.“ Da dürfen wir aber gar nicht am Worte hängen, noch uns durch die sehr plausible Etymologie des Worts irre machen lassen. Es ligen all diesen Sitten und Gebräuchen, entweder richtige oder unrichtige, moralische Begriffe, Meynungen, und Gefühl zum Grunde.

699.

„Man wird mir einwenden: die Moral eines minderge„sitteten Volks ist nicht eigentlich Moral, sondern jene „des gesitteteren. Ich antworte: Unsere Moral wäre also „nur besser, nicht aber eine Moral, die gegen jene, die wir „in höherm Zustande ausüben werden, mehr, oder nur so „viel, als die Moral eines Huron's gegen die Unsrige wäre. „Ein anderes Volk, andere Sitten; eine andere Welt, „eine andere Moral.“ Ich würde das nicht einwenden; und bin mit der Antwort zufrieden. „Dann aber hätte „sie keine Erfolge für jenes Leben? Wozu soll sie auch „diese haben? Der Mensch ist nicht zum Jagen nach „bessern Zuständen, sondern zum bestmöglichsten Genuß „und Besitz eines jeglichen Zustandes bestimmt, aus welchem „in der Gesellschaft, wo er lebt, die Regeln von selbst ent„springen, die er zu befolgen hat, und die den wechselseiti„gen Besitz sichern. Die Pflichten gehen jedem Eigenthume „und Besitzstand, nicht voraus, sondern sind seine Folgen.

„Warum

„Warum solt ich allso Pflichten und Tugenden, die nur „auf den Zustand dieses Lebens in dieser Welt passen, in „eine andre mitnehmen wollen, die mit der jetzigen nichts „gemein hat, und wo, eben der Verschiedenheit derselben „halber, sie nicht anwendbar und überflüßig seyn würden?“ Dieß ist nun aber bälder gesagt, als bewiesen. Denn zugegeben werden muß immer, daß der Zustand eines Jagens nach bessern Zuständen, und des bestmöglichen Genusses des Gegenwärtigen, in Verbindung und unter Ordnung gebracht — eine Möglichkeit sey. Wir wiederholen gesagtes nicht.

700.

„Nur Weisheit ist eine uns allenthalben folgende Eigen„schaft, und diese muß vorzüglich auf den Genuß eines „Besitzes angewendet werden, darum ist sie uns nothwendig „in jeder Welt.“ Und nun thun wir hinzu: und guter Willen immer aufs gemeinnüzigste zu handeln, ist ebenfalls ein uns allenthalben folgende Eigenschaft, und unaustilgbar aus unsrer Natur der Respekt gegen diese Gesinnung.

XXX.

Ueber Verbindung der Ideen von Gott, Unsterblichkeit und Tugend.

701.

Der Nachdenkende, der Tugend liebt, wird, das übrige gleichgerechnet, desto leichter wünschen Unsterblichkeit und Daseyn Gottes glauben und hoffen zu können.

702.

Der Nachdenkende, der Unsterblichkeit hofft, wird leichter Gott glauben, und sich anschicken, die Tugend zu lieben.

703.

Der Nachdenkende, der Gottes Daseyn glaubt, wird sehr leicht Fortdauer seines Lebens glauben, und sich Gleichgültigkeit gegen Tugend nicht verzeihen können.

704. a.

Der Gleichgültige für Tugend wird es meistens auch für Gott und Unsterblichkeit seyn.

704. b.

Der Nachdenkende, der dazu einmal gelangt, daß er Tugend liebt, Unsterblichkeit hofft, und Gott glaubt, wird sich Wechselsweise immer durchs einte in den zwey andern gestärkt fühlen.

XXXI.

Ueber Sinnlichkeit in Rücksicht auf das Vorige.

705.

a. Sinnlichkeit bahnet den Weg zum Laster, das heißt:

706.

b. Sinnlichkeit schwächt die Liebe zum Nachdenken, die Achtung und Anhänglichkeit an Tugend, den Wunsch einer vergeltenden Zukunft, und eines Gottes gewiß zu werden, läßt allso manche gute Waffen gegen das Laster aus der Hand.

707.

c. Sinnlichkeit reizt zu jedem Genusse, und entfernt gern jeden Gedanken der Schädlichkeit des Uebermasses. Bahnt allso Weg zu allen Lastern der Unmässigkeit.

708.

d. Sinnlichkeit reizt zu ununterbrochnem ruhigem Genuß, und entfernt gern jeden Gedanken, der Ruhe stört und genirt der Anstrengung für Dinge fordert, die nicht so gleich sinnlichen Genuß geben; Bahnt allso den Weg zu allen Lastern der Pflichtvergessenheit.

709.

e. Sinnlichkeit reizt zum Besitznahm und zum Gebrauch jedes Mittels, was Mittelbar oder Unmittelbar die Befriedigung der Begierden fördert, bahnt allso den Weg zu allen Lastern, die andre an ihrem Eigenthum kränken.

710.

f. Sinnlichkeit! reizt zum Widerwillen gegen jedes Hinderniß der Befriedigung seiner Begierden, und bahnt allso den Weg zu allen Lastern, böser, gehäßiger Leidenschaften, gegen Menschen und gegen Wahrheit!

711.

Sinnlichkeit, deren Reiz steigt und deren Organe stumpf werden, reizt zu erzwungenen neuen Genüssen — und bahnt den Weg zu allen Lastern des Wilden, Viehischen, Verkehrten, Unnatürlichen im Genusse.

712.

Sinnlichkeit kann allso zwar an sich betrachtet, als Schwachheit, dem Reize sinnlicher Dinge, die auf Sinne und Einbildung wirken, nachzugeben, sehr verzeihlich, und nichts weniger als abscheulich scheinen;

713.

Von Seiten ihrer Folgen aber wird sie in einem Grade schädlich, und gefährlich, der nicht grösser gedacht werden kann; und eben so abscheulich in ihren Graden.

714.

Und von Seite der Erkennbarkeit ihrer Folgen, der Menge Zeugnisse und Beyspiele ihrer Folgen, die uns umgeben — betrachtet, allso nicht mehr so verzeihlich, als sie's allein betrachtet scheinen kann.

715.

Jeder weise Mensch wird allso ohne alle Rükſicht auf irgend ein System, die Mäßigung und Beherrschung seiner Sinnlichkeit, als eine Pflicht vor allen Pflichten, als eine Uebung, deren Unterlassung ihm in keinem Falle nüzt, und allemal schadet, und die ihm in keinem Fall schadet, und allemal

nüzt, angelegen seyn lassen, in so weit er vor einmal die Unentbehrlichkeit derselben anerkennt, um den edlern Genüssen des Nachdenkens, der Kräfteübung, der Kultur edlerer Triebe, der Tugend ꝛc. ꝛc. auch Raum zu geben; und sonst unvermeidliche Verschlimmerungen seines ganzen Wesens zu verhüten.

XXXII.

Ueber Geschmak und Schönheit.

716.

Am allerwenigsten erwarten meine Leser und Mitdenker hier eine Aesthetik, oder eine Theorie der Schönheit und des Geschmaks. Gerade auch hier nur so viel, um zu zeigen, daß die Sache, in so weit sie die Menschheit als Ingrediens menschlicher Glükseligkeit interessirt, dem alles verschlingenden Abgrund des Skepticismus zu entreissen ist, und auf sicherm Fundament ruht.

717.

Es sind über dieß Kapitel Revisionen und Erörterungen von hohem Orte veranstaltet und gemacht worden, an denen ich mich, so bald ich Musse habe, erbauen will.

718.

Jezt nur so viel für jeden denkenden Menschen ausgemachtes; ich überlasse es jedem mit mehr Beyspielen zu belegen und anzuwenden; und freue mich auch damit einen nicht verächtlichen Theil zu der versprochnen Portion beglükseligender Wahrheit, mit der jeder leicht wuchern kann, geliefert zu haben.

719.

719.

Man skeptisire über Geschmak und Schönheit, wie man wolle, man detailire die Verschiedenheit, ja die auffallendesten Kontraste im Geschmak verschiedener Individuen, Nationen, und Zeitalter, so beredt man wolle, um daraus den Saz zu abstrahiren: Es sey kein feststehendes Gesez des Geschmakes im menschlichen Sinne: So bleibt erstens dieß wahr, daß der Mensch einen (wie veränderlichen, wie gemischten, wie unsichern) Sinn des Wohlgefallens, des Beyfalls, des Vergnügens für das, was ihm als schön vorkömmt, hat.

720.

Man skeptisire über Geschmak und Schönheit, wie man wolle: So bleibt zweytens dieß wahr, daß über gewisse äusserste Punkte (Extreme) von Schönheit und Häßlichkeit aller Menschen Geschmak gleich entscheidet. Oder ist auch eine Nation, die neblichten, dikwolkigten, schwarzen Himmel schöner findet, als den klaren Sonnenhimmel, und den nächtlichen Horizont mit Mond und Sternen? Ist auch eine Nation die behauptet, der Anblik jeder Kloake sey wolthuender, als der Blik ins sapphirne Himmelsgewölb? oder die behauptete, der abgekehrteste Theil des Menschen sey schöner, als das vollkommenste Menschenangesicht? oder der kleine Finger wäre schöner, wenn er sechsmal so dik und lang, als der Daume an unsern Händen hervorragte? oder krumme, schiefe, ungleichlinigte Stühle, Fenster, Tische, Hütten ꝛc. ꝛc. seyen schöner, als symmetrische? u. s. w.

721.

Skeptisire man ꝛc. ꝛc.: So bleibt drittens gewiß, daß die Geübten im Sinn fürs Schöne über manche weitere Punkte einig sind, als nur gerade über diese äussersten Punkte;

über Punkte, wo vielleicht allenfalls solche, die ihren Sinn fürs Schöne gar nicht üben, gleichgültig sind, und keinen Unterscheid kennen, oder in ungleichen Meynungen auseinander gehen.

722.

Skeptisire man über Geschmak und Schönheit, wie man wolle: So bleibt viertens gewiß, daß der Geschmak der Nüchternen und Mäßigen in solchen Genüssen sich über manche Punkte nähert, wo nur der Geschmak der Geilen und Unmäßigen auseinander, und von jenen in seinem Urtheil abgeht.

723.

Skeptisire man ꝛc. ꝛc.: So bleibt fünftens wahr: daß ganz handgreiflich Modesucht, Eigenliebe, Eitelkeit, Furcht sich auszuzeichnen, Erziehung und Gewohnheit einfliessen, um manche Dinge schön zu finden, die es nicht sind; um mich bestimmter und unwidersprechlicher auszudrüken, daß eine Menge Gegenstände für schön gehalten werden, gerade nur von diesem einzigen Volke, oder Menschen, der so verwöhnt, oder so modesüchtig, oder so eigenliebig ist ꝛc. ꝛc. und sonst von allen einstimmig als nicht schön, als häßlich verworfen werden. So werden die Kröpfe von aller Welt Nationen einhellig als häßlich taxirt, und nur von jenen Thalbewohnern für schön gehalten, — da sie alle ihrer nicht los werden konnten, und ihre Eigenliebe sonst nicht besser zu trösten wußten. Wer will mit Einer Stimme gegen Alle — die Unsicherheit des Geschmaks an sich über einen gegebenen Punkt beweisen? oder nur wahrscheinlich machen?

724.

Skeptisire man über Geschmak und Schönheit, wie man wolle: So bleibt sechstens gewiß: daß sich der Geschmak über unzählige

zählige Dinge nach unzähligen Nüancen von Menschen nüanciren, und ein Plus und Minus von Schön und Schlecht annehmen darf: Ohne daß einer der vorigen Säze umgestossen, oder im mindesten geschwächt würde.

725.

Ich überlasse, nochmal gesagt, jedem die leichte und fruchtbare Anwendung dieser Säze — und er wird über diesen Punkt in so befriedigendes Licht kommen, daß er sich über sich selbst wundern wird, wie er im Kapitel des Geschmaks mit dem Ungewissen einst so viel Gewisses habe fortwerfen, und ein ganzer Geschmaks-Zweifler seyn können.

XXXIII.

Gesezt.

726.

Wir sind mit den interessantesten Hauptfragen, denk ich, zu Ende.

727.

Gesezt nun: Ich habe und behalte noch Zweifel über Realität meiner Existenz, Freyheit meines Willens, Fortdauer meines Wesens, Daseyn Gottes und Tugend — und bin unruhig und fürchte mich?

Wol! So fang ich muthig mein Untersuchen von neuem an, und gebe nicht verloren! Was wag ich auch in diesem Fall, wenn ich mirs an neuem Ernst und Fleiß nicht mangeln lasse?

(ἀνδρειως ꝛc. ꝛc.) Männlich untersuchen und ganz — das

frommt — und sparsam seyn im Beyfall — und praktische Anwendung, That, Versuch — Gebrauch!

728.

Gesezt: Ich habe Uebergewicht und noch nicht Ruhe? So wird gerade das öftre Beschauen meines Uebergewichts Ruhe fördern in mir; und unterdessen weiter mit dem in mir, was weiter strebt, was immer tiefer gründen, und fester bauen will!

729.

Gesezt: Ich habe Uebergewicht, das mich beruhiget? So ists um Anwendung, um Ausübung, um That, um Gebrauch, um Versuch zu thun — diese werden mir die neuen Bedürfnisse meines Geistes regen, denen abzuhelfen ich mir keine Ruhe werde lassen können.

XXXIV.

Ein Resultat für jeden.

730.

Ich will meine Glükseligkeit * fördern, so gut ich kann, und darinn immer so gut wie möglich wachsen.

731.

Ich will glükselig machen helfen, so gut ich kann; und auch hierinn so viel möglich zunehmen.

732.

Ich will mein Schiksal tragen so still, und benuzen so weise, wie möglich.

733.

* Zu welcher ich Befriedigung meiner edelsten moralischen Neigungen als wesentliches Ingrediens mitrechne.

733.

Ich will aus Liebe, Freundschaft, Seelenharmonie, gutem Vernehmen mit meinen Allernächsten so viel Genuß saugen, wie möglich.

734.

Ich will ein Dankfeuer in mir unterhalten, für alles was ich geniesse, und mir nicht selbst gegeben habe, gegen wem es nun sey! wer dieß Dankgefühl nicht hat, ist auf einer schönen Seite seiner Natur gelähmt. — Wers hat, muß sich grossen Empfindungen, Bemerkungen, Reflexionen — nähern über die Natur und unausstudirbare Treflichkeiten ihrer Einrichtungen.

735.

Ich will die Kraft und Herrlichkeit der Natur fühlen, und mich im Sinn für sie üben, nach beßtem Vermögen.

736.

Ich will der Natur folgen; weisen Genuß lernen; und den guten Willen in mir anbauen, nach meinem Vermögen.

737.

Ich will die Gründe für die schäzbaren grossen Ideen von Gott, Unsterblichkeit, Tugend u. s. f. die auch selbst dem Atheisten unläugbar sind, viel und oft beherzigen.

738.

Ich will seyn, und streben zu seyn, was ich gerne den geschäztesten, würdigsten Wesen scheinen mögte.

So bin ich durch dieß alles auſſer mancher Gefahr, und bereit für jede beßre Ueberzeugung.

XXXV.

Ueber die Geſeze des Denkens.

739.

Nichts ſcheint dem flüchtigen Blike des Unnachdenkenden willkürlicher, und mehr dem freyen Belieben des Menſchen anheim geſtellt, als das Denken. Und nichts iſt nothwendiger, und an eben ſo unnachläßliche Geſeze, als immer die Körpernaturen in ihren Bewegungen, gebunden, wie das Denken. Ich kann nicht anders denken, es iſt ein nothwendig Geſez in meinem Verſtand zu denken, daß zwey und zwey vier ſind, daß eine gekrümmte Linie zwiſchen zwey Punkten länger iſt, als eine ſchnurgerade.

740.

Selbſt, wo ich — auf Irrthum geführt werde, werd ichs oft eine zeitlang nach unvermeidlichen nothwendigen Verſtandsgeſezen. Z. B. Ich ſehe die Erde ſtehen, und ſehe die Sonne ſich bewegen. Geſezt ich bin ein Kind, ich weiß gar nichts von den aſtronomiſchen Gründen fürs Gegentheil: ſo ſtehts nicht in meiner Willkühr, ſondern es geht nach dem Geſeze meines Verſtandes, für einmal anzunehmen, die Sonne bewegt ſich über unſre Erde; Es wäre ja toll von mir, ohne irgend einen Grund zu denken, die Sonne ſteht, die Erde geht; Und vernünftig, einen Unwiſſenden, der's ſagte, für toll hierinn zu halten.

741.

741.

Morgen werd ich im Schiffe gefahren — sehe zum ersten Mahle das Schiff stehen, und das Land gehen, und weiß, daß das Schiff geht, und das Land steht. Nothwendig gehts zu dem Gedanken weiter in meiner Seele: Es kann etwas zu ruhen scheinen und sich bewegen, und sich zu bewegen scheinen und ruhen. Und diese anerkannte Möglichkeit macht mich bescheidener gegen den, der mir nachher sagt, so ists auch mit der Sonne und unserm Erdball. Ich gehe im Finstern nach zwey Körben mit Obst; es sollen in dem einen die Hälfte faule Apfel seyn, im andern nicht. Ich greife drey Apfel, wie es sich trift aus dem einen Korbe, komme mit ans Licht, und siehe es sind 3 faule: steht es an mir, zu denken: dieß ist der Korb mit den guten Apfeln? Kann ich anders, als denken, dieß ist wol ohne anders der Korb mit der Hälfte fauler? — Er wird hergeholt; und siehe, es ist der mit lauter guten; gerade diese drey, die mir in die Hände fielen, und noch einer oder zween faule waren es im ganzen Korbe. Kann ich anders als fortschreiten zu dem Gedanken: es kann etwas wahrscheinlich seyn, und darum doch nicht wahr?

742.

Wir geben hier keine Logik; aber machen auf folgende zween Säze mit drey Folgerungen aufmerksam:

743.

a.) Der menschliche Verstand ist Gesezen unterworfen im Denken.

b.) Er kann in der Erkenntniß dieser Geseze, und in der Erkenntniß ihrer richtigen Anwendung fortschreiten.

743.

Hieraus folgt erstens die Pflicht: Seine Abhängigkeit von den Verstandsgesezen im ganzen Geschäfte des Denkens anzuerkennen; voll Respekt und Gehorsam gegen sie zu werden; Willkührlichkeit, Laune, Stolz, Despotisme, Leidenschaft jeder Art vom Geschäfte des Denkens zu entfernen. Welchem Nachdenkenden kann diese Pflicht unwichtig vorkommen?

746.

Zweytens, die Pflicht des Fleisses im Erkennen der Denkensgeseze und ihrer Anwendung. — Welcher Denkende kann diese Pflicht für unwichtig halten?

747.

Drittens, die Pflicht der Bescheidenheit und Demuth in der stets lebendig erhaltenen Ueberzeugung, ich und meine Lehrer im Denken, auf die ich mich auch noch so sehr verlassen habe, können morgen noch fortschreiten, in Erkenntniß der Denkgeseze, und ihrer richtigen Anwendung, wir haben heute noch nicht die Vollkommenheit in dieser Kenntniß erreicht, und darum kann heute noch mein Lehrer, und ich beträchtlich irren. Denn —

748.

Wie allgemein diese Pflicht die Menschen verbinde, ist wol Kant ein merkwürdig Beyspiel. Ist auch ein Denker in Deutschland, der Kanten studirt hat, und nicht wenigstens bekennen müsse, Kant ist in der Kenntniß der Denkgeseze, und ihrer richtigen Anwendung in etwas fortgeschritten, und hat mich in etwas weiter gebracht?

749.

749.

Und wenn es eine Möglichkeit ist, das in der geistigen, wie in der körperlichen Natur noch ein Gesez vorhanden seyn kann, nach welchem nur höchst selten Erscheinungen erfolgen, durch dessen Kenntniß aber unsre Begriffe von den übrigen Gesezen, oder unsre Anwendung der übrigen Geseze wieder in etwas modificirt werden: So sollen, und wollen, und werden sich Kant und seine geschiktesten Schüler dieser lezten Pflicht so wenig, als den zwo ersten entziehen.

XXXVI.

Ueber Beruhigungssysteme vier Unterredungen.

Erste Unterredung zwischen Zween.

Philalethes und einem Atheisten.

(776.) Atheist. Bey dem, was der Verfasser sagt — (ich habe nun alles durchgelesen) kann ich mich nicht beruhigen. Wie sollte man sich auch — so lange nicht alles, was nach Schwärmerey riecht, rein aus der Menschen Seele weggefegt ist?

(777.) Philalethes. Ich weiß, was du Schwärmerey nennnst. ¿Sind und waren ihrer nicht viele tausend denkende Menschen, die bey mancherley, was dir Schwärmerey heißt, ihre Beruhigung gefunden haben, jezt finden, und finden werden? Viele Millionen ohne deinen reinen Atheismus, die das Schiksal nun schlechterdingen nicht in die Umstände sezte, Atheisten zu werden.

Atheist. Freylich; doch nicht vollkommene.

(752.) Philalethes. Willst du sagen, daß jeder deines Systems vollkommene Beruhigung finde?

Atheist. Nein.

(753.) Philalethes. Willst du allein deine eigene und aller andern Ruhe messen? Keinen seine eigene, und keinen deine hinwieder messen lassen?

Atheist. Es ist wol vermessen, wirst du denken.

Philalethes. Ich will es nicht denken, wenn du es nicht denken mußt.

Atheist. Sey es!

(754.) Philalethes. Willst du alle andern richten?

Atheist. Ich richte nicht.

(755.) Philalethes. Alle andern bekehren?

Atheist. Das kann ich nicht.

(756.) Philalethes. Ihre Beruhigung stören, und sie doch nicht beruhigen können?

Atheist. Das will ich nicht. Aber —

(757.) Philalethes. Ich verstehe freylich das Aber schon.

XXXVII.

Zweyte Unterredung.

Zwischen Philalethes und einem Theisten.

(758.) Theist. Bey dem, was der Verfasser sagt — ich habe nun alles durchgelesen, kann ich mich nicht beruhigen. Wie sollte man sich auch — so lange nicht alles, was nach Schwärmerey auf der einen Seite, und Unglauben auf der andern Seite riecht, rein aus der Menschen Seele weggefegt ist?

(759.) Philalethes. Ich weiß, was du Schwärmerey und Unglaube nennst. ¿ Sind und waren ihrer nicht viele tausend denkende Menschen, die bey mancherley, was dir Schwärmerey und Unglaube heißt, ihre Beruhigung gefunden haben, jezt finden, und finden werden? Viele Millionen ohne deinen reinen Theismus, die das Schikfal nun schlechterdingen nicht in die Umstände sezte, Theisten zu werden?

Theist. Freylich; doch nicht vollkommen?

(760.) Philalethes. Willst du sagen, daß jeder deines Systems vollkommene Beruhigung finde?

Theist. Nein.

(761.) Philalethes. Willst du allein deine eigene und aller andern Ruhe messen? Keinen seine eigene, und keinen deine hinwieder messen lassen?

Theist. Es ist wol vermessen, wirst du denken.

Philalethes. Ich will es nicht denken, wenn du es nicht denken mußt.

Theist. Sey es!

(788.) Philalethes. Willst du alle andern richten?

Theist. Ich richte nicht.

(789.) Philalethes. Alle andern bekehren?

Theist. Das kann ich nicht.

(790.) Philalethes. Ihre Beruhigung stören, und sie doch nicht beruhigen können?

Theist. Das will ich nicht. Aber —

(791.) Philalethes. Ich verstehe freylich das Aber schon.

XXXVIII.

Dritte Unterredung.

Zwischen Philalethes und einem Christianer.

(792.) Christ. Bey dem, was der Verfasser sagt — ich habe nun alles durchgelesen, kann ich mich nicht beruhigen. Wie sollte man sich auch — so lange nicht alles, was nach Unglauben und Aberglauben riecht, rein aus der menschlichen Seele weggefegt ist?

(795.) Philalethes. Ich weiß, was du Unglaube und Aberglaube nennst. ¿ Sind und waren ihrer nicht viele tausend denkende Menschen, die bey mancherley, was dir Unglaube uud Aberglaube heißt, ihre Beruhigung gefunden haben, jezt finden, und finden werden? Viele Millionen ohne deinen reinen Christianismus, die das Schikſal nun schlech-

schlechterdingen nicht in die Umstände sezte, Christianer zu werden?

Christ. Freylich; doch nicht vollkommene.

(794.) Philalethes. Willst du sagen, daß jeder deines Systems vollkommene Beruhigung finde?

Christ. Nein.

(795.) Philalethes. Willst du allein deine eigene und aller andern Ruhe messen? Keinen seine eigene, und keinen deine hinwieder messen lassen?

Christ. Es ist wol vermessen, wirst du denken.

Philalethes Ich will es nicht denken, wenn du es nicht denken mußt.

Christ. Sey es!

(796.) Philalethes. Willst du alle andern richten?

Christ. Ich richte nicht.

(797.) Philalethes. Alle andern bekehren?

Christ. Das kann ich nicht.

(798.) Philalethes. Ihre Beruhigung stören, und sie doch nicht beruhigen können?

Christ. Das will ich nicht. Aber —

(799.) Philalethes. Ich verstehe freylich das Aber schon.

XXXIX.

Vierte Unterredung.

Philalethes und Atheist, Theist und Christ zugleich.

(774.) Atheist, Theist und Christianer zumal. So! Du behandelst uns alle drey gleich? Du bist ein Indifferentist!

Philalethes. Ja wol, ich bin ein Indifferentist: wenn ich zwischen falscher und wahrer, sichrer und mißlicher, flüchtiger und dauerhafter, tiefer und oberflächiger Beruhigung keine Differenz mache; und zwischen Menschen und Menschen, die beruhigt werden sollen — keine Differenz mache; keine mache zwischen Alter und Alter, in denen sie beruhigt werden sollen. Aber davon allem sprachen wir ja kein Wort.

(775.) Atheist, Theist, Christianer, alle drey zugleich. Bey welchem System findest du denn die wahrste, sicherste, dauerhafteste und tiefste Beruhigung?

Philalethes. Davon sprechen wir morgen. —

XXXX

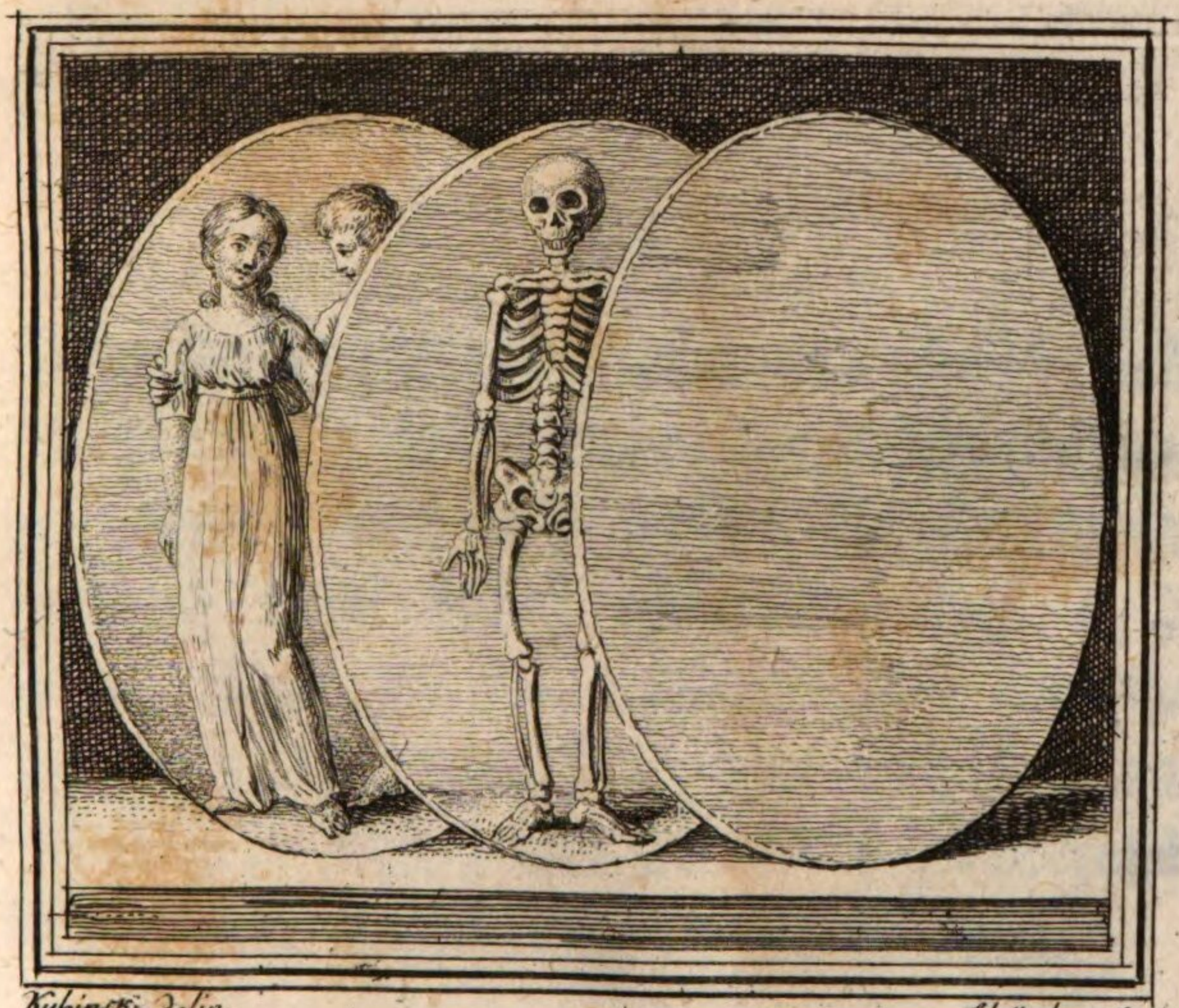
Eine

Eine Portion

Wahrheit zur Glükseligkeit,

die jeder leicht haben, und mit der jeder leicht wuchern kann.

Zweyter Theil.



Kubinski delin. Schellenberg Sculpt.

Eine Portion Wahrheit zur Glükseligkeit, die jeder leicht haben, und mit der jeder leicht wuchern kann.

II. Theil.

XL. *

Schwierigkeit und Räthsel.

776.

Eine Portion Schwierigkeit und Räthsel soll die zweyte — bittre Frucht unsrer Bemühungen seyn; und wir wollen die Hoffnung dennoch nicht dabey aufgeben, daß auch dieser Theil am Ende Glükseligkeit fördern könne; daß man auch hier eine Portion Wahrheit finde, mit der jeder, der recht damit umzugehen weiß, wuchern kann.

* Numern XLI. bis L. fehlen.

777.

Beruhigen sollte jener, spornen dieser Theil —: denn wir müssen weiter — weiter auf dem Pfade der Wahrheit.

778.

Schon im Wege der Untersuchung trafen wir Dornen genug an. Ich mag die Wirkung zur Beruhigung, die allenfalls der erste Theil haben mag, gar nicht durch lange ausführliche Darstellung der Zweifel und Räthsel ganz schwächen. Nur nennen, nur berühren, nur mit Einem Worte wiederholen will ich; und dem Denker das Denken darüber empfehlen.

779.

779.

Schwieriges, räthselhaftes, drükendes, knotenmäßiges stößt dem redlichen Denker immer genug auf. Ich nenne nur

780.

Das leidenschaftliche Nichtwollen der Wahrheit, das oft die gemeinste hellste Wahrheit unzähligen so sehr verdunkelt.

781.

Die unaussprechliche Seltenheit eines Menschen, der genug selbst und unabhängig von andern denkt, im Durchschnitte der ganzen Menschenzal genommen.

782.

Die unbefriedigten Bedürfnisse so vieler der edelsten Menschen, die nach Gewißheit schmachten.

783.

783.

Die unbefriedigten Bedürfnisse so vieler edeln Menschen nach näherer Kenntniß der Gottheit.

784.

Die schreyenden Bedürfnisse so vieler der edelsten Menschen nach mehr moralischer Kraft.

785.

Die unvermeidliche und unbefriedigte Sehnsucht beßrer Seelen nach Erfahrungen aus der Welt, an die sie so ganz ungesehen glauben sollten.

786.

Unbefriedigte Bedürfnisse der Beruhigung wegen vorherbegangenen und täglichen Thorheiten, bey so entsezlich viel Beyspielen, daß das Schiksal oft auf kleine Thorheiten so fürchterlich grosse Strafen folgen läßt.

787.

Der ewige Kampf zwischen den zwo Partheyen, der einen, die Sinn für die höhern Dinge, für Tugend, Gottheit und Zukunft zu haben meynt, und glaubt, daß er der andern Parthey fehle; und der andern, die keinen Sinn für jene höhere Gegenstände hat, und fest glaubt, die, die ihn zu haben meynen, schwärmen nur mit ihrer Imagination.

788.

Aller Weisen Klage, (auch Kants) über die geringe Wirkung der Motive zur Tugend bey dem Menschen.

789.

Eine so allgemeine, hypothetische Unvermeidlichkeit der Schwärmerey auf der einen Seite, daß man fürchten mögte, es wäre absolute Unvermeidlichkeit vorhanden.

790.

Die ungeheure (Vis Inertiä) niederziehende Schwerkraft im Menschengeschlecht, bey deren ungeheuren, steten Phänomenen es oft so wahrscheinlich werden will, das dieser entgegenwirkende, moralische und religiose Princip sey nur künstliche Spannung.

791.

791.

Tugend und Glükseligkeit in so entsezlichen, schreyenden Mißverhältnissen oft.

792.

Leiden, unter denen so viele Menschheit unerlöslich zu seufzen scheint — —.

793.

793.

Leiden, die mich treffen können — und wo ich nicht weiß, ob ich mit all meiner Beruhigungs-Kunst und -System auch wirklich auslangen werde.

794.

Das übermäßige Vertrauen bey jeder neuen Entdekung in der Glükseligkeitslehre — als ob nun alles damit gemacht sey, und eine immer wieder drauf erfolgte — Hoffnung täuschende, und wiederlegende Erfahrung.

795.

795.

„ Die Zufälligkeit der Zeugungen, die bey Menschen, so wie beym vernunftlosen Geschöpfe, von der Gelegenheit, über dem aber auch oft vom Unterhalte, von der Regierung, deren Launen und Einfällen, oft so gar vom Laster abhängt, macht eine grosse Schwierigkeit wider die Meynung der auf Ewigkeiten sich erstrekenden Fortdauer eines Geschöpfes, dessen Leben unter so unerheblichen und unserer Freyheit so ganz und gar überlassenen Umständen zuerst angefangen hat. Was die Fortdauer der ganzen Gattung (hier auf Erden) betrift, so hat diese Schwierigkeit in Ansehung derselben wenig auf sich, weil der Zufall im Einzelnen nichts desto weniger einer Regel im Ganzen unterworfen ist; aber in Ansehung eines jeden Individuum eine so mächtige Wirkung von so geringfügigen Ursachen zu erwarten, scheint allerdings bedenklich. “

(Kants Kritik.)

796.

796.

Der Tod! der Tod! der Tod! —
Das Todtenreich!
Verwesung!
Die Stille im Todtenreich!
Der Mangel aller eigenen Erfahrung daraus!

797.

Ob dieß alles nicht drüke,
treibe,
sporne,
Ernst einflösse?

798.

798.

Es würde muthlos machen;
zum Verzicht-thun auf alle Wahrheit reizen können:
Wenn nicht alles vorhergegangen wäre, was vorhergieng.

799.

So aber drükts nur;
flößt Ernst ein;
treibt, zu den vorigen Untersuchungen zurük;
spornt nur, auf dem Pfade der Wahrheit weiter vorzudringen.

800.

Oder mit andern Worten: Es sind bittere Kerne mit harten Schalen, aus denen einst wieder nährende und schmakhafte Früchte erwachsen — können!

Eine

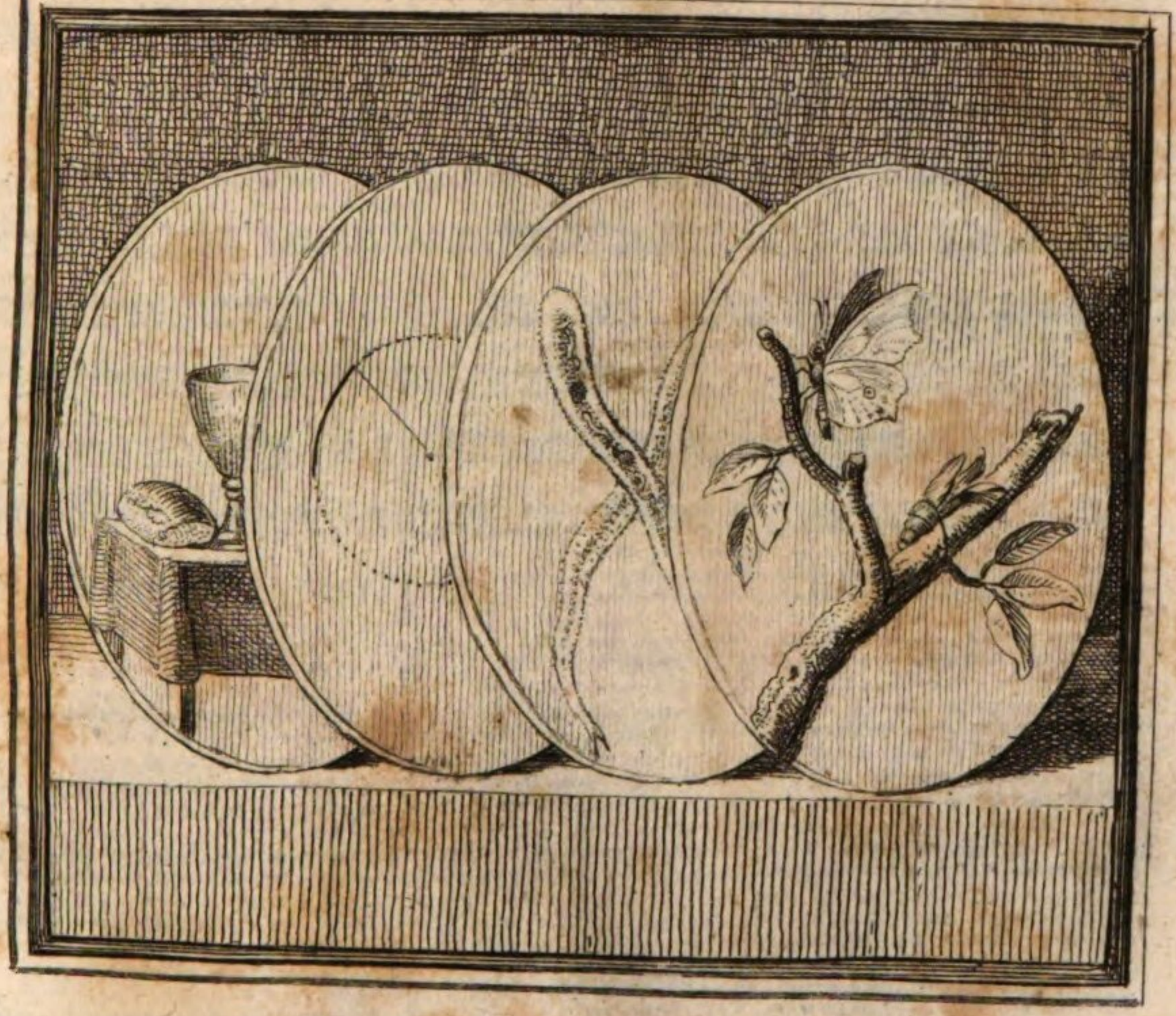
Portion Wahrheit zur Glükseligkeit,

die jeder leicht haben,

und eben so leicht damit wuchern kann.

Dritter Theil.

Beylagen.



Beylagen

LI.

Emilie an Bieder, und dessen Antwort über den Aufsaz in Asmus V. Theil von der Unsterblichkeit der Seele.

(801.) Noch eben fällt mir bey, dieser Mißive die Bitte beyzufügen, daß Sie in Ihrem nächsten Heft Schriften Ihre ausführlichen Gedanken geben über den philosophischen Wehrt des Aufsazes, den uns der vortrefliche Klaudius am Anfange des fünften Theils seiner Schriften giebt von der Unsterblichkeit der Seele. Ich fühle wol, der schöne Aufsaz ist so ein liebenswürdiges, genießbares — so ganz charakterisches Ganze, mit Knochen, Fleisch und Haut, mit Saft und Kraft — daß es Ihnen vielleicht an meinem Geschlechte grausam vorkommt, einen Anatomiker, wie Sie sind, zum Geschäfte der Zergliederung aufzufordern.

Jedoch, scheints mir, dürfen gerade wir beyde es immer ohne Gewissensverlezung thun, wenn irgend jemand, oder sind wirs nicht gerade beyde, die das Charakterische des Geistes, Herzens, und Geschmaks dieses sonderbaren liebenswürdigen Mannes auf eine Weise zu schäzen und zu geniessen wissen, daß selbst er mit uns zufrieden seyn müßte? — — und denen nun aber doch Wahrheit über alles geht.

Bieders Antwort.

Nur mit einiger Anstrengung geht es, Ihnen zu entsprechen, beßte Emilie. Denn in jede Sylbe, was Sie zu Klaudius Lob sagen, stimm ich mit ein. Gerade den

Grad von Geschmak, Litteratur, originaler Laune, tiefem Gefühle, und lichtdürstendem und fassendem Geiste fand ich noch in keinem Menschen beysammen. Aber eben darum mögt' es als eine seltsame Partheylichkeit auffallen, wenn ich Ihnen Ihre Bitte abschlüge, dieses unnachahmlichen Mannes Aufsaz über Unsterblichkeit logisch zu wehrten; das heißt, meine Gedanken zu sagen über den Gehalt der Säze, mit denen er den Saz: die Seele des Menschen ist Unsterblich: theils beweisen, theils wahrscheinlich machen will.

(802.) Und dabey versteht es sich, und wird vom Verfasser, der der Wahrheit, wie wir, in Treuen gehuldigt hat, nicht übelgedeutet werden können, wenn wir die nakten Säze auf die Waage legen. Wir spielen nicht mit Gleichnissen, meine Freundin! Asmus selbst, Sie sind sicher davor, wird mir nicht mit dem täuschenden Gleichnisse Vorwurf machen, ich hätte seinen Aufsaz nicht nur entblößt von aller Zierde und Einkleidung, sondern grausam zerfleischt, abgezäpft und bis auf die Knochen geschunden — um die Solidität seines Knochensystems zu prüfen. Er würd' Ihnen vielmehr gern bekennen, daß das Gleichniß von der Prüfung eines Obligo hier viel besser passe; Ihnen gewiß naiv gestehen, daß wenn ihm nur der Bettel von einer Million Reichsthaler für ihn und seine lieben Kinder, und wem er gern damit auf ein grün Zweig verhölfe, sollte verschrieben werden, geschweige die Unsterblichkeit der Seele, er an dem Obligo Feinheit des Papiers, Schönschrift, Rechtschreibung, Styl, und Geschmak des Petschafts und alles mögliche andre vorbeygehen, und einzig und allein die

Rechts-

Rechtskräftigkeit der Verschreibung prüfen, jenes alles neben dieser nicht ungern sehen, aber um diese gern entbehren, und ohne diese verwerfen würde. Es bedarf kein Wort weiter über die Anwendung dieses Gleichnisses. Davon ist hier wol keine Rede, daß ihm die Schönheit seines Obligos von irgend jemand verarget werden könnte, auch wenn er ihn nicht einer Majestät präsentirt hätte.

(803.) Wir werden erst dem Faden des Verfassers nachgehen mit unsrer Prüfung, und dann am Ende vielleicht Reflexionen übers Ganze nachbringen.

(804.) „Ueber die Unsterblichkeit der Seele.“ Der Verfasser mag sich vermuthlich im Aufsaz, oder durch denselben selbst rechtfertigen, daß er keine Anmerkung über die Streitigkeit und Modificirbarkeit der Ausdrüke vorangehen läßt. Indem er es nicht thut, gibt er mir schon vorläufigen befriedigenden Wink, er wolle den Saz im kurrenten Sinn bis auf weiter treulich und ohne Gefahr angenommen haben.

(805.) „Wenn die Seele des Menschen unsterblich ist, „Sire, so muß es davon Beweise geben, die keinen Zwei„fel übrig lassen.“ Hier seh ich sogleich keine richtige Schlußfolge.

(806.) (Ich weiß gar wol, daß viele mich für einen Pedanten des Skepticismus, oder der Logik zu halten in Versuchung kommen, indem ich diesen ersten Schluß des Verfassers verwerfe. Lassen Sie das nur so geschehen.—

(807.) *Ein für allemal gesagt: Die strengste Schärfe* *des menschlichen Verstands ist für die Kur seiner* *Schwachheit und Kränklichkeit, und für die Bedürfnisse*

unserer skeptischen Zeit nach meiner Ueberzeugung höchst *unentbehrlich und unendlich wohlthätig.)*

(808.) Die Fortdauer der menschlichen Seele könnte wahr seyn in sich, und nach einem besondern Verhängniß dem Menschen doch in seinem ganzen hieseitigen Zustande undurchdringliches Geheimniß, ungeahndete Zukunft, unauflösliches Räthsel, und zum wenigsten noch immer ungewisse, Zweifel übrig lassende Sache seyn. Die Seele des Menschen könnte unsterblich seyn, und er doch noch lange nichts davon wissen müssen, und wissen können; wie das Kind im Mutterleib gar nichts von seinem Leben auf Erde wissen kann, noch muß. Nur so viel scheint mir wahr: Wenn die Seele des Menschen allenfalls unsterblich wäre, und ein dringendes Verlangen nach Unsterblichkeit in ihr fühlt, so wäre es höchstvermuthlich, daß ihr auch von der Wahrheit dieser Hoffnung zuverläßige Beweise erkennbar wären. Und auch so ists ein schönes Wort vom Verfasser, was nun gleich folgt: „Ich kann nur vor der Thüre der Wahrheit fegen.“ Das heißt Hindernisse wegräumen, daß diese Beweise in ihrer Klarheit und Stärke zum Vorschein kommen.

(809.) „Die Natur hier bey uns auf Erden ist in be„ständiger Bewegung, und ihre Gebehrde ist heute nicht „wie gestern und ehegestern. Alles wandelt und wogt. „Doch die verschiedenen Species in allen drey Reichen „bleiben unbeweglich, und stehen wie Fixsterne in diesem „wogenden Meere.“

Freylich ist uns wenigstens keine verlohren gegangene Species bekannt! vielleicht aber auch ihr Untergang nicht bekannt.

(810.) „Ulysses und Tobias Hündlein wedelten schon „mit dem Schwanze; der Kürbis rankte schon vor Ni-

„nive, und das Gold ist und bleibt neunzehn mal schwe„rer als das Wasser. Weil die Natur, wie man spricht, „keinen Sprung thut, so muß sie freylich durch aller„hand Verwandlungen zum Ziel gehen, und läßt, auf „dem Wege dahin, verschiedene Gestalten sehen.“ —

Die Natur thut keinen Sprung, heißt eigentlich nur, was geschieht hat immer seine völlige Ursache. Sie überhüpft nie keine Ursache. Der Saz gehört also eigentlich nicht hier zu den Stufen von Verwandlungen. Wo wir beträchtliche Stufen sehen, da sind gewiß schon ungeheuer grosse Fortrükungen, deren Grösse nur unserm Auge klein vorkömmt, und die man wol in einem uneigentlichen Sinne Sprünge nennen kann, dergleichen aber die Natur macht.

(811.) „Aber wenn die Species, die sie im Sinne hat, „vollendet ist, so geht sie nicht weiter. Sich selbst g„lassen geht sie nicht darüber hinaus, und bleibt, wenn „sie nicht gestört wird, nicht diesseits stehen. Ist die „Species vollendet, so macht sie Feyerabend, und sorgt „nur für ihre Erhaltung; und wenn sie die Individua „nicht erhalten kann, so substituirt sie, auf die wunder„vollste Art und Weise, immer andre Individua, um so „der Species eine Art von Ewigkeit zu verschaffen.“

Den Sinn des Verfassers erklären unten folgende Beyspiele genug; wir fahren darum weiter.

(812.) „Es giebt zwar berühmte Gelehrte, die anders „meynen, und der Natur einen andern Plan ausgedacht „haben. Ihnen sind die Species nur Ruhepunkte und „Stuffen, wo die Natur sich, so zu sagen, besinnt und „ausruht, um von da weiter, und immer vom Geringern „zum Bessern und Vollkommnern vorwärts gehen, so „daß z. E. aus einer Auster ein Crocodyll, aus einer „Müke ein Colibry ꝛc. ꝛc., und den vollkommensten Thie„ren endlich gar Menschen und Engel werden könnten.

(813.) „Diese Meynung ist artig genug erfunden, nur „das Erste und Hauptsächlichste dagegen ist, daß sie nicht „wahr ist. Aus den Hühner-Eyern kommen nimmer

„Fahsanen, sondern immer wieder Hühner hervor. Das „ist die Beobachtung neuer und alter Zeiten, und die „Chineser beweisen gerade aus dieser Einrichtung das „Daseyn eines unendlichen Verstandes. Auch Noah „muß die alte Meynung gehabt haben, er hätte sonst „viel Mühe und Raum sparen können.“ So viel ich weiß, meynen die Gönner jener artigen Meynung nur, daß die unzerstörlichen Grundsysteme jedes Individuums in einer folgenden Welt zu höhern Species hinauf gebildet werden. Vater Noahs Sorgfalt und der Chineser Beweise, die wir übrigens hier beyde in ihrem Wehrte stehen lassen, gienge so nicht das mindeste ab. Wir müssen also auch gegen die seltsamsten Hypothesen doch gerecht seyn, und sagen: Wenn diese Meynung für diese Welt gelten soll, so ist sie nicht wahr, und wenn für eine folgende Welt, so mangelt ihr beynahe alle Analogie aus dieser, und ist also höchst unwahrscheinlich.

(814.) Die Naivetät und Schönheit, mit der der Verfasser seine Kenntnisse an der ersten Stelle benuzt und aufträgt, wollen wir an dem, was jezt folgt, zeigen, um ihn in seinem Wehrte darzustellen. Hinfort aber seinen schönen Ausführungen Hauptgedanken unterstellen, wo's nicht besondre Gründe anders fordern. „Die Natur „schreitet so wenig von einer Species zu einer andern „und vollkommnern fort, daß sie auch, wie gesagt, die„selbe Species nicht ändert und vollkommner macht. Die „auf einander folgenden Individua derselben sind und „bleiben sich gleich, an Gestalt, Proportion, Talent, „und allen Eigenschaften und Neigungen, Sitten und „Weisen. Die Herbstspinne spann schon bey den Römern „ihr Gewebe in der wundersamen mathematischen Form, „mit Peripherien, Radien und Centro; und Aelianus „bemerkt schon, daß sie bey diesem Kunstwerk den Eu„klides nicht nöthig habe; er erzählt weiter von ihr, „sie size in dem Centro ihres Gewebes, und laure dem „Raub auf, gerade wie wir sie nach tausend und mehr

„Jahren

„Jahren noch sizen sehen. Die wunderliche Sitte des „Kukus ist bekannt, er legt nämlich sein Ey in das Nest „eines andern Vogels, und fliegt davon, und läßt den „andern Vogel sein Ey ausbrüten und den jungen Ku„kuk groß füttern; dies ist etwa nicht eine Erfindung „des spätern Jahrhunderts unter den Kukus, sondern sie „haben es immer so gemacht, wie eben der Aelianus „erzählt. Die Krähen hassen schon die Eule im Pli„nius, und kreischen schon das Regenwetter her im „Virgil. Die Schwalben kommen schon im Homer „zu den Menschen ins Haus; die Ameise ist schon fleißig „im Sirach; und der Pfau trägt noch die funkelnden „Edelgesteine, damit ihn die Juno zu des uralten „Inachus Zeiten ausstaffirte. So ist es immer gewe„sen, und so wird es bleiben, und sicherlich war, in „der langen Reihe von Elepanten, die vom Anfang bis zum Ende durch die Natur hinter einander hergehen, „der, der mit dem Rüken am Chaos steht, wie der, der „seinen Rüssel in die Trümmer des jüngsten Tages aus„streken wird.

(814*) „Sonach wären die Species vielmehr als Mo„delle anzusehen, die der Natur im Anfange von höhe„rer Hand aufgegeben sind, sie unverändert durchzuführen. „Sie läßt es auch an ihr nicht fehlen, und exsecutirt „diese Modelle immerhin mit dem größten Fleiß und „der größten Genauigkeit. Ja sie ist auf die unverlezte „Erhaltung derselben so eifersüchtig, daß sie den Ver„suchen, sie zu ändern und zu wirren, ihren Segen ver„sagt; denn es ist bekannt, daß der Maulesel und über„haupt alle Bastarte nicht weiter generiren können. Wir „denken, dieß hat alles seine erforderliche Richtig„keit.

(816.) „Wenn die Resultate von den verschiedenen Be„wegungen der gebährenden Natur immer einerley und „dieselben sind; so sind es natürlich die Bewegungen „selbst auch. Und, mit Einem Wort, in der ganzen „Natur, so herrlich und so bewundernswürdig ihre Ope„rationen sind, ist alles unbewealich und nied- und „nagelfest. Alles in ihr ist einem Geseze der Nothwendig„keit unterworfen, davon sie nicht abgeht, und ohne „eine fremde Hand nicht abgehen kann.“ Ein kleiner Mangel an Präcision des Ausdruks ist auffallend in dieser sonst gern unterschriebenen schönen Stelle: „Alles

ist unbeweglich;“ nachdem der Verfasser doch seinen Aufsaz mit dem anscheinenden Gegentheile anhub: „Die „Natur ist in beständiger Bewegung — alles wandelt „und wogt.“ Des Verfassers Sinn ist: Alle Individuen sind immerwährend beweglich, sind aber alle nach den unbeweglichen Gesezen ihrer Species geformt und bewegt; nach den unveränderlichen Gesezen der Species verändert.

(817.) „Der Mensch allein macht eine Ausnahme. Der „ist beweglich! Und das gestehen ihm auch die zu, die „eben nicht geneigt sind, ihn unsterblich seyn zu lassen. „Es fällt niemand ein, von der Aufklärung der Wall„fische ꝛc. ꝛc. zu sprechen, aber sie sprechen alle von Er„ziehung des Menschengeschlechts; von seiner moralischen Bildung und Veredlung; von finstern und erleuchteten Jahrhunderten u. s. w. Und ob sie wol, „über diese Beweglichkeit und Bewegung, über „diese Veredlung und Erleuchtung nicht alle recht und „einerley berichtet zu seyn scheinen; so ist doch über die „Sache selbst nur Eine Stimme.“ Hier rükt der Verfasser näher, und fordert die genauste Aufmerksamkeit. „Der Mensch allein ist beweglich.“ Nun! es mag sich jeder Verfasser am Ende seine eigne Terminologie machen, wenn er nur treu bleibt, und sie den Lesern, wenn auch mit Mühe, verstehbar macht. Der Mensch hat das zu seiner specifischen Eigenschaft, daß er vervollkommlich und verschlimmbar (man verbiete mir diesen Ausdruk durch ein besseres Beywort) ist; und das ganze Geschlecht oder die Race hat das zu ihrer specifischen Eigenschaft, daß sie von Generation zu Generation steigen oder sinken kann; dieß ist die wichtige ungeläugnete Wahrheit, die der Verfasser sagt. Aber mehr doch dann nicht; denn auch die Menschenspecies hat bey allem ihrem Grossen Gränzen der Vervollkommlichkeit und Verschlimmbarkeit, ja wenn

man

man auch annehmen wollte, daß man diese Gränzen aufwärts und abwärts noch nicht einmal kenne, doch ihre specifischen Gränzen; und diese werden so unbeweglich genennt werden müssen, in dem Sinn, wie der Verfasser den Ausdruk auch selbst braucht, wie immer andre Species unbeweglich sind.

(818.) „Nur ein Theil vom Menschen gehört mit zu der „Natur, und in so weit folgt er ihren Gesezen. Es „muß denn allso in ihm zugleich noch etwas anders „seyn, als in der ganzen Natur.“ Hier vermissen wir Genauigkeit, und müssen sehen, die Unsterblichkeit der Seele ist dem Verfasser gar zu lieb; Uns wol auch, aber noch lieber die Wahrheit — „Vermuthlich weil wir hoffen, sie mit der Wahrheit nicht zu verlieren, sondern zu gewinnen?“ fragt man uns vielleicht. Es kann seyn; doch fragt sich dabey nur, ob wir um dieser Hoffnung willen weniger genau und streng im Prüfen sind? Und da mögen immerfort, nicht nur hier, alle die urtheilen, die die Unsterblichkeit der Seele fürchten, oder gleichgültig dafür sind.

(819.) Wir wollen entweder alles, was ist, Natur nennen; denn gehören, was wir Geisteskräfte nennen, auch zur Natur; oder wir wollen nur Körper Natur nennen, wie der Verfasser es zu nehmen scheint, indem er sagt: ein Theil vom Menschen gehört zu der Natur: So fragt sich ja die grosse Frage noch erst: Was sind in so vielen Thiernaturen die Kunsttriebe, die Spuren von Aufmerksamkeit, von Gedächtniß, von Erwartung ähnlicher Fälle, von Klugheit, List ꝛc. ꝛc., alle Spuren von Empfindungen der Liebe, des Hasses, des Neides, der Eifersucht, der Dankbarkeit, der Treue, der Falschheit, der Schmeicheley;

cheley? Seyen wir aufrichtig: Ist dieß nicht alles auch schon Etwas anders? Und wenn man, gesezt nun einmal, von den Dingen, die uns auf Erde in der ganzen Natur vorkommen, zwo Klassen machen sollte, Körperlichkeiten und Geistigkeiten, Leiber und Seelen, Materie und Etwas anders: Sollten wir, ohne jezt weiters auf irgend eine Konsequenz hinaus zu schielen, alles, was man schon lange her Thierseele nannte, schiklicher zur Klasse der Materie oder zur Klasse jenes unerklärlichen und doch vorhandenen Etwas anders rechnen dürfen, — zu rechnen Lust haben? Das Etwas anders im *Menschen*, und das Etwas anders in jenem dankbaren *Löwen*, und jenem rache-listigen *Elephanten* mögte dann im Grade, und in noch so vielen specifischen Eigenschaften so verschieden, und viel verschiedener noch seyn, als in der Klasse von Materie ein Kloß Erde und der schönste Menschenkörper; das Etwas anders in Thieren und in Menschen für zwo Species annehmen müßte: Höb es darum auf, daß Materie und das Geistige oder Selische zwey Genus seyen? Man würde mich hiebey unrecht verstehen, wenn man dächte, daß ich damit das mindeste schon für Sterblichkeit oder so was, oder für Unsterblichkeit der Thierseelen entschieden haben wollte, oder zu haben vermeynte. Wir kommen vielleicht mit der Fortdauer der Menschen ins Reine, und dürfen dieser unbeschadet die Frage von der Fortdauer thierischer Seelen unerörtert stehen lassen. Vielleicht auch anerkennen wir Verschiedenheiten des Etwas anders im Menschen vor dem in Thieren, aus denen wir auch an sich ganz ungleiche Dinge für die Fortdauer dieser und jenes zu folgern haben.

(820.) Was nun folgt, ist wichtig, ist von niemand geläugnet, giebt aber nicht einen Beweis, sondern nur eine gute Präsumtion für die Fortdauer des Menschen. „Schon „auswendig übt der Mensch eine Art von Herrschaft „über die Natur aus, und er scheint auch vor allen sichtbaren Geschöpfen dazu berufen zu seyn. Er läßt nichts „unversucht, so klein er ist, und ihm ist nichts unmöglich. „Er umschaffet die ganze Welt, mißt Himmel und Erde, „bändigt alle Thiere und Pflanzen, Feld und Wald, „Berg und Thal, Bach und Strom, und die Wogen des „Meers. Er macht in verschiedenen Operationen, z. E. „den Einimpfungen und andern, die Natur mehr thun, „als sie allein kann, und allein je gethan hätte, und disponirt also über ihr Gesez. Es ist denn nicht allein „etwas anders im Menschen, als sonst in der ganzen „Natur, sondern dies anders ist auch mehr, als die Natur, und über dieselbe."

Man sieht, wie ferne davon, daß dieß ein Beweis seyn sollte; aber auch, welche vortheilhafte Präsumtion, und zwar eine doppelte — aber nur Präsumtion; nämlich:

(821.) a) Der Mensch ist so vorzüglich und einzig in seinem Daseyn vor allen Wesen auf Erden, die wir kennen: sollt ers nicht auch seyn in seinem Fortseyn, in seiner Dauer? Er reicht mit dem Adel seiner Natur so viel mehr in die Höhe, als kein anderes bekanntes Ding — wirkt mit seinen Kräften so viel mehr in die Breite, als kein anderes: Sollt' er seine Dauer nicht auch weit mehr in die Länge erstreken, als kein anderes? Und —

(822.) b) Mögte nicht eben das, was seine Natur über alles erhöht, seinen Wirkungskreis über alles erweitert, auch schon nothwendige Ursache seyn können, seine Dauer über alles andere zu verlängern? — Wie sehr viel besser muß man aber die Natur dieses Etwas anders im Menschen noch erst kennen, eh' dieß mehr, als, wie gesagt, eine gute Präsumtion abgeben kann.

(823.) Bewußt oder unbewußt (wir glauben das leztere) sophistisirt nun der Verfasser zum Beßten seiner guten Sache, wenn er das schon willkührlich beschränkte Wort Natur nun gar zu gut zu seinem Vortheil allso braucht:

„Wenn wir nun sichtbarlich keine Erfahrung von Tod „und Sterben haben, als in und an der Natur; so ist „wenigstens seine Sterblichkeit durch nichts erwiesen. „Und wir, die wir ihn unsterblich glauben, haben den „Beweis seiner Unsterblichkeit nicht zu führen, sondern „die andre Parthey muß beweisen, daß er sterblich sey.“

(824.) Es ist auffallend, a) daß man auch allso raisoniren kann: wenn wir nun sichtbarlich keine Erfahrung von Tod und Sterben haben, als in und an der sichtbaren Thier-Natur, und gar nicht an dem Etwas anders, was auch in den Thieren ist —;

So ist wenigstens ihre Sterblichkeit nicht erwiesen. Und wir, die wir sie unsterblich glauben, haben den Beweis ihrer Unsterblichkeit nicht zu führen, sondern die andre Parthey muß beweisen, daß sie sterblich seyen.

Doch

(825) Es ist auffallend, b) daß es uns ja nichts hölfe, ihn unsterblich zu glauben, wenn wir nicht dafür hinlängliche Gründe hätten, und erst dann, wenn wir ein beträchtlich Gewicht solcher haben, uns dessen freuen könnten, wenn jene Parthey seine Sterblichkeit nicht beweisen kann.

(826.) Es ist auffallend, c) daß man ja so leicht das Argument umkehren, und gemeiniglich eben umkehrt, wider die Unsterblichkeit, nämlich: „Wenn wir nun schlechterdings nicht die allermindeste Erfahrung haben von irgend einiger Wirksamkeit der Seele eines Abgestorbenen „nach seinem Tode; so ist die Unsterblichkeit der Seele, „oder auch nur wenigstens für einmal ihre Fortdauer

„nach

„nach dem Tode durch keine Erfahrung bewiesen. Und „wir, die wir ihr Aufhören mit dem Tode des Körpers „verbunden glauben, haben den Beweis ferner nicht zu „führen, sondern die andre Parthey muß beweisen, daß „sie unsterblich sey.“ (Ich weise Sie hierüber auf unsre nächst vorhergehenden Untersuchungen zurük.) Jedoch ich sehe, der Verfasser erläutert, bestimmt, und beschränkt sich im folgenden selbst etwas mehr. Die Wendung ist schön.

(827.) „Das wäre aber im Grunde wenig, und nur im „Ceremoniel gewonnen; und wem daran noch gelegen „ist, der hat Zeit, bis es ihm näher kommt, und er den „Kopf, der Sache wegen, krank und bekümmert stüzen „lernt.

„Indessen so ganz allein ligt, was bisher gewonnen ist, „nicht im Ceremoniel.

„Der Tod wird zwar als ein Knochenmann gemalt, aber „er ist eigentlich kein Mann, sondern was wir Tod und „Sterben in der Natur nennen, ist ein Effekt, eine Er„scheinung, die an dem Dinge, das stirbt, hervorge„bracht wird. So weit allso der Mensch der Natur an„gehört, kann er freylich durch die Kräfte der Natur „sterben, und sie läßt sich auch ihr Recht nicht nehmen. „Aber das Etwas anders im Menschen, wie sollte das „durch die Kräfte der Natur sterben können? Es ist ja über die Natur, und etwas anders.“ Alles recht. Aber die grosse Frage, wenn auch einmal zugegeben wird, daß dieß Etwas anders im Menschen etwas ganz eigenes für sich bestehendes sey, bleibt ja noch immer, kann das für sich bestehende Ding aber auch für sich wirken, Leben, Bewußtseyn haben, wenn sein Organ, sein Werkzeug zerstört und verweßt ist? — kann die Seele, die, so viel wir wissen, vor den Wahrnehmungen durch die Sinnen kein Bewußtseyn hatte, nnd ihr Gedächtniß bey schlechten Beschaffenheiten des Kopfs, Fehlern des Gehirns geschwächt fühlt und verliert, ohne alle Sinnen, nach Asche gewor-

denem

denem Gehirn — nur noch die mindeste Vorstellung empfangen, oder wieder hervorrufen — ist die, gesezt auch fortdaurende aber leblose, aber schlafende Seele unsterblich zu nennen ꝛc. ꝛc. — wie sehr übertreibt der Verfasser den Gebrauch von seinem durch etwas willkührliche Bestimmung des Worts Natur so scheinbar gewordenen Saze: Es ist ja über die Natur und etwas anders! Allein der Verfasser ist verständig genug, dieß selbst einzusehen. sind

(828.) dieß ists, was er nach einer das obige bestätigenden und resumirenden Tirade in seinem eigenen doch zum Theil wenigstens anerkennt: „Wir erfahren auch, „auf mancherley Weise, daß sie darauf keine unmittelbare „Wirkung habe. Finsterniß und Licht, Kälte und Wärme, Stille und Sturm, Regen und Sonnenschein, und „andre ihre Kräfte, wirken zwar mächtiglich auf unsre „Sinnen und Empfindung, aber auf das andre etwas „nicht unmittelbar. Wir können, ceteris paribus, im „Dunkeln so gut denken als beym Licht, und einige Leute „machen die Augen zu, wenn sie nachdenken wollen; im „Regen so gut als bey Sonnenschein, wir können im „Winter so gerecht seyn als im Sommer, im Sturm das „Gute so lieb haben als bey stillem Wetter. Wenn also „die Natur keine Wirkung auf uns hat — denn das anders etwas sind eigentlich wir, und das übrige von „uns ist nur unser Gehäuse — wenn sie also keine unmittelbare Wirkung auf uns hat; so haben wir von „ihr nichts zu fürchten. Doch der Mensch ist noch auf „eine andre und nähere Art, in und durch seinen Körper, mit der Natur verbunden, und dadurch ihren übrigen Kräften mittelbar ausgesezt Und hier ligt der „Sphings! — und hier ist eigentlich die Arena für die „Kämpfer um seine Unsterblichkeit.

(829.) „Wir können zwar mit unsern Gedanken vom „Nord- bis auf den Süd-Pol und bis an das äusserste „Meer fliegen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle „unsrer Gedanken in unserm Kopf ist; wir können zwar „unsre Liebe bis an der Welt Ende und bis über die „Sterne

„Sterne hin ausströmen, aber das fühlen wir doch, daß „die Quelle unserer Liebe in unserm Herzen ist. Also „in unserm Körper sind wir mehr und anders, als an „irgend einem andern Ort.“ Dieß lezte also ist freylich nur eine so leise schwache Anerkennung unsers oben in Erinnerung gebrachten Sazes — als nur möglich ist.

(830.) Von hier geht der Verfasser zu einem andern Vermuthungsgrund über, zu welchem er auf seine originele Weise anbahnet. „Wir müßten denn in uns hinein bli„ken, um der Heimlichkeiten etwas gewahr zu werden.“ Schiklich und klug ist nun der Wink gegeben, ohne in die Sache hinein zu gehen, daß seltnere Erfahrungen vielleicht mehr von der Natur der Seele aufschliessen könnten.

„Wie es aber überhaupt beym Sehen sonderlich aufs Auge „und den Seher ankömmt, und ein jedweder nicht nur „seinen eigenen Regenbogen, sondern auch seine eigne „Sonne und seinen eignen Mond sieht; so geht es auch „hier, und geübte Seher sprechen von ganz andern Din„gen, als die wir ungeübte sehen können. Zwar kann „auch wol in einzelnen Fällen ein anderes zu sehen seyn; „das aber sind einzelne Fälle, und ist für sich.“ Könnten wir, was folgt, in der Allgemeinheit anerkennen, in welcher es der Verfasser übrigens so ganz vortreflich schön gibt!

(831.) „Was gewöhnlich zu sehen ist, und was auch ein „jedweder sehen kann, ist: daß wir in unserm Inwendi„gen aus zwey Kräften bestehen, die uneins, und sich „einander bestreiten — die eine hoher Natur, die von „Unsterblichkeit und dem Unendlichen, von einer höch„sten Vollkommenheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, „Ideen und Ahndungen hat, und Lust hat nach dieser „Regel einherzugehen, die aufwärts strebt, Wahrheit „sucht, und alles ergründen will — aber unter dem „Einfluß einer andern, die sie überall hindert, und „ihr überall im Wege ist, die ihr Licht und Lust dunkelt „und färbt; die ungestüm und unbändig ist, sich nichts

„sagen läßt, und auf dem Bauche kriechen und Staub „essen will.

„Der Funke wird von der Asche gedrükt! — Der Mond „ist im Schatten der Erde!“ Was der Verfasser mit satyrischer Laune beyfügt, ist eben ein Resultat, das in dem Geiste des Verfassers gewiß nicht einen andern nachgebetheter, prekairer Saz, sondern auch in ihm selbst ein Resultat vieler Vorerörterungen seyn mag. Unser einer wird so was nicht beyläufig unterschreiben, wenn er es nicht erst genug untersucht und erörtert, und alle seine Untersuchungen und Erörterungen ans Tageslicht gebracht hat. „Und sie stehen, und schreyen, und klap„pen in den Kessel ihrer Philosophie und Moral, um „ihm aus der Noth zu helfen, indeß er, nach ganz an„dern Gesezen, herausgeht.“ Und

(832.) Nun noch die ausdrükliche Erklärung, daß die zwo Kräfte, so wie sie vom Verfasser charakterisirt worden sind, besonders die erste hoher Natur nach meinem Bedünken nicht schon ohne weiter unter das zu zählen ist, was gewöhnlich zu sehen ist, und was ein jedweder sehen kann. Ich kenne Menschen, und weiß, daß es sehr viele hat, die ich nicht kenne, in denen diese eine Kraft höherer Natur so gänzlich nicht spürbar ist, daß diese Menschen gestüzt auf die Grösse ihrer Anzahl mit dürrem ehrlichem Ernste behaupten, die Kraft sey nicht in der Menschheit, und wo man sie vermeyne anzutreffen, da sey sie nur ein Auswuchs einer von Jugend auf, oder von späterm Datum an, verspannten Imagination — oder mit Einem Worte, Schwärmerey. Ich mögte diese Leute und Asmus — und Sie, meine Freundin, und meine übrigen Leser auf das hierüber in diesem Buche schon

gesagte

gesagte, und dann besonders auf die Abhandlung hinweisen, die die Aufschrift hat: Vom Daseyn eines Sinnes in einem, den der andre nicht hat.

(833.) Mit einer grossen Einschränkung, die jener Behauptung drey Viertheile benihmt, würden die zwo Kräfte von weit mehr Menschen eingestanden, nämlich: Eine höhere Art, die der Ueberzeugung, deman erkannten Rechten, Honetten und Guten gemäß zu handeln strebt; und eine andre niedrigere die hindert ꝛc. ꝛc.; oder mit andern Worten: Praktische Vernunft und guter Wille auf der einen, und sinnliche Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften auf der andern Seite.

(834.) Mit sanfter Melancholie tingirt, wie der Geist des empfindsamen Denkers um die Mitternachtsstunde mit dem Blike zum Sternenhimmel gerichtet, und seelergreifend ist, was nun folgt — aber mit der Wage des Verstands gleichwol scharf und genau zu wägen: „Sire, „wenn es nie keine tugendhafte Menschen gegeben „hätte, ich wäre erlegen und hätte verzweifelt, bey der „Uebergewalt des Erdschattens in unsern Herzen. — Aber „diese grosse Menschen haben mich gelehrt, daß die menschliche Seele unsterblich sey, und unüberwindlich, wenn „sie es seyn will, und nur den Muth hat, sich ihrer edlen „Haut zu wehren.

„Und diese ihre Unsterblichkeit kommt uns nun überall „entgegen, an allen Eken, wo wir nur den Zipfel aufheben und sie berühren.

„Sie hat einen innerlichen Trieb, ein angebohrnes Verlangen, unsterblich zu seyn. Dieß Verlangen äussert „sich freylich selten auf eine reine Art, und die Unsterblichkeit, nach der wir Menschen streben, ist die meiste „Zeit sehr sterblich. Das aber ist nur ein Irrthum in „der Anwendung, und das Verlangen ist nichtsdestoweniger da.

„Allemahl, wo wir einen angebohrnen Trieb finden, der „nach einer Sache treibt, finden wir auch eine konvenniente Disposition und Uebereinstimmung zwischen bey-

„den, so daß der Trieb befriedigt werden, oder eine Ver-
„einigung geschehen kann. Wie könnte die Natur auch so
„irren, und Triebe zu unmöglichen und widersprechen-
„den Dingen geben? Aber die Vereinigung kann nicht
„allein geschehen, sondern sie soll nach der Natur der
„Sachen auch geschehen, und würde geschehen, wenn
„ihr kein Hinderniß im Wege wäre; und der Trieb ist im
„Grunde nichts anders, als die Empfindung dieses Ver-
„hältnisses bey den Dingen, die Empfindung haben, und
„das Verhältniß selbst bey denen, die sie nicht haben.
„Im Mittelpunkt der Erde z. E. haben die Körper kei-
„ne Schwere; wenn ich aber eine Kugel an einen Faden
„aufhänge, und auf die Hand oder auf sonst etwas lege,
„so drükt sie in gerader Linie gegen den Mittelpunkt der
„Erde, denn sie wird gehindert dahin zu kommen. Ein
„Gewächs, eine Pflanze die in freyer Luft steht, wächst
„und steht aufrecht; stelle ich sie aber ins Zimmer, daß
„allso die Einflüsse der Luft und Sonne gehindert wer-
„den, sie, wie es seyn sollte, von oben frey zu treffen,
„so beugt sie sich gegen das Fenster. Wenn ein Fisch im
„Wasser ist, so hat er kein Verlangen nach dem Wasser,
„sondern läßt sich wohl darin seyn; wirft man ihn aber
„aufs Land, so fühlt er, daß er nicht ist, wo er seiner
„Natur nach seyn sollte, und springt und zappelt.
„Wenn wir Menschen allso ein angebohrnes Verlangen
„nach Unsterblichkeit haben, so ist klar: daß wir, in
„unserer jezigen Lage, nicht sind, wo wir seyn sollten.
„Wir zappeln auf dem Troknen, und es muß irgend-
„wo ein Ocean für uns seyn.“ Der Hauptgedanke ist
der: Der Tugendhafte hat ein unüberwindliches Bedürf-
niß, Verlangen, Trieb, Durst nach Unsterblichkeit; und
hat edle Triebe und Bedürfnisse, die immer treibender
werden, und in dieser Welt ihre Befriedigung nicht fin-
den. Allso — ist er unsterblich; allso bleibt — er für
eine Welt, wo diese Bedürfnisse gesättigt werden. Wenn
doch lieber gesagt würde: Allso wirds unendlich wahr-
scheinlich, daß er unsterblich ist, oder auf irgend einem
Wege zum Wiederleben gelangt. Wir breiten uns hier-
über nicht aus; Sie wissen, Emilie, wir thatens schon,

und werdens noch weiter thun. Wahr ist, wenn eine andre Idee, die hier nur nebenher eingeführt, und als wahr vorausgesezt wird, ihre Richtigkeit hat; dann hat dieser Schluß seine volle Gültigkeit: *Wenn ein Gott* *ist, und es läßt es die Natur des Menschen zu, oder* *es hängt von ihm eben ab, ihre Natur zu bestimmen,* *so wird der Durst nach Unsterblichkeit und höhern ewi-* *gen Genüssen gewiß befriedigt; und wahr ists, eine Na-* *tur an und um uns, die so oft mit den konvenientesten* *Dispositionen unsern Bedürfnissen entspricht, daß dieß* *ihr Hauptgeschäft scheinen muß, macht uns einen sol-* *chen grossen Veranstalter zur Befriedigung der noch* *ungesättigten, größten und dringendsten Bedürfnissen,* *höchst wahrscheinlich.*

Des Gedankens können wir uns nie erwehren, und müssen ihn anders Denkenden zugeben: Wenn wir den Menschen nicht sterben sähen, wie wir nun alle sterben — wir würden auf dieselbe Art erwiesen haben, daß er nicht sterben könne.

(835.) Ferner müssen wir eingestehen, und nie vergessen: a) daß es Lasterhafte giebt, die dieß Bedürfniß der Unsterblichkeit doch noch fühlen; b) daß es Tugendhafte giebt, die es nicht fühlen — und deren Tugend gerade um so mehr das Verdienst von Tugend hat, weil sie mit kleinern Beweggründen gewirkt wird; c) daß es sehr schwer zu unterscheiden ist, was Angewöhnung von Jugend auf bey dem allem thut.

(836.) Laß es doch der Verfasser gut seyn, daß wir bis auf weiter uns lieber ausdrüken: Wir haben Hoffnung der Unsterblichkeit, als: wir sind ihrer durch jene Beweise

gewiß. Wir verlieren beym bescheidnern Ausdruk gewiß nichts: aber wol damit, wenn wir für die stringentesten Beweise ausgebeu, was sie nicht sind.

Auch die Wahrscheinlichkeit, auch die Hoffnung der Unsterblichkeit kann bis auf einen Grad steigen, daß sie uns gewisser, als alle Gewißheit werden kann. — Verweilen Sie sich auch ein wenig mit mir bey einem Beyspiel, das mein Freund einst in einer zufälligen Unterredung vortreflich ans Licht gesezt hat. (Ich weiß nicht, ob ichs Ihnen gar vielleicht auch schon vorgelegt habe.)

(837.) Er nahm einst bey einem Freunde das Mittagessen; Als nach einem guten Mahle, wobey der beßte Landwein aus ordentlichen Trinkgläsern genossen ward, der Bediente einen Teller mit spizen Kelchlein zum Nachtischwein auftrug, und bey seinem Herrn niedersezte, sagte A., noch ehe die Flaschen kamen: Diese Kelchlein (man hatte nämlich gerade zuvor von einer künftigen Welt gesprochen) diese Kelchlein beweisen mir die Unsterblichkeit, und zwar hinlänglich. Der Gastgeb stuzte bey dem Räthsel, und bath seinen Freund, den Beweis zu führen. — Wol, versezte dieser: Noch seh' ich nicht das mindeste von fremdem Weine: Aber ich sehe leere Kelchlein dazu, die du auffezen lassest. Dieß thut der Gastgeb nur, wenn er entweder verrükt im Kopfe ist, oder wenn er seines Freundes spotten will, oder — wenn er die Bouteillen zu den spizen Gläserchen schon verordnet hat. Ich wette mein Leben, eins von den dreyen ist der Fall. Nun — die Seelen voll Verlangen nach Unsterblichkeit, und höhern Genüssen einer künftigen Welt sind die leeren Kelchlein. Der Gastgeb ist Gott; je besser die Mahlzeit

zeit schon war, die dem Desert vorgieng, je gewisser folgt etwas in die Kelchlein. Mein Gastgeb ist nicht verrütt, und spottet seiner Freunde nicht mit so grimmigem Spotte. Ergo werden die Flaschen folgen!

(838.) Allein — Sie sehen, daß hier die Idee von einem höchstverständigen, mächtigen und gütigen Urheber der Natur zu Hülfe genommen werden muß. Und Sie wissen, wie entfernt ich davon bin, so eine Idee nur nebenher vor der Erörterung als schon erörtert mit einlaufen zu lassen.

(839.) Auch im V. Abschnitt geht es hinüber zur Idee von Gott, die der Verfasser wol fühlt nach seiner Beweisart zur Hülfe zu bedürfen. „V. Und dies sezt denn die Idee: „von Unsterblichkeit und einem unendlichen Wesen ꝛc. ꝛc. „die in uns ist, vollends ausser allen Zweifel. Der Mensch „hat offenbar diese Idee, denn alle Völker sprechen von „einem Gott! Und woher hat er sie? — Die ganze „Natur mit allem, was in ihr ist, kann sie ihm nicht „geben.“ Wir wollen gerne hören, wie der Verfasser dieß nun beweißt, und nach seinem Sinne unter Natur nun einmal nichts als den Innbegriff aller sichtbaren Dinge auf unsrer Erde annehmen. „Man sagt zwar, „der Mensch habe sich aus tausend endlichen Halmen „eine unendliche Garbe zusammen gebunden, er steige auf „den Begriffen endlicher Dinge, wie auf einer Leiter, „zu dem Begriff des Unendlichen hinauf ꝛc. ꝛc. Aber erst„lich ist das gewiß, daß sich aus endlichen Halmen kein „unendliches Ganze machen läßt, und was die Leiter „anbelangt, die, wie sie hier steht, ziemlich kurz „und unsicher ist, so muß einer vorher schon wissen, wo „er hin steigen will, ehe er die Leiter ansezt. Man zer„stükele einmal den Aequator in hunderttausend Theile, „und gebe sie jemand hin, der nie von einem Cirkel ge„sehen oder gehört hat, ob er wol eine Peripherie daraus „zusammen bringen sollte. Und das Gleichniß hinkt ge„waltig.

„Alle Bilder, die in die Sinne fallen, und so in den „Menschen kommen, können ihm jene Idee nicht ge„ben; denn was einer nicht hat, kann er auch nicht ge„ben.“ Immer eins bekennt, wie das andre: Ich wüßte nicht, daß die Schlußart, auf welche der Verfasser zielt, wenn sie auch in andrer Absicht noch so unzulänglich befunden würde, so schlösse, wie der Verfasser wizig sagt: der Mensch habe sich aus tausend endlichen Garben eine unendliche zusammen gebunden. Betrifts die Idee eines unendlichen Weltalls, so hat er aus einer Erndte, die er von keiner Seite begränzt fand, geschlossen, das Feld sey ringsum unendlich groß. Betrifts die Idee von einem unendlichen Urheber der Welt, so paßt der Einfall um so weniger: denn sobald von machen die Rede ist; so ist der Schluß den Menschen unaustilgbar natürlich, der Uhrmacher müsse in seiner Art und Natur ungemessen hoch über der Uhr stehen; so daß der Sinn jedes Menschen hiebey gewiß unrecht ausgedrükt ist, wenn man sagen wollte: der Mensch schloß von einer endlichen Sakuhr auf eine unendliche Sakuhr — oder er band sich aus endlichen Halmen eine unendliche Garbe zusammen.

(840.) Auch das Gleichniß von der Leiter hebt schlechterdings nicht auf, daß es dem gemeinen Menschenverstand ein Gedanke sey, dessen er sich nicht wol erwehren kann: Was sich nicht gemacht hat, muß von einem andern gemacht seyn; und bey einem muß ich wol stehen bleiben, der dann schon eben darum über alle Schranken lebendig, mächtig, selbstständig u. s. f. seyn muß. Auch das Cirkel machen aus einem zerstükten Erdgürtel ist ein ganz schwereres, langsameres, mühsameres Problem, als der Gedanke einer ersten Ursache. Wir müssen billig seyn, und

nichts

nichts übertreiben. Die Erfahrung zeigt ja übrigens schon genug, wie unendlich spät Dinge gefunden werden, die, wenn sie einmal gefunden sind, jedem Kinde erfindbar scheinen.

(841.) „Alle Bilder, die in die Sinne fallen, und so in den Menschen kommen, können ihm jene Idee nicht geben. Denn was einer nicht hat, kann er auch nicht geben.“ Freylich wol; das heißt aber für einmal auch nicht mehr und nicht weniger, als die sinnlichen Dinge und die Sinneskraft oder Vorstellungskraft sinnlicher Bilder können dem Menschen diese Idee nicht geben. Es bleibt aber die Frage: ob sie ihm auch Verstand und Vernunft nicht geben kann? Denn der Mensch hat noch mehr Kräfte als die Sinneskraft. Das Feuer brennt, und Brennen schmerzt den menschlichen Körper. Jeder Mensch bekömmt leicht den Begriff in seine Seele, daß das Feuer Ursache vom Brennen und Schmerzen ist, wenn er seinen Finger dran hinhält. Die Bilder aber von Feuer, von Finger, von Angebrennt seyn, und die Vorstellung von Schmerz alle zusammen geben dem Menschen den Begriff von Ursache und Wirkung, von Kaussalität nicht; doch hat ihn jeder Mensch von tausend Begebenheiten abgezogen. Er entwikelt sich in seinem Verstand. So viel, als der Verfasser wol dachte, sagt, aus diesem zu schliessen, allso auch das folgende alles nicht: „Aber, am Ende finden die Menschen Gott aus der Natur, die Philosophen beweisen ihn daraus, und andre Leute sehen die „Sonne, und Himmel und Erde an, und denken: Das „muß ein grosser Herr seyn, der sie gemacht hat! Es „muß allso die Idee des Unendlichen durch das Endliche „doch veranlaßt werden können.

„Allerdings, Sire, allerdings kann der endliche sichtbare „Vorhang die Menschen an einen unsichtbaren Un-

„endlichen, der hinter ihm steht, erinnern, und gewiß„lich ist er dazu niedergelassen, und gebe Gott, daß er „für keinen Menschen umsonst niedergelassen sey! Aber „darum bleibt es ewig wahr, daß die endlichen Dinge „diese Idee nicht geben können.

„Wenn das Bild eines Baums, eines Jägers, und andre „Bilder der äussern Natur ins Wasser fallen, so veran„lassen sie darin kein Bewußtseyn; wenn aber dieselben „Bilder in das Auge einer Ente, die auf dem Wasser „sizt, oder andern Thiers fallen, so veranlassen sie ein „Bewußtseyn dieser Bilder. Warum? — Das Thier „hatte schon die Fähigkeit, und sie wird durch die Bilder „nur bewegt und modificirt. Die äussere Natur veran„laßt bey den Thieren die Idee des Unsterblichen, des „Unendlichen nicht ꝛc., aber beym Menschen thut sie es. „Allso —

(842.) „Es hat neulich ein sehr scharfsinniger Philosoph *) „gezeigt, wie nur das Bedingte eigentlich demonstrirt „werden könne, und wie: das Unbedingte demonstriren „wollen, gerade so viel sey, als die Perlen erst ins Was„ser hineinwerfen, um sie dann wieder herauszufischen; „und er sagt sehr recht: Daß das Unbedingte auf keine „andre Weise von uns angenommen werden könnte, als „es uns gegeben ist, nämlich als Thatsache — es ist.

„Ich frage nun: wie ist es uns als Thatsache gege„ben? — Entweder das Unbedingte muß es unsrer Seele „selbst geben, oder sie muß die Idee in sich haben. In „beyden Fällen steht es um die Unsterblichkeit sehr wohl. „Ich will aus Bescheidenheit nur den lezten Fall „annehmen.

„Die Idee von Unsterblichkeit und dem Unendlichen ꝛc. „ist allso inwendig im Menschen, und die sinnliche Welt, „die sie ihm nicht geben konnte, kann sie ihm auch nicht „nehmen; Und da diese Idee in Ihm von den Eindrüken „der sinnlichen Welt abhängt; so würde sie in ihm seyn, „wenn keine sinnliche Welt wäre, so wie sie in ihm seyn „könnte, ehe eine sinnliche Welt war, und wenn keine „mehr seyn wird u. s. w.

„Fangen Ew. Majestät nicht an, Land zu sehen, oder „vielmehr das Land aus dem Gesichte zu verlieren und „der offenen See gewahr zu werden?“

Wir

*) Ueber die Lehre des Spinoza. Neue Auflage. IV. Beylage.

Wir können hier gänzlich nicht in metaphysische Erörterungen hinein; und in welche müßten wir uns wagen, um die Behauptung, daß die Ideen von Gott und der Unsterblichkeit, nicht von aussen in den Menschen hineinkommen, sondern in ihm schon ligen, und wo sie nicht vorhanden zu seyn scheinen, nur schlummern! — Es verhält sich mit vielen Verstandsbegriffen so; sie entstehen nicht ohne äussere Data; aber sie werden innerlich von der Seele des Menschen formirt; mit allen Daten von aussen würden sie nicht entstehen, wenn nicht eine Kraft im Menschen wäre, die sie formirte; aber mit aller Kraft der Seele sie sich zu formiren, würden sie nie entstehen können, ohne die Data von aussen. Hingegen

(843.) Sagt der Verfasser: Sie sind allen innerlich gegeben — die Ideen von Unsterblichkeit und Gott — sie würden in ihm seyn, wenn keine sinnliche Welt wäre, so wie sie in ihm seyn könnten, eh' eine sinnliche Welt war, und wenn keine mehr seyn wird u. s. w. Zum allerwenigsten muß der Verfasser jedem erlauben, an der Allgemeinheit dieser Behauptung zu zweifeln, der daran — zweifeln kann. In wem diese Ideen sind und leben, der kann sich irren über die Art, wie er dazu gekommen ist, und in wem sie nicht sind, der darf zweifeln, ob sie in allen seyen, dächt ich. —

(844.) Wir sind ausser alle Fähigkeit, und die Sache ausser alle Möglichkeit der Untersuchung gesezt: wenn die Unsterblichkeit der Seele dem nicht bewiesen werden darf, in dem die Idee schon lebt, und dem nicht bewiesen werden kann, in dem sie nicht lebt, sondern — „schlummert;“ wenn ferner eine solche Idee darum schon ohne weiter

wahr

wahr seyn soll, weil ihrer viele sie haben, und in sich lebendig finden. Sollte es sich so ohngefehr mit dieser Idee und mit der von Gott verhalten, so müßte man anstatt unbestimmt von Beweisen zu reden, die keinen Zweifel übrig lassen, (wie der Verfasser S. 3. anhängt) und ihre Majestät in die Sache zu ziehen, die vielleicht unter diejenigen gehören, in denen solche Ideen gänzlich schlummern, und zur Zeit noch nicht zu erweken sind — sich lieber mit seiner ganzen Beweisart ausdrüken, wie Gleim in dem bekannten und mehrmals angeführten Epigramm:

„Unsterblichkeit der Seele glaubt die Seele,
„Die Anspruch macht auf sie; die andre glaubt sie nicht."

Oder bescheidener.

Man denke doch nur, muß ich immer sagen, die Menge Menschen, die sie nicht haben.

(845.) Eine gleiche Bewandniß hat es mit den andern Ideen, von denen der Verfasser sagt: „Eine gleiche Be„wandniß hat es mit den andern Ideen: von einer höch„sten Vollkommenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte. „Alle diese Ideen, die im Grunde in Eins zusammen„fliessen, können dem Menschen durch die Eindrüke der „sinnlichen Natur nicht gegeben worden seyn, doch sind „sie in ihm, und schlummern mehr oder weniger. „Wenn ein Weizenkorn, das zu Wurzel, Fasern, Halm, „Blatt, Aehre ꝛc. den Keim in seinem Wesen hat, wenn „das Bewußtseyn hätte, würde es denn nicht von Wur„zel, Fasern, Halm, Blatt, Aehre ꝛc. träumen, und sich „aller dieser Dinge bewußt seyn, nämlich deß, das in „ihm ist, und aus ihm werden kan?" Vielleicht; vielleicht, müssen wir immer sagen. Hat denn das Kind (und wie viel erwachsene Kinder sterben! ?) Ideen von Lunge, Magen, Gedärmen, Adern, Nerven ꝛc. ꝛc. ohne davon unterrichtet zu seyn, und es hat doch Bewußtseyn.

seyn. Beydes ist allso noch nicht unstreitige, sich selbst erweisende Sache; Weder: Ein Wesen von Bewußtseyn muß die Vorstellungen von dem allem haben, was es ist und was es werden kann; Noch: Ein Wesen von Bewußtseyn muß das alles werden, wovon es Vorstellungen, Ideen, Träume hat. Höchstens wahrscheinlich kann es gemacht, und genannt werden; mit kann soll es für einmal ausgedrukt werden, was der Verfasser in folgenden Zeilen mit muß ausdrükt. „Wenn allso der „Mensch Ideen und Ahndungen hat von Unsterblichkeit, „Unendlichkeit, höchster Weisheit, Gerechtigkeit, Güte; „kann denn nicht der Keim zu dem allem in seinem „Wesen seyn? —

(846.) „Ein Wesen, das den Keim der Unsterblichkeit in sich hat, kann nicht sterben.“ Keim der Unsterblichkeit? Dieser Ausdruk beruht schon auf dem freymüthigeu Schlusse, Verlangen nach Unsterblichkeit und Begriff von derselben für Keim derselben zu halten; dieß ist eins. Und dann: Wie manchen Keim läßt die Natur nicht zertretten werden, wenn er sich schon zu entwikeln anfieng — oder die rechte Stelle zu seiner Entwikelung nie finden, oder wieder verlieren!

(847.) So plausibel, so wolthuend nun z. B. gerade die folgende ist: So können wir uns doch nicht verheelen, daß es immer und mit allen Beyspielen von Keimen und Anlagen ein grundverschiedenes Bewandniß habe, von dem ganz eigenen Keime oder Anlage der Unsterblichkeit — a) Bey allen jenen ist vom Vorhanden seyn, oder zum Vorschein kommen gewisser Kräfte und Beschaffenheiten die Rede, und allenfalls von ihrem Grade — b) Bey allem ligt die Erfahrung zum

Grunde;

Grunde; diese Keime und Anlagen entwikeln sich zu dieser Art von Theilen, Beschaffenheiten, Organisationen, Kräften, und zu solchem Grade, allso wird sich dieß neue Individuum derselben Species auch dazu entwikeln. Hingegen a) ist hier vom Keime oder der Anlage, nicht der Art und des Grads von Kräften, sondern nur allein der Dauer die Rede, und b) gerade hierbey ist es, wo uns gänzlich alle Erfahrungen verlassen. Im Kreise all unsrer Erfahrungen haben wir nichts, das vom Leben einer etlich tausendjährigen Seele zeugte, keine Erfahrung, die nur vom Leben einen Augenblik über den Tod hinaus zeugte: davon nicht zu reden, und damit keine Chikane zu treiben, daß es keine Erfahrung von Unsterblichkeit im strengsten Sinne, das ist, von Unmöglichkeit zu sterben geben kann; die Unmöglichkeit muß immer geschlossen, kann nicht erfahren werden.

„Ob wir nun gleich diesen Keim nicht sehen, so können „wir, da wir seine Wahrzeichen so offenbar im Menschen „finden, an seinem Daseyn nicht zweifeln. Auch er ist nicht „unwahrscheinlicher als der im Weizenkorn, und ligt „nicht mehr im Dunkeln. Aber bey dem Weizenkorn ha„ben wir die Erfahrung und das Faktum. Wenn damit „gebührlich procedirt wird, so wird Wurzel, Halm, „Aehre, und alles was in ihm ist, wirklich sichtbar, und „kommt zum Vorschein. Wenn wir auch solche Erfah„rungen in ihrer Art hätten! Ew. Majestät werden ein„sehen, wovon hier die Rede ist, und daß das nicht „mehr vor der Thür seyn würde. —

„Doch es gibt vor der Thür noch Erfahrungen, die, ih„res Orts, die Möglichkeit der Sache und ihre ersten An„fänge zeigen, und die drinnen Alles vermuthen lassen.

(848.) „Erstlich haben wir die Erfahrung, daß dieser „Keim durch die ärgste Mißhandlung im Menschen nicht „kann vernichtet werden. Es ist freylich wahr, er kann „in ihm, durch die entgegengesezte Kraft, nicht allein „geschändet, entstellt und verunstaltet werden, sondern

„auch

„auch in seiner Thätigkeit so ganz und gar gehemmet „und unter die Füsse getretten werden, daß auch keine „Spur von seiner Herrlichkeit übrig bleibet, und man „sagt mit Recht von einem Menschen, der sich seiner „Sinnlichkeit und allen ihren Lüsten und Bewegungen „ohne Scheu und Schaam hingibt, daß er sey wie ein „Vieh ohne Gott. Aber vernichtet ist der Keim darum „in ihm nicht. Denn die allerverworfensten Menschen „sind oft wieder zur Besserung gekommen, und Nebu„kadnezar, der sieben Zeiten Gras aß, wie Ochsen, des„sen Leib unter dem Thau des Himmels gelegen, und „naß geworden war, bis sein Haar wuchs so groß als „Adlersfedern, und seine Nägel wie Vogelsklauen wur„den, hob seine Augen wieder auf gen Himmel, „und kam zur Vernunft, und lobte den Höchsten.“

Es ist hier der Ort nicht, zu prüfen und zu söndern, was in Nebukadnezars Geschichte — Geschichte und Erzählungsart seyn mögte. Aber gerade dieß Beyspiel spricht nicht von der Hoffnung der Unsterblichkeit, zu der es zurükgekehrt seyn soll, erstens; und zweytens, er ist aus der Unvernunft, zu seiner vorigen Vernunft zurük; wir laufen im Cirkel, wenn wir gerade daraus etwas mehr, als Rükgang zu seiner vorigen Ueberzeugung, die freylich allemal viel vernünftiger, als die viehische Unvernunft war, machen. Und übrigens muß der Verfasser vergessen haben, wie unaussprechlich wenig in jenem ganzen alten Buche, woraus er die Geschichte anführt, von Unsterblichkeit der menschlichen Seele steht — und daß, nicht einmal nur, das klare Gegentheil zu stehen scheint ꝛc.

(849.) Ganz unvergleichlich schön der Hauptsache nach, und das Resultat unsrer vorher geschehenen Untersuchungen nicht stossend sind nun die folgenden Stellen. Ich lasse Ihnen nun den Verfasser noch ununterbrochen fortreden, merke nur an, daß er besonders vom sechsten, sieben-

siebenten Absaze an im Tone steige bis ins Poetische, und zeugt einen anderweitigen Glauben des Verfassers an die Sache der menschlichen Unsterblichkeit, und der göttlichen Vergeltung und der himmlischen Welt.

(850.) „Und auf der andern Seite haben wir die Erfah„rung, daß durch eine bessere Behandlung dieser edle „Keim mehr zum Vorschein kommt, und seine Wahrzei„chen sichtbarer werden. Und diese merkwürdige Erfah„rung haben wir an den Tugendhaften, deren es frey„lich nicht viele, aber doch zu verschiedenen Zeiten hie „und da einzelne gegeben hat.

(851.) „Diese Menschen fühlten auch, wenn sie ihre Au„gen auf gen Himmel heben wollten, daß der edle in „ihnen beherrscht werde, und der unedle herrsche, und „hätten die Sache gerne nicht abgesprochen, sondern ab„geändert. Da es nun nicht in ihrer Gewalt war, ge„radezu den edlen auf den Thron zu sezen, so thaten sie, „was in unsrer Gewalt ist, und kämpften ritterlich, „den unedlen herunter zu bringen. Sie verschmähten eine „vergängliche Glükseligkeit, wandten ihr den Rüken, und „wollten sie nicht, und giengen so mit verbissenen Lip„pen und unverrücktem Ernst dem unvergänglichen Gut „nach, ohne sich umzusehen, und ohne sich durch den „Spott und die Weisheit der Spielleute irre ma„chen zu lassen — und der Erfolg war frappant.

(852.) „Confucius z. E., der unter diesen grossen und „ernsthaften Bemühungen grau geworden ist, und das „Resultat davon, von zehen Jahren zu zehen Jahren, „natürlich und umständlich erzählet, sagt im vierten „Jahr, daß schon in diesem Periodus seine Geisteskraft „behende und sehr durchdringend, und sein Herz sehr „erweitert und voll guter Gesinnungen gewesen sey, „und fährt dann fort: „Endlich als ich siebenzig Jahr „alt war, hatten die lang fotgesezte Betrachtung und „Selbstüberwindung das in mir ausgerichtet, daß ich „geradehin that, was mein Herz begehrte, und doch that „ich nie nichts wider die Regel des Guten und des Ge„rechten, welcher meine sinnliche Begierde jezt ohne Wi„derstreben und Unmuth gehorcht.

(853.)

(853.) „Man stelle nun einen solchen Menschen und ei„nen gewöhnlichen neben einander, und sehe den Unter„schied. Den einen treiben und reissen seine Lüste und „Begierden hin, wo er nicht hin will, und zu thun was „nicht taugt; er hat nimmer Ruhe und keinen Frieden, „und ist wie die Woge des Meeres, die in jedem Augen„blik eine andre Gestalt hat, und in allen Gestalten „Wasser ist — und der andre ist immer, was er seyn „will, immer derselbe Freud- und Friedenvolle, und sein „Geist ist einem Tempel zu vergleichen, darin eine un„sichtbare Gottheit wohnt, und wo die heilige Stille „durch keinen Laut unterbrochen wird, als der für die „Wahrheit schallt, und zum Lobe der Götter.

(854.) „Es ist gleich auf den ersten Anblik um und in „solchen tugendhaften Menschen etwas Grosses und „Ewiges; sie fühlen sich unsterblich an. Aber sie sind „es auch.

(855.) „Wenn die Zeit nichts ist, als die Folge und der „Wechsel verschiedener Dinge, so sind sie schon darum „weniger zeitlich. Doch es muß etwas wirklich und in „sich Ewiges und Unsterbliches in ihnen seyn, denn die „Kraft, die in andern Menschen so allgewaltig und un„widerstehlich herrscht, und so viel Unglük und Böses „anrichtet, ist in ihnen gebändigt, und ligt zu ihren „Füssen. Und was anders, als das Ewige und Unsterb„liche kann das Zeitliche bändigen und zwingen?

(856.) „Wie sollte auch ein solcher sterben und wo„durch? — Diese Welt und Erde hat keine Gewalt mehr „über ihn, ist für ihn, als wäre sie nicht; und sollte ihn „noch vernichten können? Er hat sie vernichtet! Und „steht auf ihrem Naken als ein Sieger! Und blikt frey „nach dem Himmel empor.

(857.) „Und dieser Himmel ist ihm nicht so weit weg „und ferne, als andern Menschen.

(858.) „Eine sinnliche Bewegung durch die andre über„winden, heißt nur ein Laster gegen ein anderes ver„wechseln. Es muß denn bey dem Tugendhaften an„ders gestaltet seyn. Zwar sein Herz ist tief, und es ko„stet viel, ihm auf den Grund zu kommen. Das aber „läßt sich bey einigem Nachsinnen absehen, daß seine „Bewegungsgründe nicht in dieser Welt zu Hause „seyn können; daß er nach Gesezen handelt, die aus „einer andern Ordnung und unveränderlich sind. „Diese Geseze sind nothwendig für uns andre Menschen

„auch da. Aber wir hören und sehen sie nicht, oder se-
„hen sie höchstens, als sähen wir sie nicht; der Tu-
„gendhafte aber höret ihre Stimme, und hält sich
„an den er nicht siehet, als sähe er ihn. Er ist allso in
„Verbindung mit der unsichtbaren Welt. Der Him-
„mel neiget sich zu dem edlen Sieger herab, und die
„Bahn zu dem Unendlichen fängt für ihn an zu brechen.
(859.) „Und so geriren sich auch dergleichen Menschen.
„So lebte Sokrates: die unsichtbare Stimme, die er
„hörte, war ihm in Mark und Gebein Darnach han-
„delte er, und nicht Freund noch Feind, nicht Gefängniß
„noch Prytaneum, kein Rath von dreyßig Tyrannen,
„und kein Senat von hunderten, nicht ganz Griechen-
„land, noch die ganze Welt, konnten dagegen etwas.
(860.) „Und so starb er; Sein Giftbecher, als er her-
„eingebracht ward, sezte alles in Thränen, was um ihn
„war; selbst der Henker weynte. Phädon verhüllte sich
„in seinen Mantel; und Apollodor heulte laut aus. —
„Er allein ist ruhig, und sonnet sich bis an den lezten
„Athemzug in den Sonnenstralen der Wahrheit und ei-
„ner bessern Welt — — Es ist nicht, als sähe man ei-
„nen Menschen sterben; man glaubt einen Unsterblichen
„zu sehen, einen Freund und Vertrauten des Himmels
„und der Götter, der zu den Wohnungen des Friedens
„heim kehrt, und nur an der Schwelle den Staub ab-
„schüttelt, der sich auf ihn gesezt hat.
(861.) „VII. Es ist denn nichts geringes, daß wir unsre
„Gedanken bis zu dem höchsten Gut erheben können, daß
„die Idee des Unendlichen in unserm Herzen ist, und dar-
„an haften kann; wenn wir nur an höhere Wege und
„Mittel glauben könnten.
(862.) „Es sind denn im Menschen die Ruinen eines gros-
„sen heiligen Wesens; und es gibt ein Glük für ihn,
„das der Rost und die Motten nicht fressen, und das
„die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit nicht geben, und
„mit allem ihrem Troz nicht nehmen kann.
(863.) „Sire, wir sind unsterblich!
(864) „— — Ich stehe mit Stolz neben Dir, daß wir
„und gleich sind! Aber ich sehe desto dehmüthiger Deine
„Krone an, da Dich Gott über so grosse Wesen gesezt
„hat, natürlich nicht um sie zu mißhandeln und zu qua-
„len, sondern sie zu lieben, und für ihre kleine und grosse
„Glükseligkeit zu sorgen.“

(865.)

(865.) Nochmals, der Ton und Geist dieser Stelle zeugen von einem anderweitigen Glauben des Verfassers an die Sache der menschlichen Unsterblichkeit; der göttlichen Vergeltung, und der himmlischen Welt! den wir hier gar nicht beurtheilen. — Und so viel müssen wir, meine Freundin! an der Stelle der Untersuchung, wo wir stehen, immer subtrahiren. Es sind hier immer so viel Einschränkungen und Unterscheidungen von wahrer und falscher Tugend, wahrem und unlauterm Enthusiasmus, nothwendig zu machen —

(866.) Gewiß ist: es müssen sehr weise und sehr gute Menschen seyn, die sich zu Widerlegern aufwerfen wollen (wenn man sie mit Lust anhören soll); und fühlt man dieß, so ist schon ziemlich gewonnen.

(867.) Daß aber dagegen meine Beurtheilung gerade für solche Leute zu weit gehe, sie mir nicht folgen können, sondern ehe irr werden: dieß sagt gerade gar nichts; denn das ist mit allen und jeden Portionen der Wahrheit und der Tugend und des Geschmaks in der Welt so: dieselbe Portion, die für die einen so vollkommen die rechte ist, kann nicht anders, als manchen andern ungenießbar oder unverdaulich und sehr schädlich seyn. Ists ja eben mit Asmus Aufsaze über Unsterblichkeit auch nicht anders: Es geht gerade den mehrern, für die Asmus mehrere Stüke sonst die schönste Nahrung sind, zu weit; sie könnten irre werden durch sein Raisonnement, dem sie nicht ganz zu folgen im Stande sind.

(868.) So viel über das Logische des Aufsazes. Sollte er nun, weil er nicht gerade den logischen Wehrt hat, den er vielleicht manchem zu haben scheint, und den der

Verfasser in aller Unschuld prätendirt — keinen Nuzen haben? Oder darum, weil er Nuzen hat, und haben kann, meine anatomische Verrichtungen der guten Sache schaden können? — Ich glaube beydes nicht. Dieses nicht, denn ich glaube, das Portiönchen Wahrheit zur Glükseligkeit, mit dem jeder leicht wuchern kann, in Asmus Aufsaz bemerkt, und bemerken gemacht zu haben; und halte es überdieß für das allernüzlichste und allerwichtigste, was man unter redlichen Denkern thun kann, daß man auf alle Art und Weise seinen eigenen Verstand und anderer Verstand, Urtheilskraft, und Vernunft zur Gesundheit und vollen Kräften verhilft; Jenes nicht, weil so ein Aufsaz, wie Asmus, ein unvergleichliches Mittel ist, Menschen, die nur mit Empfindung, Geschmak und Moralität zu schaffen haben wollen, ein klein wenig ins Denken hinein zu bringen — Es gibt manchem, der gerade nur einem Mann dieses Tons begegnet, die ersten Stösse zur Bewegung und Richtung seiner Vernunft.

LII.

Amintors Morgen-Andacht.

Mit Anmerkungen von Bieder.

(Aus dem Göttingischen Almanach 1791.)

(869.) Hier sehen wir eine zarte, edle, wahrheitliebende Menschenseele sich auf ihre Weise ihr Beruhigungssystem bauen.

(870.) Ich hebe dieß schöne Stük aus, und gebe es hier, um abermal alle, die sich nicht gewöhnt sind mit so Wenigem von Gotteserkenntniß zu beruhigen; alle, die weit mehr zu wissen, oder weit mehr glauben zu können denken — aufzufordern, daß sie sich fleißig fragen: ¿Was können denn tausend Denkende unter Millionen Nichtdenkenden in ihrer Lage mehr wissen, wenn ihnen entweder nichts mehreres bekannt wird, oder ungeheuer viel mehreres samt allen den Streitigkeiten, den alle wider über alles führen, bekannt wird, und eben wegen seiner Menge und der Furcht immer zu irren, nichts recht bekannt wird.

(871.) Nicht zu zerstören, was dieser edle Jüngling sich gebaut hat, nur aufmerksam auf die Schwächen dieses Gebäudes zu machen, ist die Absicht der hinten angefügten Anmerkungen, deren Stelle durch korrespondirende Buchstaben bezeichnet ist. Man verderbe sich aber den Genuß des Aufsazes nicht dadurch, daß man im erstenmahle schon die Anmerkungen nachschlage.

(872.) „Amintors Morgen-Andacht.“

„Wie? wenn einmahl die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freute sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erwekte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt a.b.),

daß er sich im Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stünde sein Verhängniß in seiner eigenen Hand c.).

(873.) „Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst, und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibiche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß eben das Werk jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jezt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben Ordnung selbst, um auf ihn, der sie bemerkte, fortgesezt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses *mein* stilles Dankgebeth, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache nach seiner Art, zu tausenden, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der Du den Himmel lenkst — das Dir gewiß von jeder Kreatur dargebracht wird, aber mit doppeltem Genuß von mir, dem Du Kraft verleihest zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefüöl bin, was ich seyn soll d.).

(874.) „O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre besser, er erschiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglüklicher nicht mehr e.).

(875.) „Diese Art in seinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Bethbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde f), hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn unzerstörbare Beruhigung

über

über die Zukunft g.), und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde h.)

(876.) „Eines Tages, als er sich nach einer seiner Morgen-Andachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses grosse Sicherheitsgefühl bey jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest um blos dichterisches Aufwallen zu seyn): So war es ihm entzükende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte; einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank und Neuerungssucht, und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden i.). Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzükende Betrachtung seyn muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben, und keine Exegese wird sie mir rauben k). — O nichts, nichts wird mir sie rauben können, als was mir meine Vernunft raubt l.).

(877.) „Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er es für alle sey, ließ er wenigstens unentschieden, und hierbey hienge, wie er sagte, vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich seyn soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden seyn wolle; es sey nichts weniger, als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns

deutlich sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschäzt würde.

(878.) „Er nannte diese erhabene Betrachtungen Musik der Sphären, die Anfangs den Geist wie mit einem Sturm von Entzüken fast zur Betäubung hinreisse, er werde ihrer aber endlich gewohnt; allein das, was davon immer bliebe, unstreitig das Beßte, fände sich überall, und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geiste, der dieser Betrachtungen fähig sey.

(879.) „Es sey vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eignes Daseyn, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die, so weit über die so genannte Curiosite erhaben sey, als hohes Gefühl für Ehre über Baurenstolz, zu erfahren, mit diesen Sinnen oder mit Anlagen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Daseyns hoffen lassen, was nun dieses alles sey und werden wolle.

(880.) „Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre, und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch.

(881.) „Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den grossen Zwek mit zur Absicht habe, und und in jedem Leben und in jeder Welt haben müsse, in welcher Zusammenhang sey: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft, und frohes Ergeben in die Leitung

tung der Welt; man gebe nun dieser Leitung einen Namen, welchen man wolle.

(882.) „Er zähle unter die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß so wie wir natürlich leiden, auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden m.).

(883.) „Diese Philosophie hebe freylich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu seiner Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte n.).

(884.) „Ueberhaupt kamen bey seinem Vortrage viele Ausdrüke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabey: es sey nicht wol möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrüke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studirt o.); und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammen zu treffen, sey der kürzeste Weg die Erreichung ihres Zweks einmahl auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabey in Rechnung zu bringen p.).

(885.) „Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeynt, als die vielen Menschen, die jezt statt seiner meynen q.).

(886.) „Es sey für Millionen Menschen bequemer und verständlicher vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von vielen gelesen worden sey r.).

(887.) „Uebrigens glaube er, sey es für die Ferngläser und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabströme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es blos liesse, als strömte es herab s.).

(888.) „Aber die Ferngläser, und zumahl die Brillen, seyen deßwegen nichts weniger als unbedeutend, und bey der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daß der Mensch zwar nicht die Macht hätte, die Welt zu modeln, wie er wolle, aber dafür die Macht, Brillen zu schleifen, wodurch er sie schier erscheinen machen könne, wie wir wollen t.).

(889.) „Und solcher Betrachtungen mehr, wodurch er seine Freunde nicht sowol auf seinen Weg hinleitete, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den selbst zu finden, der ihnen der sicherste und bequemste wäre.

(890.) „Wie es denn wirklich an dem ist, daß Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr seyn soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirekte gelehrt werden kann u.)."

Bieders Anmerkungen.

891.

a.) Lieber Amintor! wo kommt dieser Geist her? Doch, eine Morgen-Andacht ist nicht ein Beweis eines Daseyns eines Weltgeists, der die Naturordnung lenkt.

892.

b.) Aber der Weltgeist soll die Ordnung der Natur lenken? Man könnte denken, die Ordnung der Natur brauchte nur einen ersten Bestimmer, nicht einen täglichen Lenker. Doch es wäre mir alles recht, wenn ich nur meinen Mann sähe, der das Geschäft zwischen der Ordnung der Natur, und dem Lenker dieser Ordnung so zu theilen wüßte, daß man gewiß dabey wäre, er hätte es recht getheilt — wenn ich nur weniger Willkührliches, mehr Vernunftbefriedigendes bey diesen freylich schönen und ehrwürdig-alten Phrasen — mehr Grund und Boden, worauf diese Dinge fest stünden, sähe.

893.

c.) Natürliche Empfindung! beseligende Empfindung! Wenn nur nicht der Kranke, der Alte im Sessel, der Sterbende, der Unglükliche, ganz anderes empfänden, und eben so natürlich empfinden müßten! Natürliche Empfindung und beseligende Empfindung — wenn ich nur den Tod dabey vergesse, der während Amintors Morgen-Andacht so manches Duzend unserer Brüder wegraft.

894.

d.) Ich bekenne, mir scheint diese Empfindungsweise jedem glüklichen und guten, fühlenden Menschen natürlich,

lich, und von besondrer Stärke ist der Gedanke: „Das innere Anerkennen der Naturordnung ist nichts andrrs, als wieder eben diese Ordnung selbst, auf den, der sie bemerkt, fortgesezt.“ Mehr hier nicht. Es wäre nur Wiederholung.

895.

e.) Spricht hier nicht eine liebenswürdige paradiesische Jünglingsimagination? O wie viel reiffen Nachdenkens, wenn nicht die originelste Unschuld, braucht es hierzu, um nur über Schuld und Unschuld sich und andre nicht zu täuschen. Der Spiegel meines Innern muß doch wol wieder gereinigt werden können, oder Amintors Religion ist für — Engel.

896.

f.) Es gibt aber auch wieder Denker genug, die diese Art Andacht für Bethbrüderey halten, und auch Kant spricht von einem Spinosistischen Mysticism. Auch braucht diese Art zu Fühlen eben nicht wesentlich viel gröfsern Zusaz von Denken, als mancher ihr Glauben.

897.

g.) Das gönnen wir ihm von Herzen. Jedoch hat nicht jeder Denker sich so leicht zu unzerstörbarer Beruhigung über die dem gewaltigsten Anschein nach Menschheitzerstörende Zukunft durchgearbeitet.

898.

h.) Man vergleiche unsre Anmerkungen über Baumgartens Tod.

899.

i.) Ganz vortreflich! Ganz vortreflich! Jedoch darf ja nicht vergessen werden, was auch ich mir im Gange unserer

ferer Untersuchungen nicht oft genug sagen könnte: So manche selbstgefundene oder erlernte Wahrheit scheint dem Besizer so leicht erkennbar, daß er meynt, jeder soll sie wissen; und die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

900.

k.) Was die Exegese betrift, auf die jeder nach selbstständiger Gewißheit dürstende Wahrheitsfreund fast nicht anders kann, als übel zu sprechen seyn, finden sich einige, ich hoffe nicht verächtliche Erörterungen in Bieders Totalrevision eines Layen über die Sache der Juden- und Christen-Biblien.

901.

l.) Was die Vernunft betrift, so dürfte ein Kollegium in der Vernunftkritik den frommen Amintor etwas zum wenigsten anders belehren. Uebrigens wie sehr wird diese zu starke Sprache jedem Denker einer jeden Parthey, der keine zuversichtliche Sprache über nichts der Art führt, oder über das Gegentheil dieselbe Sprache der Zuversicht spricht — auffallen!

902.

m.) Ich wünschte hier zu lesen die Chronika der Leiden Amintors.

903.

n.) Ich wünschte hier zu lesen die Chronik der Leiden Amintors.

904.

o.) Vortreflich! wenigstens muß es den Menschen immer mehr zur Entscheidung, sey es dann Pro oder Kontra, in der Sache der Biblien führen.

905.

p.) Aber hier will es scheinen, als ob es dem Verfasser bey den durch Exegese erkannten schriftlichen Traditionen nicht so ganz desperat müsse gegangen seyn, wenn er von „erhabenen Lehren der Bibel“ spricht.

906.

q.) Man wird, ob Gott will, dieß in unsrer Zeit anfangen dürfen keker und runder zu sagen, als so.

907.

r) Wir lassens gut seyn. Ob der Verfasser mehr sagt, als er will, oder mehr zu sagen scheinen will, als er sagt?

908.

s.) Eine der fruchtbarsten Bemerkungen in der Anwendung.

909.

t.) Eine der fruchtbarsten Bemerkungen in der Anwendung.

910.

u.) Oder: Man kann den Menschen philosophiren lehren, aber nicht Philosophie.

911.

—Noch mehr denken;
—Fühlen weniger für Denken nehmen;
—Sich vor jeder Sättigung eines eiteln Selbstgefühls hüten;
—Und sich nur allein durch wahre Ueberzeugung sättigen lassen;
—Keiner Wahrheit den Riegel seines Geistes vorschieben;
—Genau über der Seele Schuld und Unschuld Rechnung halten;
—Sich

—Sich zum redlichen Geständniß: hierinn hab ich überspannt: auf allen Fall bereit halten.

912.

Der liebenswürdige Amintor umarme mich, wenn er sich mit mir entschliessen kann, dieß Recept zur Vervollkommnung unsers Geistes zu brauchen.

LIII.

Cynthia,

Oder über abbrevirte nothdürftige Beruhigungssysteme.*

(913.) Dieß wärs denn alle — Dein Beruhigungssystem?
Sagt zornig Cynthia, die fromme Frau Pastorin;
Mit orthodoxem Grimm schallt schon das Anathem,
Als Philalethes Weib bescheiden frägt: „Ach worinn
„Hats denn mein Mann versehn? Gott weiß, er weynet oft,
„Daß von des Zweifels Strom allmächtig hingerissen
„Der Menschen Menge nichts mehr glaubt und nichts mehr hofft;
„Daß sie zu wenig recht, zu vieles halb nur wissen!
„Der Frommen stolzer Zorn drükt tiefer sie hinab
„In jedes Irrthums Schlamm! O zög Vernunft und Liebe
„Die Taumelnden zurük von ihrer Wolfahrt Grab!“

(914.)

* S. Nachschrift über Reimerey.

(914.) Sie sprachs so herzbewegt! und Cynthia fühlt Triebe
Der Menschlichkeit, und schwört mit Thränen, ihren Mann
Zur ruhigen Vernunft und Duldung zu bekehren;
Geht hin, und macht Versuch! — Schon gut! — Der Mann begann —
Mit Philalethens Weib den Umgang ihr zu wehren.

LIV.

Hast du viel: So laß mir wenig. *

(915.) Hast du viel? So laß mir wenig!
Laß mich Knecht seyn: Bist du König
In der Wahrheit Reich!
Laß mich schaffen: Kannst du schwelgen!
Ich bin noch nicht von den Sel'gen,
(Bin vergnügt ich gleich)
Die den müden Wahrheit-armen
Fromm und streng und ohn Erbarmen
Machen roth und bleich;
Die vom Glaubensadel stammen,
Jeden Bürgersmann verdammen,
Stolz ihm sagen: Weich!

LV. Der

* Siehe Nachschrift über Reimerey.

LV

Der Sophist.

Klage eines Sohns der Wahrheit, und seiner Mutter Antwort. *

(916.) Sohn.

Mutter! siehst den falschen Freund
Aerger, als den ärgsten Feind,
Mit der Wahrheit scherzen?
Sanftberedend macht sein Mund
Irrthum nur für Wahrheit kund
Mit der Tük' im Herzen!
Siehst! die schlaue Leidenschaft
Gibt ihm zu Sophismen Kraft,
Schwächlinge zu täuschen!
Wahrheit! Göttinn Wahrheit! eil',
Seiner Rache Donnerkeil
Jupitern zu heischen!

(917.) Mutter.

Liebst du mich, so lerne doch
Beugen dich des Schiksals Joch,
Dämmen deine Hize!
Kein Sophist vertreibet mich,
Trieb er's noch so listiglich,
Je von meinem Size!
Treibet meine Söhne nur,
Achtsam mehr auf jede Spur,
Ernster mich zu suchen!

* S. Nachschrift über Reimerey.

Und von Selbstgefühl gewekt,
Wird er, wenn kein Donner schrekt,
Einst sich selber fluchen!

LVI.

Die fromme Konsequenzmacherey der Katholiken und der Atheisten. *

(918.) „Die Katholiken nähern sich
„Der Protestanten Lehren;
„Wer will, gehts zum Theismus dann,
„Dem Atheismus wehren?“
So warnt der Römischgläubige!
Die Warnung ist natürlich,
So billig wenigstens als die —
Wo nicht, doch gleich willkührlich:

(919.) „Bekommt ein Atheist nur erst
„Deistisch Schwärmerfieber:
„So geht es leicht zum Christenthum —
„Zum Pabst noch leichter über.

(920.) So steht es, oder geht es leicht
Nach jedes Kopf und Herzen.
Solls geh'n: so geht es Einen Schritt,
Und zween und drey im Scherzen.

(921.) Solls steh'n: so dünket jeder sich
Unüberwindlich weise.
Vom Aberglauben einzig rein
Nennt Atheist sich leise;

Der

* S. Nachschrift über Reimerey.

Der Katholik rühmt überlaut
Ganz rein sich vom Unglauben;
Theist und Protestant dafür
Läßt sich den Ruhm nicht rauben,
Daß sie nur Mittelstrasse geh'n;
Da gebt nichts anders zu versteh'n,
Ihr predigt es den Tauben.

(922.) Was ist das Resultat hievon
Zu unserm Nuz und Frommen?
Geduld, dieß wird nun, wie es soll,
In seiner Ordnung kommen.

(923.) Die Konsequenzenmacherey'n
Wollt ich damit verbitten:
„Das Erste führt zum Zweyten hin,
„Das Zweyte zu dem Dritten;
„Von dem, der nicht zuu Vierten will,
„Sey's Zweyte schon vermidten!"
Dieß hat noch weder hin noch her
Kein Logiker gelidten.

(924.) Doch drükt man sich bescheiden aus,
Und sagt: „Dieß könnt' geschehen;
„Man könnte leicht, sich unbewußt,
„Zum Dritt- und Vierten gehen!"
So habens weder Kant noch Lenz
Als zweifelhaft bestritten;
Die warnungsvolle Konsequenz
Nur Dumme nicht gelitten.

[925.] Der Weise nihmt die Wahrheit an
Mit ihren Folgen allen,
Und läßt vor falschen Folgen doch
Die Warnung sich gefallen.

LVII.

Unter vier Silhouetten von Männern theuren Andenkens.

[926.] Israelit und Atheist,
Und Christianer und Theist —
Um drey weyn' ich schon lang, den vierten seh
ich sterben —
Wehrt alle, wenn sie ist, die beßre Welt zu erben —
Wer sieht den sanften Stral der Wahrheitsliebe
nicht,
Der Menschenliebe Stral in jedes Angesicht?

[927.] Gern hätt' ich die vier Silhouetten beygegeben, wenn nicht so das Werk vertheuert, und seine Ausgabe verzögert worden wäre. Es ist Bieders eigentliche wahre Erfahrung, was er auch von der Treflichkeit der Seele dieser vier Freunde hier winkt; und auf tausend Weisen wird ers wiederholen, bis es genug wiederholt ist, und besonders bis es schwache Christen, und zuversichtliche Theisten gewöhnt sind, daß Redlichkeit bey aller Art Irrthum — eine Zeitlang — möglich ist, wie Unredlichkeit bey aller Art Wahrheit.

LVIII.

Das Saitenspiel. *

Mit Anmerkungen von Bieder.

928.

Ich kannte und fühlte den philosophischen, poetischen und menschlichen Wehrt dieses vortreflichen Liedes — [und wenn mir jemand einwenden will, daß ich ihn wol noch nicht genug fühle — so laß ich es aus Achtung auch gelten —] schon da ich schreiben konnte „ich weiß nicht, aus welcher sokratisch patriotischen Seele dieß bekannte Lied floß.“ Nun weiß ich, was ich hätte denken sollen: Es ist von — Herder.

929.

Bey einiger Ueberlegung wird es Lesern, die Zwek und Geist dieser Portion Wahrheit am beßten kennen und am billigsten wehrten, hier schiklicher an seiner Stelle vorkommen, als beym ersten Anschein.

930.

Einer saft- und kraftvollen philosophischen Poesie ihren wahren philosophischen Wehrt zu geben — sie mit der Mäßigung eines nüchternen Verstandes zu genieſſen — dem Wahrheit über alles geht, und der darum schüchtern an jeden Genuß geht, bey dem ihm die Phantasie einen Streich spielen könnte — hierinn soll dieß Lied uns eine willkommene Uebung geben.

931.

Es stellt uns, wie Amintors Morgen-Andacht, eine Seele vor, die durch den Anblik und das Gefühl der Harmonie, der Manchfaltigkeit und Einheit in der Natur gestimmt

* E. Nachschrift über Einrükungen.

stimmt wird, so selig zu singen. So viel wir auch der Einwendung Gewicht lassen, daß ein gutes Blut und eine durch seinen Einfluß gut gestimmte Phantasie, die das Schöne so verschönert, daß es das Schlechte oder Schwierige zudekt, mit im Spiel sey: So müssen wir doch immer auch als Anhänger in der Wahrheitsschule anerkennen, und willig bekennen folgende Säze:

932.

So gestimmt seyn und fühlen, ist selig seyn.

933.

Diese menschliche Seligkeit ist — wolfeil.

934.

Die Seele, die dieser Stimmung fähig ist, ist das übrige gleich gerechnet respektabler, als die unfähige.

935.

Die ganze Natur, der Hauptausdruk und Eindruk der Natur, wie sie an den mehrern Orten und zu den mehrern Zeiten den Menschen erscheint, berechtigt den Menschen zu dieser schönen Stimmung den Wehrt einer wahren Stimmung zu kennen.

936.

Was diese Stimmung noch wahrer macht, ist nach meinem Bedünken gerade die Beymischung von Schmerzlichem — die Tinktur von Melancholischen, wie sich manche ausdrüken werden. Etwas, das ich an Amintor noch vermisse.

937.

Und darum vermisse, weil es gerade der Ausdruk von dem Resultat unserer Untersuchungen ist, nämlich eines solchen Quantums von Ruhe, Freude, Glükseligkeit, [dem

Resul-

Resultate unsers ersten Theils] und einer beygemischten solchen Portion von Zweifel, Sehnsucht, unbefriedigtem Bedürfniß (den Resultat unsers zweyten Theils).

938.

Und wenn denn auch erst nur ein schönes Paar Augen die Seligkeit, und eine Nachtigall den Schmerz gibt, so sind es immer wieder die zween Haupttheile von der wahrsten und vollständigen Stimmung einer menschlichen Seele nach ihrem Standpunkt in dieser Welt,

in Rüksicht auf Wahrheit und Zweifel,
auf Genuß und Bedürfniß,
auf Seligkeit und Schmerz,
auf Ruh und Sehnsucht,
auf Gegenwart und Zukunft —

die bey fortgehenden Entwikelungen der Begriffe ungefähr dieselbe bleibt.

(939.) Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im lezten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

[940.] Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süssem Wiederhall?

Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen-Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

[941.] Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz;
Es wekt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz;
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen? —
Voll zitternden Gefühls.

[942.] Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir ins Ohr
Der Geist der Harmonien,
Der Weltgeist tritt hervor:
„Ich bin es, der die Wesen
„In ihre Hülle zwang,
„Und sie mit Zaubertönen
„Des Wohlgefühls durchdrang.

[943.] „In rauher Felsen Höhle
„Bin ich dir Wiederhall;
„Im Ton der kleinen Kehle
„Gesang der Nachtigall.
„Ich bins, der in der Klage
„Dein Herz zum Mitleid rührt,
„Und in der Andacht Chören
„Es auf zum Himmel führt.

[944.]

[944.] „Ich stimmete die Welten
„In einen Wunderklang,
„Zu Seelen flossen Seelen,
„Ein ew'ger Chorgesang!
„Vom zarten Ton beweget
„Durchängstet sich dein Herz,
„Und fühlt der Schmerzen Freude,
„Der Freude süssen Schmerz.“ —

[945.] Verhall, o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen,
Der Gottheit Wiederhall.

LIX.

Die Denkkraft in mir. *

[Aus Karl Julius Friedrichs Gedichten 1ster Theil. Seite 26. Vers 6. bis Seite 30. Vers 2.]

Mit Anmerkungen von Bieder.

[946.] Ha! könnte wol die unerforschliche,
In ihrer Thätigkeit so unbegränzte,
Vernünft'ge Urkraft, die in mir sich regt,
Vergänglich seyn? Fürwahr! das kann sie nicht,
Sonst ist das ganze Schauspiel der Natur,

* S. Nachschrift über Einrükungen.

Das Tag und Nacht den Weisen so begeistert,
Nichts weiter, als Schein, Possenspiel, Betrug.

[947.] Sie, die, mit jedem Grade der Erkenntniß,
Nach höherer Einsicht geizt; unendlich sich
In ihrer Fülle fühlt; Empfänglichkeit
Für jede Art von Lust und Unlust hat;
Im Wirklichen die Möglichkeit erkennt;
Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit sondert;
Die der Bedürfnisse sich tausend schafft,
Sie bald befriedigt, und auf neue sinnt;
Die, sehnsuchtsvoll, der Wahrheit Spur
Und Gutes, Böses, Recht und Unrecht, wägt;
Die dem Gefühl die Sprache gab, der Zeit
Die Zunge, und der Finsterniß ein Auge;
Die jeder Art und Gattung weis't ihr Fach;

[948.] Sich, durch Verstandes Ueberlegenheit,
Jedwedes Wesen unterwirft, den Stein
Belebt; bald in der Erde Schooß, bald hoch
Am sternbesä'ten Firmament, und bald
Im Meeresschlunde, die Geheimnisse
Der bildenden Natur entzükt belauscht,
Und gern ihr unabsehbar Heiligthum
Mit einem schnellen Blik umfienge; die
Aus Wüsten hier sich Paradiese schafft;
Dort Felsen Fruchtbarkeit abzwinget; kühn
Geseze gibt dem Meer', und wilden Strömen
Die Bahn vorzeichnet: [949.] die der Sonne Fern'
Und Umkreis mißt; der Himmelskörper Lauf
Aufs neu berechnet; im Orion mehr

Als zwanzig hundert Sterne zählt; die sich
Durch Kunst des Auges Sehkraft schöpferisch
Vervielfacht; jezt zum fernen Sirius
Hinauf durch ungemeßne Kreise fliegt.
Jezt, hinterm Schleyer eines Nebelsterns,
Ein neues Sonnenheer vermuthet, und
Mit jedem Athemzug' ein gröſſer Wunder
Sich ersiehet, die dem Blize stolz befiehlt,
Sich schadlos in das offne Grab zu senken;

(950.) Die bald, mit der Natur Allschöpferkraft
Wetteifert auf Papier und Leinwand; bald
Durch jene Allgewalt der Harmonie,
Die sie dem unbeseelten Holz entlokt,
Den Zorn entwafnet, der Verzweifelung
Ein sanftes Lächeln stielt, und selbst den Schmerz
In süsse Wollustthränen schmilzet: die
Der Pflanzen Bau und Wehrt, und Wirkung kennt,
Durch deren Kraft das Leben in den Körper
Zurüke bannt, und auf des Kranken Wange,
Die Rosen der Genesung blühen macht!

(951.) Die bey den Namen Tugend, Weisheit, glüht
Am Liebesbusen, und in Freundesarm,
Empfänglich sich für ungemischte Wonne
Und herrlicher durch edle Thaten fühlt!
Ach! und viel tausend grosse Wünsche nährt,
Die diese Erd' ihm nicht gewähren kann;
Die dann im Fluge der Begeistrung sich
Der Gegenwart entreißt, und Zukunft träumt;
Ja, durch die Macht der regen Phantasie
Sich

Sich neue Welten schaffend, hinterm Vorhang
Des Erdelebens, ein noch beßres ahnet:

(952.) Getrost, mein Herz! Solch eine höh're Kraft
Kann nicht vergehen, wie des Windes Hauch!

953.

Ueber die Art und das Gewicht des Schlusses im Anfang und am Ende der schönen Stelle sprechen wir weiter kein Wort, da es dieselbe ist mit Amintors und Asmus, und wir auch im ersten Theil uns dahinein gewagt hatten.

954.

Aber der Zwek dieser Einrükung ist eben derselbe, den wir bey allen Induktionen des Details von Anlagen und Kräften, und Treflichkeiten der Natur und der Menschheit haben. — Es stärkt den menschlichen Geist nichts so sehr, erhebt ihn nichts leichter aus Unmuth und Zweifeley, als eine, wenn noch so oft wiederholte, Anschauung solcher Details seiner Fähigkeiten.

955.

Und es scheint mir für mich und meine Mituntersucher und Mituntersucherinnen fast unentbehrlich, eine solche kleine Hausapothek von Roborantien zu haben.

956.

Kommen die Augenblike, wo es auch in der beßten Stimmung, auch beym lebhaftesten Genuß einer solchen Stelle doch nicht angehen will, sich zu beruhigen mit dem:

„Getrost mein Herz! solch eine höh're Kraft
Kann nicht vergehen, wie des Windes Hauch.“

So fühlen wir doch aufs wenigste das Recht uns zuzurufen:

Laß deine Hoffnung nicht versinken!
Solch eine höh're Kraft ringt sich noch durch
Zu ew'ger Dauer voller Gewißheit.

LX.

Das Menschenherz,
ein Klavier.
(Auch ein Portiönchen Wahrheit zur Glükseligkeit, mit der jeder leicht wuchern kann.)

957.

Man kann einen Menschen mit allen Sinnen und Neigungen seines Herzens, und mehrere zusammen sehr schiklich einem schönen Fortepiano, oder Flügel vergleichen, auf dem manche Töne wenigstens richtig gestimmt sind, oder auch noch richtiger erst zu stimmen wären.

958.

Hast du oft etwas und viel mit diesen Menschen zu verkehren; lebst du mit ihnen; sind sie das Klavier, was jezt in deinem Zimmer steht, und hast nun kein anderes in deinem Hause; mußt und willst du oft manche Töne angeben: was solltest du denn unbedacht zugreifen', was es treffe? Gibt nicht so das schönste Klavier Mißtöne die Menge um deiner Mißgriffe willen?

959.

Versuch erst ein wenig zu stimmen.

960.

Dann greiff mit Absicht die Tangenten, die rein gestimmt sind, und zusammen akkordiren.

961.

961.

Und übe dich in diesem Klavierspiel.

962.

Und du wirst unzählliche schöne Momente haben und machen; uud unzählich viel sonst muthwillig zugezogene Leiden von schreyenden Dissonanzen des Lebens verhüten. — Probatum est.

LXI.

Der verschobene Dachstuhl.

(963.) Als ich hörte, (wie, glaub' ich, auch schon anderswo erzählt ist) daß ein verschobener Dachstuhl, dessen Bild in einer Vignette vielleicht nicht unwillkommen gewesen wäre, das Problem eines Meisterstüks für den Zimmermann sey, leuchtete dieß mir als ein symbolischer Wink sehr ein, und ich schrieb unten an die Zeichnung davon:

(964.) Erwach, o Schwärmer, doch
Aus idealen Träumen;
Der unvollkommnen Welt,
Die dich ernährt, zu Gunst!
Ein regular Gebälk
Auf regellosen Räumen
Ist beydes schwerere,
Und nöthigere Kunst.

LXII.

LXII.

Die demüthige Bitte eines Wahrheitforschenden Jünglings. (Frkf. Anz. 1778.)

(965.) Wie heiter blinkt der Sterne Licht
Zur Rechten mir!
Zur Linken, ach, wen schreket nicht
Das schwarze Dunstrevier?
Du lieber Gott! so ist denn nichts
Auf dieser Welt ganz heiter?
Schenk mir nnr stets ein Fünkchen Lichts,
So schleich ich gerne weiter.

LXIII.

An Aristius

Horazens XXII. Ode. Ersten Buches

Versuch einer Uebersezung im gleichen Sylbenmasse.

— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — —
— ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — —

(966.) Sieh', wer schuldlos, lasterfrey lebt, er braucht nicht
Je des Mauren Bogen, nicht seinen Wurfspieß,
Auch des Giftpfeil schwangern Köchers darf er
Nimmer, o Fuscus!

(967.) Sollt' er auch durch Libyens öden Glutsand,
Auf dem wilden Kaukasus wandern; Selbst die
Ufer

Ufer noch bereisen des Abentheuer-
Reichen Hydaspes.

(968.) Auch der grimme Wolf im sabinschen Walde,
Sang ich meiner Lalage traute Liebe,
Schweift' ich sorgenlos über des Waldes Gränze
Wehrlos — er floh mich.

(969.) Wärs ein Ungeheuer, wie keines nährte
Je sich in Apuliens weitem Eichwald;
Jubas Löwennährendes, dürres Erdreich
Keines erzeugte;

(970.) Wär ich, wo auf müßigen trägen Feldern
Keinem Baume Sommerluft weht Erquikung:
Weil ein ernster nebelbeschwerter Himmel
Ewig das Land drükt.

(971.) Unterm Feuerwagen zu naher Sonne,
Wo niemand mehr Wohnung vergönnt ist: Ruhig
Liebt ich meine Lalage — sanfter Sprach und
Lächelnden Mundes.

LXIV.

Recept wider die Misanthropie.

Von einer guten Seele.

(Aus der Epistel an C. K. von F. S. 1780. Neue Litter. und Völkerkunde. August 1783. S. 162.)

(972.) Oft in stiller düstrer Mitternacht
Hab ich mir die Thränen vom Gesichte

Abgetroknet und am bleichen Mondenlichte
Ueber Menschen-Elend nachgedacht;
Hörete der ganzen Erde bittre Klage
Ueber Falschheit, Trug und Unbarmherzigkeit!
Und ich selber dachte meiner Tage
Und war mit zu klagen schon bereit!
Wollte schon der ganzen Erde fluchen —
Fluchte nicht! und stand, mich umzusehn,
Um den Quell, den finstern Quell zu suchen,
Wo die bangen Klagen her entstehn.
Fand ihn auch, und habe meiner Klagen
Schon gestekt ihr ewigfestes Ziel!
Habe wenig Elend noch zu tragen,
Denn — ich hoffe von den Menschen nicht zu viel.

(973.) Wenig, wenig Bosheit ist auf Erden,
Träger Schlummer desto mehr.
Und zu fühlen anderer Beschwerden
Sind die Herzen des Gefühles leer.
Und der Glükliche in seinen Freuden
Hat für Freude nur und Wonnetaumel Sinn,
Und ob neben ihm verlaßne Brüder leiden
Abgehärmt und thränend? — Ha! was kümmerts ihn!
Hat er ja noch Reste der Gefühle:
Das ist traurig! spricht der gute Mann,
Das ist traurig! und fortan
Taumelt er in neuem Freudenspiele,
Wo er Thränenstimmen nicht mehr hören kann.
Sag mir an, wie viel die Kunst verstehn,
Unter Freude, Sang und Tanz,

Schnell an ihres Bruders statt zu stehn
In dem Sturme! — Ha — wer kanns?
Wenn nun Er, auf den zusammen
Los der Sturm und Donner bricht,
Rettung hofft, und Rettung nicht
Ihm der Bruder beut, so wird er ihn verdammen,
Und ihn heissen einen Bösewicht,
Und ein Ungeheuer! — Dennoch ist ers nicht! —

(974.) Und so wuchert zu der Menschheit Schande
Immer fort der finstre Menschenhaß.
Und zerreißt die schon geschwächten Bande
Kranker Lieb' ohn Unterlaß.
Und die bittern Flüche schonen
Selbst den Beßten, Edelsten nicht mehr.
Und so weit nur Menschgestalten wohnen
Murren Klagen wider Gott umher,
Und zum schwarzen Jammerthal verschrien
Und zum öden Kerker wird
Die Erde, wo nur Trauerblumen blühen,
Und zur Qugal der arme Mensch nur irrt.
Ha! Du Ungeheuer! mich nicht überwinden
Menschenhaß, mich sollst du nicht in deine Fesseln
ziehn:
Immer werd ich dennoch einen Ausweg finden,
Dir, du Scheusal, zu entfliehn.

(975.) Die Weisheit rief ihm zu:
„Wenig darf des Menschen Leben,
„Um ein Leben voller Ruh zu seyn,
„Und dies Wenige kannst du dir geben,

„Schöpfung deines Glüks ist dein.
„Einer ist, der einmal hat gedrehet
„Aller Welten ewig langes Glük,
„Und er drehet, ob der Thor ihn flehet,
„Nimmermehr für ihn zurük.
„Denn es ist kein Fehl und kein Versehen
„In des grossen Königs Regiment,
„Und es darf kein Rad des Schiksals gehen
„Ohne seinen Blik, der alles kennt.
„Sey denn weis', und laß ihn ferner walten,
„Red ihm nie ein Wort darein!
„Ewig wird er, wie er will, es halten!
„Thät er anders, würd' er Gott nicht seyn.“
Allso hört' ich laut die Weisheit sagen,
Und behielt im Herzen, was sie mir gesagt;
Habe nun auf ewig allen Klagen,
Allem Gram auf ewig abgesagt.
Will den Pfad der Freudigkeit nun wallen,
Und Gott gebe Kraft dazu!
(976.) Und den Tod — — —
Ruhig wollt' ich seine kalte Rechte fassen,
Und nun thun mit ihm den grossen Gang!
Ha! den Gang, der aufwärts leitet,
Nie hinunter! — denn es steigt hinauf
Nie hinunter, jede Seele, die Gott hat bereitet:
Höher stets nach jedes Lebenslauf,
Jener eine, dieser tausend Stufen,
Je nachdem er edel war und gut,
Und der Tugend, die so süß ihm hat gerufen,
Ist gefolgt mit Trägheit oder Muth!

(977.) Siehe! wie ein Wandrer auf dem Hügel, stehe
Frohes Herzens ich nun da!
Athme, athme Ruhe nun, und sehe
Auf den Pfad hin fern und nah.
Denke, denke der verfloßnen Stunden
Und der Leiden und der Seligkeit,
Und es ist, als hätt' ich Traum gesehen;
Wäre nun vom Traum erwacht!
Traum, daß oft ich müßte gehen
In Gewitter, Sturm und Nacht.
Und ich seh: die Donnerwolken stehen
Hinter mir, sie folgen mir nicht nach,
Vor mir, wo ich fürter werde gehen,
Ist es lieblich, still und Tag. —
Hörst du wohl? In meiner Ruh mich stören?
Ha! das kann kein Mensch auf Erden thun,
Denn nur wenig zu begehren —
Diese Weisheit lernt ich nun.
Und dies Wenige mir nehmen
Kann kein Mensch! Und was uns nehmen kann
Jeder Zufall, darum ewig sich zu grämen,
Ziemet keinem Mann! —

(978.) Bist auch Du, der mich bisher begleitet,
Auf dem Lebenspfade hat,
Und vor dem mein Herz sich stets hat ausgebreitet,
Bist auch Du des fernern Mitgehns satt?
Willst Du auch das sanfte Band zerreissen
Unsrer Liebe, wie es scheint,
Und von dem nicht ferner Freund geheissen
Seyn, der früh sich hat mit Dir vereint?

Wohl, so thu es! — Hab' ich denn gedungen
Je zu meinem Sclaven dich?
Oder hab ich dir mich aufgedrungen!
Bist du frey nicht? Rede, sprich!
Glaube nicht, daß ich dich bitten könne,
Wenn du los bist, los von meiner Hand.
Du bist frey! Zerreiß, zertrenne
Dieses lang geknüpfte Band.
Denn man thut, warum man ist gebeten,
Oft zwar, aber thut man's immer gern?
Komplimente werden an der Freundschaft Stelle
treten
Und die Reue ist nicht fern! —

Der Hauptgedanke dieser Stelle kömmt noch ein paar mahl wieder, und wird rührend.

(979.) Ruhig geh ich meinen Pfad zum Ende,
Fluche nicht auf mein Geschik,
Stehe still zulezt, und wende
Noch einmahl den Blik zurük,
Sehe hin, und wenig ist er trübe,
Der vollbrachte lange stille Pfad.
Sehe ruhig hin, wo dort die Liebe,
Dort die Freundschaft mich verlassen hat.
Denke dran, als hätt' es mir geträumet,
Und ich segne meinen Lauf:
Lächle noch, und länger, länger säumet
Meine Seele nicht, und fleucht hinauf
In die Gegend jener höhern Wesen,
Wo das Mädchen hin, und wo

Hin der Freund, der mir bestimmt gewesen,
Längst vor mir entfloh. —

(980.) Er endet:

Findest du, daß ich nicht könne heissen
Dir der Erst' an deiner Hand?
Augenbliklich wollst du denn zerreissen
Unsrer Freundschaft Band.
Denn am Werthe nicht das Zweyte
Dieses Herz dir heissen soll,
Und noch heute, ja noch heute
Sag ich dir auf ewig: Lebe wohl!

(981.) Wer weiß, wie sich dieß Stolzgefühl seit 1780 bis 1788 geläutert hat in der Seele des edeln F. S.

LXV.

Selbstgehen. Nach E.

(982.) Den Schüler kann der Lehrer mir
Den Weg zu dem Geheimniß weisen,
Doch gehen muß der Schüler selbst;
Ist dieser krumm und hinkt, was kann
Dafür der Lehrer denn? und was,
Wenn jener selbst einäugig ist, —
Die Augen immer aufwärts hebt,
Und nichts von aller Schönheit sieht,
Die rings um ihn ganz nahe ligt?
Und wenn der Schüler stolpert,
Der Lehrer langsam gehen heißt?

LXVI.

Organisation zur Weisheit Nach E.

(983.) Der Vogel lebet in der Luft,
Der Fisch im Wasser, auf der Erde
Der Mensch. Für jedes Element
Muß die Organisation
Des Wesens, das darinne lebt
Besondre Tauglichkeiten haben.
So fordert auch der Weisheit Sphäre
Organe von besondrer Art
An dem, der in ihr lebt und webt.

LXVII.

Feuerprobe.

(984.) Am Feuer schmelzt das weiche Wachs,
Und dürres Holz verbrennt. Und mehr
Als Wachs und Holz muß seyn, was nicht
Im Feuer schmelzen, brennen soll.

LXVIII.

Selbstdenken.

(985.) Selbstdenken ist des Weisen Pflicht.
Wer selbst denkt, o wie tief läßt der
Zurük den, der, was andre denken,
Nur immer nachzudenken weiß.
Auch selbst gedacht! Nicht andern nach!
Auch selbst gesucht muß seyn, und nicht
An fremdem Fund die Zeit verstaunt

LXIX.

Würde des Menschen.

(986.) Zu gränzenlosen Seligkeiten
Geschaffen ist der Mensch, mit Trieben,
Die an Wirksamkeit kein Trieb
Nicht Eines Wesens übertrift.
Die höchste Macht hat seine Seele.
Allein verkannt wird sie von ihm —
Vom Menschen selbst, und nie gebraucht;
Nie — oder selten nur; Er schwächt
Sich selbst die eigne Kraft, und sucht
(Bald überall, nur wo sie ist,
Nicht) Weisheit sich, und Wissenschaft.

LXX.

Der Mensch und das Skeleton.

(987.) Unerklärliches Chaos von Kräften und Wirkungen, sprach ein Skeleton zu einem vor ihm auf und ab wandelnden Menschen: Lebendiges Räthsel, mit einer Hülle umgeben, auf der das Auge umirret, und den Schlüssel vergebens sucht! Wie wenig befriedigend bist du für den Forschungsgeist der Weisheit! Kühn verspottest du jeden Versuch, die innersten Triebfedern deines Mechanismus zu ergründen, auch wenn er mit anatomischem Messer und bewafnetem Auge in deine geheimsten Kammern eindringt. Er folgt den Kanälen, in denen dein Blut rollt, aber sie verschwinden allmählich vor seinen Augen, und wenn es nicht stille stehen will, müssen unsichere Schlüsse ihn weiter leiten. Er findet ein

zartes

zartes weisses Seidengewebe; es ist der stumme Bote aller Aufträge oder Sinne, der Empfindungslose Leiter der Empfindungen, und leblose Beweger aller lebendigen Theile. Er hemmt die Kraft in ihrem Laufe, er tödtet sie, aber erhaschen kann er sie nicht. Es muß ein unsichtbarer Strom seyn, der in unsichtbaren Kanälen rauscht, sagt er, aber weder Saft noch Kanäle vermag er zu entdeken. Hypothese häuft er auf Hypothese. Er sieht den Sammelplaz aller Empfindungen, das Gehirn, eine weiche, dichte Masse ohne Gestalt und Schönheit; das Herz weitet und enget sich noch unter seinen Augen, aber neidisch verstekt sich die wirkende Kraft. Aus Einem Blute ersezten Knochen und Fibern, und Häute und Säfte ihren Abgang, aber woher den todten Theilen die Weisheit, sich aus der Masse nur das abzusondern, was ihnen nüzlich ist? Unerklärliche Hieroglyphe, sage, wozu nüzest du? Des Forschers zu spotten, wenn er achselzükend gestehen muß: ich begreife das nicht! Siehe dafür einmahl mich an! Wie scharf umrissen ist jeder meiner Theile! wie bestimmt jeder Eindruk, den ich mittheile! Der Kenner kann dir jeden Knochen mit Namen nennen, und den Nuzen derselben an den Fingern herzählen. Nur einmal vom Kopfe anzufangen, wird er dir sagen, dieß hier sey das Os frontis, dieß das Os temporum — — Verschone mich mit deiner Weisheit, unterbrach der Mensch das Skeleton! Wer spricht dir deinen Nuzen ab? Wenn du auch nur andern den ihrigen liessest! Und woher bist du denn entstanden? Die edelsten Theile des Menschenkörpers wurden abgesondert und abgeschabt, bis die nakten Knochen da waren! Und was

bist du jezt? Ein Todtengerippe ohne Kraft und Leben! Eine Sammlung nakter Knochen von Eisendräthen zusammengehalten! Komm, und wirke mit mir, wenn du kannst? So sagte der Mensch, und wandte schnell sich weg von dem Todtengerippe. Aber der Schrank zitterte von der Bewegung; die rostigen Dräthe rissen, und das Skeleton fiel wieder in einzelne Knochen zusammen.

LXXI.

Warum die Lehren der Tugend so wenig ausrichten?

(988.) Als ich Kants Kritik der praktischen Vernunft das erste mahl ganz durchlesen hatte, ward ich so wie von seiner Kritik der theoretischen Vernunft und seinen Anfangsgründen zur Metaphysik der Sitten ganz mit Hochachtung für den Verfasser erfüllt, und konnte mich nicht enthalten, nebst dem Tag der vollendeten ersten Lektur in jenes erste Buch den Ausruf: *erhabene Philosophie!* aus voller Seele beyzuschreiben.

(989.) Schon einmal abgedrukte Aeusserungen über eine Note dieses Buches schrieb ich nieder, als ich nur erst die Noteglossen gelesen hatte. Natürlich mit tieferer Bescheidenheit und nicht ohne Schüchternheit fährt man fort gegen eine Aeusserung eines solchen Mannes zu denken und zu schreiben, wenn man etwas Ganzes von ihm erst gelesen hat. Doch auch nach allem, was ich las, blieb es bey meinem Bedenken, das hier, hoff' ich, an der rechten Stelle wiederholt wird.

(990.)

(990.) Kant sagt in einer Anmerkung seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: „Ich habe einen Brief „vom seligen vortreflichen Sulzer, worinn er mich fragt: „Was doch die Ursach seyn möge, warum die Lehren „der Tugend, so viel Ueberzeugendes sie auch für die „Vernunft haben, doch wenig ausrichten. Meine Ant„wort wurde durch die Zurüstung dazu, um sie vollstän„dig zu geben, verspätet. Allein es ist keine andere, als „daß die Lehrer selbst ihre Begriffe nicht ins Reine ge„bracht haben, und indem sie es so gut machen wollen, „dadurch, daß sie allerwärts Bewegursachen zum sittlich „Guten auftreiben, um die Arzney recht kräftig zu ma„chen, sie sie verderben. Denn die gemeinste Beobach„tung zeigt, daß, wenn man eine Handlung der Recht„schaffenheit vorstellt, wie sie von aller Absicht auf ir„gend einen Vortheil, in dieser oder einer andern Welt, „abgesondert, selbst unter den grösten Versuchungen der „Noth, oder der Anlokung mit standhafter Seele ausge„übt worden, sie jede ähnliche Handlung, die nur im „mindesten durch eine fremde Triebfeder afficiert war, „weit hinter sich lasse und verdunkle, die Seele erhebe „und den Wunsch errege, auch so handeln zu können. „Selbst Kinder von mittlerm Alter fühlen diesen Ein„druk, und ihnen sollte man Pflichten auch niemals an„ders vorstellen.“

(991.) Die Bemerkung ist an sich, wie mich dünkt, ganz vortreflich, und in der Anwendung von der höchsten Wichtigkeit und Leichtigkeit; wenigstens in so weit, daß man auf Einmahl das erregte reine Gefühl der Pflichtstreu allein und ganz wirken lasse, ohne die Wirkung mit et-

was anderm, sonst noch so gutem, zu unterbrechen, damit es zu seiner möglichsten Reife und Stärke gelange.

(992.) Sonst hatte mir, die Wahrheit zu bekennen, diese Antwort ihr Genugthuendes gar nicht. Es schien mir vielmehr auch in dem Geiste dieses grossen Weisen eine Täuschung vorgegangen zu seyn, die zumahl in Sachen, wo man nicht sogleich experimentiren kann, nur gar zu oft vorgeht. Nämlich — Eine gewisse Kraft soll eine gewisse Wirkung hervorbringen, ein gegebenes Gewicht soll eine gegebene Last haben. Sie soll — es ist schon lange erwiesen; es steht schon in den gründlichsten Büchern geschrieben. Unterdessen vergeht eine lange Zeit, während welcher die Sache sich schon durch hundert und hundert Experimente sollte ewahret haben können, und sie hat sich nicht. Es gehören aber auch so gar manche Dinge zur vollständigen Auflösung des Problems, es sind der augenscheinlichen Hindernisse so viele, daß man lange nicht Ursache hat sich irre machen zu lassen. Es fehlt nicht an der Auflösung der Aufgabe, sondern an vollständiger Leistung dessen, was die Auflösung fordert.

(992.) Endlich wird doch etwa einem ächten Weisen die Weile lang; (denn Afterweise dociren ihr Problem mit seiner Auflösung immerdar fort, und bekümmern sich gar nicht, ob die Erfahrung entspreche). Er fragt einen andern ächten Weisen, woher es doch kommen möge, daß dieß und das so wenig ausrichte? Es betrift die Sache der Tugend; das ist dem ächten Weisen genug, um sich ernster auf die Antwort zu denken, als ein Eroberer auf den Gewinnst eines Welttheils. Der Weise entdekt wirklich ein bisher ganz unbekanntes Hinderniß, und ein grosses

Hinder-

Hinderniß, und ruft sein Hevrika; abermahl vor genugsamen Experimenten, und täuscht sich gewiß, wenn er seine Antwort schon für genugthuend hält.

(994.) Denn gesezt, die Last, die gehoben werden soll, ist gleich hundert Pfund; So ist die Frage: Wie groß ist das vorhandene Gewicht, das sie haben soll? Wenn denn nun längst zehen Hindernisse entdekt sind, die jedes seine fünf Pfunde Kraft hat; und wenn man überdieß jemand noch ein Hinderniß von fünfzig Pfunden entdekte, die bisher noch jedem andern Auge verborgen geblieben wäre: So ist darum noch nicht erwiesen, daß die Kraft des Gewichts gleich hundert Pfund sey. Zehen mahl fünf zu fünfzig mache gewiß hundert, aber zweyhundert Pfund Hinderniß gehoben, macht die Kraft des Gewichts um keine Unze grösser. Laßt das Gewicht nun die Last heben, daß wirs sehen, und wir wollens glauben, daß es nur noch an der Hebung dieses Hindernisses gefehlt habe, und es für erwiesen halten, daß die Kraft des Gewichts gleich hundert Pfund sey. Aber laßt uns hingegen fleißig daran zweifeln, bevor die Proben gemacht sind.

(995.) Mich dünkt, auf die Frage: „Warum die Lehren der Tugend, so viel Ueberzeugendes sie auch für die Vernunft haben, doch so wenig ausrichten?“ sey wachend nichts anders zu antworten, als: Ich weiß es nicht. Es ist nun, wie es ist; Und thun wir beßtens das Unsrige, so wirds ein wenig besser werden, als es ist. Der christliche Träumer wird von einem neuen Kräftmaß zum Uebergewicht der sinnlichen Neigungen für die wenigen, die es ernstlich genug suchen, und einer neuen Welt für alle

— reden, seine Unentbehrlichkeit des heiligen Geistes und der Offenbarung des Reiches Gottes desto steifer glauben, und für heute demüthig beten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ und für morgen mit Hoffnung: „Zukomme dein Reich.“ Der philosophische Träumer aber wird sich vorstellen, es sey Kraft genug da, die Lust der Sinnlichkeit zu überwiegen, die Menschen hättens sechstausend Jahre nur nicht recht angefangen, den vom Körper entbundenen Geist aber werde einst nichts mehr an schnellerm Aufschwung zur Vollkommenheit hindern. — Es wäre auch sehr voreilig hier gehandelt, die Möglichkeit göttlichrr Träume schlechthin zu verwerfen. Wo mir zuerst unumstößliche Erfahrungsbeweise vorgelegt werden können, daß der Erfolg dem Traume, auch nur in einem wesentlichen Theile, entsprochen habe — für denselben Traum will ich am meisten Achtung haben, sey es der philosophische oder der christliche.

LXXII.

Sokrates Gespräch mit dem Euthydemus über die Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Von Moses Mendelssohn.

(996.) Sokrates. Sage mir, Euthydemus: was ist die Gottesfurcht?

Euthydemus. Es ist eine sehr vortrefliche Sache.

S. Was ist denn ein gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehrt.

S. Darf man die Götter nach seiner eignen Willkühr verehren?

E. Kei-

E. Keinesweges: man muß die Gesezе in Acht nehmen, die uns vorschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten soll.

S. Wer nun die Gesezе beobachtet, weiß denn derselbige, wie man die Götter verehren soll?

E. Ich glaube ja.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll: so wird er ihnen doch nicht anders dienen sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesezе weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch den Göttern nach diesen Gesezen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber den Göttern nach den Gesezen dienet, dessen Gottesdienst wird vermuthlich recht seyn?

E. Ja, gewiß.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehrt, ist derselbige nicht gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir denn nun die Beschreibung eines gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es derjenige sey, der lebendig weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts dagegen zu sagen.

S. Dürfen aber die Menschen unter einander nach ihrem eigenen Gefallen umgehen?

E. Keineswegs; denn sie müssen gewisse Gesezе gegen einander in Acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesezen leben, leben die recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und

S. Und wer mit andern Menschen recht lebt, versteht der auch wohl, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünkt.

S. Kann man aber wohl nach den Gesezen leben, wenn man nicht versteht, was die Geseze haben wollen?

E. Es ist unmöglich.

S. Und wenn ein Mensch weiß, wie er leben soll, meynt ihr wohl, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freylich auch glauben.

S. Wißt ihr wohl jemand, der anders thut, als er glaubt, daß er thun soll?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach diejenigen, die die Geseze verstehen, welche die Menschen unter einander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Das wäre zu wünschen!

LXXIII.

Einige Reflexionen nach dem Lesen jeder Geschichte der Philosophie.*

(997.) Vor einmahl nur von einigen Haupteindrüken, die sie auf meine Seele macht, und einigen Hauptreflexionen, die sie in mir veranlasset hat.

(998.) Der menschliche Geist ist groß in allem, was er bearbeitet, in jedem Fache, auf welches er seine Kraft konzentrirt.

(999.)

* Auch des Auszugs in den Konversationen im Vorhofe der Wahrheit . . . S. Nachschrift von Einrükungen.

(999.) Der menschliche Geist ist schwach und kindisch, sich in seine Gespinnste so zu verlieben, daß er ihnen einen ausschliessenden Wehrt gibt.

(1000.) Noch mehr offenbahrt sich seine kindische Schwäche, wenn er die Gränzen seines Verstandes erkennt, die Möglichkeit, zu irren, die Leichtigkeit, sich zu täuschen — die Unausweichlichkeit der Irrthümer beynahe — einsieht, bekennt, und doch verliebt in sein ausschliessendes System; Bekenntnisse von Begränztheit der Kräfte und Unsicherheit der Erkenntniß macht troz einem Spetiker, und fortfährt zu behaupten troz einem Dogmatiker.

(1001.) Einen grossen Grad von Selbstgenuß gibt unterdessen jedes System jedem Systematiker, um so mehr er es selbst geprüft, oder selbst erbaut hat, je weiter er es aufführt, je mehr er dahinein ordnen und beherbergen kann. Schönen Traumgenuß, um so köstlicher, je entfernter sein Geist von dem Gedanken ist, daß es nur Traumgenuß sey.

(1002.) Wie sehr verschieden sind Weise und Wisser, Sapientes & Scientes, Philologen und Philognosten!

(1003.) Zum Weynen ists, zu bemerken, mit welcher unaussprechlichen Stumpfheit der Seele so viele Menschen ihr Getreib haben mit unendlich praktischen Wahrheiten, ohne ans Praktische im Ernst zu denken.

(1004.) Die beßte Kur von dogmatischer Zuversicht, und von der Herzlosigkeit bey praktischen Wahrheiten ist wohl das Studium der Geschichte der Weltweisheit. Stoiker, die sich abtrinken; und die größten Geister, von denen der eine nichts Gewisses, nichts Reales, als Materie, und der andre nichts als Idee, annihmt; mit demselben

Wetteifer an Tiefsinn und Scharfsinn der eine alles zu Körper, und der andre alles zu Geist beweist; der eine alles aus Gott her, und der andre Gott aus allem weg demonstrirt; — Wen diese nicht nüchtern vom Theorienrausch, und ernst zur Praxis machen — wen dieß nicht zur Bescheidenheit im Denken und zur Weisheit im Thun erwekt, der muß hartes Sinnes seyn.

(1005.) Auffallend ists: Je bescheidner ein Philosoph von sich dachte; je weniger Eigenliebe und Leidenschaften mit ins Spiel kamen! je mehr Ernst da war, durch Erkenntniß weise und durch Weisheit glükselig zu werden; je mehr Angelegenheit des Herzens es war, durch Unterricht Weisheit, und durch Weisheit Glükseligkeit bey andern zu befördern: desto entfernter von dogmatischer Entscheidungssucht, von Verliebtheit in ihre systematische Weltweisheit war der Philosoph.

(1006.) Wie viel Schüler, wie wenig Meister zeigt uns die Geschichte aller Zeit. Wie wenig Schüler, die wie künftige Meister lernen! Wie mancher Meister, der wie ein Schüler lehrt!

(1007.) Woher kommts, daß im Lesen der ganzen Geschichte der Philosophie, welchem System auch unser Geist zugethan oder geneigt seyn möchte, unser Herz am meisten Anmuthung fühlt, Vorliebe gewinnt — für Sokrates und für Epikur praktisch-philosophisches Wesen im Ganzen betrachtet? Jedoch mit einem grossen Uebergewicht von Achtung für jenen.

LXXIV.

Die Welt nöthiger Vorexistenzen und Vorarbeiten.

Ein Jünglingsaufsaz. *

(1008.) Immer überzeugter von der Wichtigkeit solcher Detailintuitionen, die sie auch für den abstraktesten Kopf haben, und oft für diesen gerade am meisten — rük' ich auch diese eigens besorgte Aufgabe hier ein, und hoffe, wo es noch nöthig ist, bey andrer Gelegenheit zu überzeugen, wovon ich überzeugt bin.

(1009.) Was alles dazu beygetragen habe, daß ich hier am Tische size und schreibe? — Eine schwere Aufgabe, die Sie mir, lieber Z., aufgegeben haben, so schwer, wie ich sie noch nie gehabt habe. Nicht zwar an und für sich — ich darf nur anfangen, so ligen eine Menge gebahnter Wege vor mir, auf denen es sich freylich gemächlich fortschlendern läßt; sondern schwer, wegen ihres unermeßlichen Umfengs. So ist zählen nicht schwer; aber wer zählt die Haare auf meinem Haupte? Nicht eine Kette ist Auflösung dieser Aufgabe, wo ich nur von Ring zu Ring fortschreiten kann, sondern ein Gewebe, wo jeder Punkt mit unzähligen andern wieder zusammenhängt, und dessen Ausdehnung unübersehbar ist. Anfangen will ich', aber enden kann ich nicht; wahrscheinlich wollten Sie auch nur das erste. Also, ich size hier am Tische und schreibe. Ich stamme von meinem Vater und von meiner Mutter her. Beyde hatten wieder Vaterr und Mutter, und so jeder auch der entfern-

* S. Nachschrift über Einrükungen.

testen meiner Vorfahren. Auf jedem Schritte treffe ich einen Doppelweg; die Zahl mehrt sich ins Unzählbare, dann müssen sie sich wieder nähern, und endlich treffen sie wieder in Einem zusammen. Alles, was von allen diesen genossen, gethan ward, alles was Einfluß auf sie hatte, hatte mittelbar auch Einfluß auf mich. Ich bin jezt 14 Jahre; wer zählt alles, was auf mich wirkte, bis ich wurde, was ich jezt bin? Was genoß ich nicht alles? Kartoflen, und welsche Hähne, und Zuker, die uns Amerika gab; Kaffee aus der Levante, Pfeffer und Zimmet, und was weiß ich! aus Ostindien; Thee, den China lieferte. Meine Kleider sind aus allen Welttheilen zusammengelesen, z. B. gleich meine Schuhe, meine Schnallen und baumwollenen Strümpfe — und wie verändert durch unzählige Hände, seit sie aus den Händen der Natur kamen. Den Tisch, an welchem ich size, machte ein Tischler, der Vater und Mutter hatte. Das Mahagoni-Holz, aus dem er gemacht ist, brachten Menschen auf einem Schiffe aus Amerika, wo es, wer weiß welcher arme Neger aus Guinea? fällen mußte. Meisel, Säge und Hobel — ich will sie nicht bis in ihr ursprüngliches Eisenerz verfolgen, und die Hände und Länder zählen, durch die sie gehen mußten, bis sie in unsers Tischlers Hände kamen. Die Nägel daran lieferte der Schmid, wieder eines Vaters und einer Mutter Sohn. Der Stuhl, auf dem ich size, stand als Tanne — Nachkömmling der ersten, die der Schöpfer schuf, in einem Walde; ein Mahler lakierte ihn, dessen Farben die Kaufleute mehrerer Länder hieher schaften; die Leinwaud zum Ueberzug lieferte der Weber; den Webstuhl — den Flachs lieferte der Bauer,

Bauer; die Haare, mit denen er ausgestopft ist ꝛc. Zu meiner Dinte kamen die Gallåpfel von Bäumen, eine kleine Wespe war die erste Veranlassung; der Vitriol wurde aus der Erde gegraben; der Eßig von spanischen Rosinen bereitet — und Dank dem unbekannten Chemiker, der sie erfand, oder dem neugierigen Versucher, dem sie ein Ungefähr in die Hände spielte. Das Dintenfaß ist nicht wie ein Bilz aus der Erde gewachsen, und auch der Mann nicht, der es machte. Meine Feder hat der Papa, nebst andern, von dem Schulmeister an der Paulkirche gekauft. Dieser schnitt sie mit einem Federmesser, dessen Klinge aus England kam, wozu vielleicht der Stahl als Eisen aus Steyermark geholt wurde; das Heft ist von rothem Brasilienholz. Er schliff es mit einem Schleifstein mit Oel, und zog es dann mit einem ledernen Streichriemen ab. Ihm brachte sie als Spulen ein Bauer, der sie einer Gans ausgerupft hatte, die mit Kleye und Brod und dergleichen gefüttert war. Er brannte sie dann hart über einem Glutfeuer, das er mit Holz unterhielt. — Sie sehen, Herr Z., ich berühre nur, und lasse es dann ligen; wie wäre es möglich, jeden Weg, der sich mir öffnet, bis zu Ende zu verfolgen! Vermuthlich kämen alle erst in der Schöpfungsgeschichte wieder zusammen. Dem einzigen Papier will ich etwas weiter nachgehen. Aber ich bleibe auf der Heerstrasse, und begnüge mich, die ableitenden Nebenwege nur mit Einem Worte zu berühren. Das Papier bekamen wir von einem Kaufmann, bey dem erst tausende von veranlassenden und wirkenden Ursachen zusammen kommen mußten, ehe er ein Kaufmann wurde, der uns Papier verkaufen konnte.

Dieser Kaufmann bekam es aus der Papiermühle. Ich müßte ein Baumeister seyn, um alles beschreiben zu können, was zu einer Papiermühle erfordert wird. Eichen- und Tannenholz, das im Walde gehauen, nach der Mühle hingefahren oder geflösset, und von Zimmerleuten gesäget, behauen, behobelt wurde ꝛc. Aexte, Sägen und Beile hatte der Schmid gemacht; das Eisen darzu erhielt erhielt er von Kaufleuten, die es durch wie viele Hände aus der Schmelzhütte irgend eines Bergwerks hatten kommen lassen. Hier hatten es Bergleute als Erz zu Tage gefördert, dann wurde es gepuzt und geschlemmet, und wie die Wörter alle lauten, die wir vor einem Jahre im Erzgebirge hörten; und da es völlig rein war, zu Stangen gefchmolzen und verschikt. Aber was gehörte nicht dazu, ehe das Bergwerk so weit im Stande war, daß man Eisen daraus erhielt. Wie viele Bergkunde, und Werkzeuge, und Menschen, bis man den Gang entdekt hatte; und nun wie viele Stiegen, und Räder, und Maschinen, und Feldgestänge, und Steine, und Brennholz, bis Stollen, und Schachten, und Radwerk, und Schmelzhütten im Gange waren. Doch ich verliere mich; wo blieb ich dann? Ausser den Zimmerleuten arbeiteten an der Mühle Tischler, die die kleinen Holzarbeiten machten. Was wieder für ein Feld! Dann Maurer. Ihre Ziegel waren ursprünglich Thonerde. Diese wurde gestochen, gereinigt, mit Wasser gemischt, zu Ziegeln geformt, alles mit einer Menge Werkzeugen, — dann in der Ziegelhütte gebrannt, und zur Mühle gebracht. — Der Kalch wurde aus Muscheln oder Steinen gebrannt ꝛc. Die Grausteine in einem Steinbruch gehauen, von einem

Steinhauer

Steinhauer gemeisselt, mit Meissel und Schlegel. Der Baumeister brauchte Wasserwaage und Bleyloth, und Winkelmaaß, und Zirkel u. s. w. — Schmide mußten das Eisen zu der Mühle liefern; Nägel und Klammern, und Thürangel, und Schlüssel, und Schlösser und mehrere Werkzeuge. Es mußte ein Bach da seyn, oder hergeleitet werden, der das Räderwerk trieb. Doch die Mühle sey, um der Kürze willen, einmahl fertig. Jezt müssen Lumpen da seyn, wenn wir Papier haben wollen; einer sortiert die Lumpen, ein anderer legt sie ins Wasser, um sie verfaulen zu lassen; ein dritter trägt die Masse in die Stampfmühle — hu, wie das donnert, die Ohren thun einem weh! Dann wird der Brey gereinigt ꝛc. Aber woher die Lumpen? Grosse Kisten voll kommen aus allen Gegenden herzugefahren, schwarz und weiß, und blau und grün, in lieblich chaotischer Ordnung. Fuhrmann, woher die Kisten und Tonnen alle? Aus den umliegenden Städten und Fleken, heißt es. Arme Leute sammeln sie hier vor den Thüren, und in den Häusern, bey Schneidern und Näherinnen. Wo der eine etwas aufhört brauchbar zu nennen, da fängt die Brauchbarkeit für den andern wieder an. Hier versammelt sich in traulicher Eintracht das stolze Hemde der Hofdame, und die bescheidene Deke der Bettlerin. Vielleicht spaziert, indem ich diese Zeile schreibe, meine Feder über Hemdpartikelchen aus allen Klassen und Ständen der Menschen, vom Churfürsten bis zum ärmsten Bauersmann, herum. Weisses Schreibpapier wird aus diesen leinenen Lumpen gemacht — ich will dabey stehen bleiben. Eine Näherin machte die Hemder mit Nähnadel und Zwirn, und Scheere

und Fingerhut. Die Leinwand dazu war vom Kaufmann gekommen; der hat sie bleichen lassen in freyer Luft. Auf dem Webstuhl war sie aus dünnem Faden gewebt. Den Webstuhl (kennt man den Erfinder, lieber Herr Z.?) machte der Tischler, machte das Weberschiff und die Walze, und was sonst dazu gehört. Freylich mußte auch wieder der Gott Vulkan seine hülfreiche Hand bieten — Wo könnte man ihn entbehren? Den Faden spann auf ihrem Spinnrad die fleißige Spinnerin aus Flachs. Das Spinnrad wieder ein Werk der Kunst. Der Drechsler drehete es stükweise aus Holz; seine Drechselbank und manche Arten scharfer Instrumente waren seine Gehülfen; andere Stüke schnizelte und hobelte er; dann fügte er sie mit Leim — ein Produkt des Thierreichs, an dem auch manche Hand arbeitete — zusammen. Den Flachs bringt der Bauer, der nächste an der bildenden Natur, der Spinnerin. Er säete den Leinsaamen in die mütterliche Erde, Regen und Sonnenstralen machten ihn keimend; er schoß hervor, und immer gelber wurde die harte Rinde um das fadigte Mark. Wie er reif war, schnitt er ihn, und ließ die Rinde der Fäulung sich nähern im Wasser; Dann wurde er getroknet, gebrachet, damit die Schale sich absonderte, und der Flachs durch die Hechel gezogen. Die Natur macht einen ewigen Kreislauf; Produkte des Pflanzenreichs wandelt sie zu Theilen des thierischen Körpers um, und wiederum thierische Theile geben dem Pflanzenreich Saft zum Wachsthum. Der Aker, auf dem der Flachs wuchs, war vorher gedünget, und wer will diesen Theilen nachgehen durch die Reiche der Natur bis auf ihren ersten Ursprung. —

Hier

Hier bin ich an einer Gränze; der Weg geht noch viel weiter, das seh ich, aber mir ist er nicht gehbar; unzählige Untiefen drängen sich an einander, ein Nebel hängt darüber her, den meine schwachen Augen nicht durchdringen können. Lassen Sie mich hier stehen bleiben, lieber Herr Z. — —

LXXV.

Gemeinnüzige
Auszüge aus Kant.

(1010.) Ich habe hier nicht eben die Gründe alle darzulegen und zu entwikeln, warum ich glaube, etwas sehr gemeinnüziges mit der Beylage dieser gemeinnüzigen Auszüge zu thun. Sie sind nur selten mit einem erläuternden oder reflektirenden Worte von mir begleitet, das mit der ekigten Klammer [] und dem Sternchen * bezeichnet ist.

A.

Vernunfts-Ueberdruß.

(Aus der Metaphysik der Sitten Seite 5.)

(1011.) „In der That finden wir auch, daß, je mehr „eine kultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den „Genuß des Lebens und der Glükseligkeit [*in wie ferne von ihr der Genuß des Bewußtseyns seines moralischen Wehrts, oder der Friede des Gewissens, ausgeschlossen, oder nicht als Hauptingrediens innbegriffen ist] abgiebt, „desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit

„abkomme, woraus bey vielen, und zwar den versuch-
„testen im Gebrauche im Gebrauche derselben, wenn sie
„nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser
„Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft ent-
„springt, weil sie nach dem Ueberschlage alles Vortheils,
„den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller
„Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wis-
„senschaften, (die ihnen am Ende auch ein Luxus des
„Verstandes zu seyn scheint) ziehen, dennoch finden,
„daß sie sich in der That nur mehr an Mühseligkeiten
„auf den Hals gezogen, als Glükseligkeit gewonnen ha-
„ben, und darüber endlich den gemeinern Schlag der
„Menschen, welcher der Leitung des blossen Naturin-
„stinkts näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel
„Einfluß auf sein Thun und Lassen verstattet, ehender be-
„neiden, als geringschäzen.

(1012.) „Und so viel muß man gestehen, daß das Urtheil
„derer, die die ruhmredige Hochpreisungen der Vortheile,
„die uns die Vernunft in Ansehung der Glükseligkeit
„und Zufriedenheit des Lebens [*wie fern moralische Be-
friedigung dabey nicht oder nur in geringen Anschlag ge-
bracht wird] verschaffen sollte, sehr mäßigen, und sogar
„unter Null herabsezen, keinesweges grämisch, oder ge-
„gen die Güte der Weltregierung undankbar sey, son-
„dern daß diesen Urtheilen ingeheim die Idee von einer
„andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum
„Grunde lige, zu welcher, und nicht der Glükseligkeit,
„die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sey, und welcher
„darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des
„Menschen grösstentheils nachstehen muß.“

Vom

B.

Vom Begriffe des guten Willens und der Pflicht.

(Metaphysik der Sitten. S. 8.)

(1013.) „Um aber den Begriff eines an sich selbst hoch„zuschäzenden, und ohne weitere Absicht guten Willens, „so wie er dem natürlichen gesunden Verstande beywohnt, „und nicht sowohl gelehret, als vielmehr nur aufgeklärt „zu werden bedarf; diesen Begriff, der in der Schä ung „des ganzen Wehrts unserer Handlungen immer obenan „steht, und die Bedingung alles übrigen ausmacht, zu „entwikeln, wollen wir den Begriff der Pflicht vor uns „nehmen, der den eines guten Willens, ob zwar unter „gewissen subinktiven Einschränkungen und Hindernissen, „enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verste„ken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch „Abstechung heben, und desto heller hervorscheinen lassen.

(1014.) „Ich übergehe hier alle Handlungen, die „schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich „in dieser oder jener Absicht nüzlich seyn mögen; denn „bey denen ist gar nicht einmahl die Frage: ob sie aus „Pflicht geschehen seyn mögen, da sie dieser so gar wi„derstreiten. Ich seze auch die Handlungen bey Seite, „die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Men„schen unmittelbar keine Neigung haben, sie aber „dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Nei„gung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht „unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung aus „Pflicht oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sey.

(1015.) „Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, „wo die Handlung pflichtmäßig ist, und das Subjekt noch „überdem

„überdem unmittelbare Neigung zu ihr hat. Z. B. „Es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen „unerfahrnen Käufer nicht übertheure, und wo viel Ver„kehr ist, thut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, „sondern hält einen festgesezten allgemeinen Preis für je„dermann, so daß ein Kind eben so gut bey ihm kauft, „als jeder anderer. Man wird allso ehrlich bedient; „allein das ist lange nicht genug, um deßwillen zu „glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grund„säzen der Ehrlichkeit so verfahren: sein Vortheil er„forderte es; daß er überdem noch eine unmittelbare „Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam „aus Liebe keinem vor dem andern im Preise den Vor„zug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Allso war „die Handlung weder aus Pflicht, noch aus unmittelba„rer Neigung, sondern blos in eigentlicher Absicht ge„schehen.

(1016.) „Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, „und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittel„bare Neigung. Aber um deßwillen hat die oft ängst„liche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen da„für trägt, doch keinen innern Wehrt, und die Maxi„men derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewah„ren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus „Pflicht. Dagegen, wenn die Widerwärtigkeiten und „hoffnungsloser Gram den Geschmak am Leben gänzlich „weagenommen haben, wenn der Unglükliche, stark an „Seele, über sein Schiksal mehr entrüstet, als kleinmü„thig und niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein „Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Nei„gung,

„gung, oder Furcht, sondern aus Pflicht, alsdenn hat „seine Maxime einen moralischen Gehalt. Wohlthätig „seyn, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es „manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch „ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit, oder „des Eigennuzes, ein inneres Vergnügen daran finden, „Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zu„friedenheit anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergözen „können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle der„gleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig „sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Wehrt ha„be, sondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren „gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glük„licher Weise auf das trift, was in der That gemeinnü„zig und pflichtmäßig, mithin ehrenwehrt ist, Lob und „Aufmunterung, aber nicht Hochschäzung verdient, „denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich „solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern aus „Pflicht zu thun. Gesezt also, das Gemüth eines „Menschenfreundes wäre von eignem Gram umwölkt, der „alle Theilnehmung an anderer Schiksal auslöscht, er „hätte immer noch Vermögen, andern Nothleidenden „wohlzuthun, aber fremde Noth rührte ihn nicht, weil „er mit seiner eigenen genug beschäftigt wäre, und nun, „da keine Neigung ihn dazu mehr anreizt, risse er sich „doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus, und „thäte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich „aus Pflicht, alsdenn hat sie allererst ihren ächten mo„ralischen Wehrt.

(1017.) „Noch mehr: wenn die Natur diesem oder jenem „überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, „wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Tempera„ment kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer „wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigene mit „der besondern Gabe der Geduld und aushaltenden Stär„ke versehen, dergleichen bey jedem andern auch voraus„sezt, oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen „Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Produkt „seyn würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebil„det hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell „finden, sich selbst einen weit höhern Wehrt zu geben, als „der eines gutartigen Temperaments seyn mag? Aller„dings! gerade da hebt der Wehrt des Charakters an, „der moralisch uud ohne alle Vergleichung der höchste „ist, nämlich, daß er wohlthue, nicht aus Neigung, „sondern Pflicht. [*Man darf sich übrigens darum eben nicht ein unvollkommenes Temperament wünschen, um desto mehr Gelegenheit zur Erhöhung seines moralischen Wehrts zu haben. *Denn die Gelegenheiten hiezu meh=* *ren sich und wachsen für den Menschen ohne dem, nach* *Maßgabe seiner Pflichttreue.)*

(1018.) „Seine eigene Glükseligkeit sichern, ist Pflicht, „(wenigstens indirekt,) denn der Mangel der Zufrieden„heit mit seinem Zustande, in einem Gedränge von vie„len Sorgen, und mitten unter unbedingten Bedürfnis„nissen, könnte leicht eine grosse Versuchung zu Ue„bertretung der Pflichten werden. Aber, auch „ohne hier auf Pflicht zu sehen, haben alle Menschen „schon von selbst die mächtigste und innigste Neigung zur

„Glük-

„Glükseligkeit, weil sich gerade in dieser Idee alle Nei-
„gungen zu einer Summe vereinigen. Nur ist die Vor-
„schrift der Glükseligkeit mehrentheis so beschaffen, daß
„sie einigen Neigungen grossen Abbruch thut, und doch
„der Mensch sich von der Summe der Befriedigung aller
„unter dem Namen der Glükseligkeit keinen bestimmten
„und sichern Begriff machen kann; daher nicht zu ver-
„wundern ist, wie eine einzige, in Ansehung dessen, was sie
„verheißt, und der Zeit, worinn ihre Befriedigung er-
„halten werden kann, bestimmte Neigung, eine schwan-
„kende Idee überwiegen könne, und der Mensch z. B.
„ein Podagrist, wählen könne, zu geniessen, was ihm
„schmekt, und zu leiden, was er kann, weil er, nach sei-
„nem Ueberschlage, hier wenigstens sich nicht durch viel-
„leicht grundlose Erwartungen eines Glüks, das in der
„Gesundheit steken soll, um den Genuß des gegenwärti-
„gen Augenbliks gebracht hat. Aber auch in diesem Falle,
„wenn die allgemeine Neigung zur Glükseligkeit seinen
„Willen nicht bestimmte, wenn Gesundheit für ihn we-
„nigstens nicht so nothwendig in diesen Ueberschlag ge-
„hörete, so bleibt noch hier, wie in allen andern Fällen,
„ein Gesez übrig, nämlich seine Glükseligkeit zu beför-
„dern, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht, und
„da hat sein Verhalten allererst den eigentlichen mora-
„lischen Wehrt.

(1019.) „Der zweyte Saz ist: eine Handlung aus Pflicht
„hat ihren moralischen Wehrt nicht in der Absicht, wel-
„che dadurch erreicht werden soll, und er hängt alſo
„nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Hand-
„lung ab, sondern als ein von dem Prinzip des Wol-

„lens,

„lens, nach welchem die Handlung, unangesehen aller „Gegenstände des Begehrungsvermögens, geschehen ist. „Daß die Absichten, die wir bey Handlungen haben mö„gen, und ihre Wirkungen, als Zweke und Triebfedern „des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und „moralischen Wehrt ertheilen können, ist aus dem vori„gen klar. Worin kann allso dieser Wehrt ligen, wenn „er nicht im Willen, ohne Beziehung auf deren verhoffte „Wirkung, bestehen soll? Er kann nirgends anders ligen, „als im Prinzip des Willens, unangesehen der Zweke, „die durch solche Handlung bewirkt werden können, denn „der Wille ist mitten inne zwischen seinem Prinzip a „priori, welches formell ist, und zwischen seiner Trieb„feder a posteriori, welche materiell ist, gleichsam auf „einem Scheidewege, und da er doch irgend wodurch „muß bestimmt werden, so wird er durch das formelle „Prinzip des Wollens überhaupt bestimmt werden müs„sen, wenn eine Handlung aus Pflicht geschieht, da ihm „alles materielle Prinzip entzogen worden.

(1020.) Den dritten Saz, als Folgerung aus beyden vo„rigen, würde ich so ausdrüken: Pflicht ist die Noth„wendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesez. „Zum Objekte als Wirkung meiner vorhabenden Hand„lung kann ich zwar Neigung haben, aber niemals „Achtung, eben darum, weil sie blos eine Wirkung „meines Willens ist. Eben so kann ich für Neigung über„haupt, sie mag nur meine oder eines andern seine seyn, „nicht Achtung haben, ich kann sie höchstens im ersten „Falle billigen, im zweyten bisweilen selbst lieben, d. i. „sie als meinen eigenen Vortheil günstig ansehen. Nur

„das, was bloß als Grund, niemahls aber als Wirkung „mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner „Neigung dient, sondern sie überwiegt, wenigstens diese „von dem Ueberschlage bey der Wahl ganz ausschließt, „mithin das blosse Gesez für sich, kann ein Gegenstand „der Achtung und hiemit ein Gebot seyn. Nur soll eine „Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung, und mit „ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, allso „bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen „könne, als objektiv, das Gesez, und subjektiv, reine „Achtung für dieses praktische Gesez, mithin die Maxi„me *), einem solchen Geseze, selbst mit Abbruch aller „meiner Neigungen, Folge zu leisten.“

C.

Der Begriff von Pflicht,

Ein Ideal der praktischen Vernunft.

(Met. der Sitten S. 25.)

(1021.) „Wenn wir unsern bisherigen Begriff der Pflicht „aus dem gemeinen Gebrauche unserer praktischen Ver„nunft gezogen haben, so ist daraus keinesweges zu „schliessen, als hätten wir ihn als einen Erfahrungsbe„griff behandelt. Vielmehr, wenn wir auf die Erfah„rung vom Thun und Lassen der Menschen Acht haben, treffen

*) Maxime ist das subjektive Princip des Wollens; das objektive Princip, (d. i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjektiv zum praktischen Princip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesez.

„treffen wir häufige, wie wir selbst einräumen, gerechte „Klagen an, daß man von der Gesinnung, aus reiner „Pflicht zu handeln, so gar keine sichere Beyspiele an„führen könne, daß, wenn gleich manches dem, was „Pflicht gebietet, gemäß geschehen mag, es dennoch „so zweifelhaft sey, daß es eigentlich aus Pflicht ge„schehe, und allso einen moralischen Wehrt habe, daß „es zu aller Zeit Philosophen gegeben hat, welche die „Wirklichkeit dieser Gesinnung in den menschlichen „Handlungen schlechterdings abgeläugnet, und alles der „mehr oder weniger verfeinerten Selbstliebe zugeschrie„ben haben, ohne doch deswegen die Richtigkeit des „Begriffs von Sittlichkeit in Zweifel zu ziehen, viel„mehr mit inniglichem Bedauren der Gebrechlichkeit und „Unlauterkeit der menschlichen Natur, die zwar edel ge„nug ist, sich eine so achtenswürdige Idee zu ihrer Vor„schrift zu machen, aber zugleich zu schwach, um sie zu „befolgen, und welche die Vernunft, die ihr zur Gesez„gebung dienen sollte, nur dazu braucht, um das In„teresse der Neigungen, es sey einzeln, oder, wenn „es hoch kommt, in ihrer größten Verträglichkeit unter „einander, zu besorgen.

(1022.) „In der That ist es schlechterdings unmöglich, „durch Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger Gewiß„heit auszumachen, wo die Maxime einer sonst pflicht„mäßigen Handlung lediglich auf moralischen Gründen „und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruhet habe. „Denn es ist zwar bisweilen der Fall, daß wir bey der „schärfsten Selbstprüfung gar nichts antreffen, was aus„ser dem moralischen Grunde der Pflicht mächtig genug „hätte

„hätte seyn können, uns zu dieser oder jener guten Hand-
„lung, und so grosser Aufopferung zu bewegen, es kann
„aber daraus gar nicht mit Sicherheit geschlossen wer-
„den, daß wirklich gar kein geheimer Antrieb der Selbst-
„liebe unter der Vorspiegelung jener Idee, die eigentliche
„bestimmende Ursache des Willens gewesen sey, dafür
„wir denn gerne uns mit einem uns fälschlich angemaß-
„ten edlern Bewegungsgründe schmeicheln, in der That
„aber selbst durch die angestrengteste Prüfung hinter die
„geheimen Triebfedern niemahls völlig kommen kön-
„nen, weil, wenn vom moralischen Wehrte die Rede ist,
„es nicht auf die Handlung ankömmt, die man sieht, son-
„dern auf jene innern Principien derselben, die man
„nicht sieht.

(1023.) „Man kann auch denen, die alle Sittlichkeit als
„blosses Hirngespinst einer durch Eigendünkel sich selbst
„übersteigenden menschlichen Einbildung verlachen, kei-
„nen gewünschtern Dienst thun, als ihnen einzuräu-
„men: daß die Begriffe der Pflicht, (so wie man sich aus
„Gemächlichkeit gerne überredet, daß es auch mit allen
„übrigen Begriffen bewandt sey), [*Dieß hat Beziehung
auf das so gewaltige Vorurtheil so vieler Philosophen,
daß, weil der Mensch nichts vor der Erfahrung erkenne,
er auch nichts ohne Erfahrung erkenne.] „lediglich
„aus der Erfahrung gezogen werden müßten; denn da
„bereitet man jenen einen sichern Triumph. Ich will
„aus Menschenliebe einräumen, daß noch die meisten un-
„serer Handlungen pflichtmäßig seyen; sieht man aber
„ihr Dichten und Trachten näher an, so stößt man al-
„lenthalben auf das liebe Selbst, was immer hervorsticht,
„worauf

„worauf, und nicht auf das strenge Gebot der Pflicht,
„welches mehrmalen Selbstverläugnung erfordern wür-
„de, sich ihre Absicht stüzet.

(1024.) „Man braucht auch eben kein Feind der Jugend,
„sondern nur ein kaltblütiger Beobachter zu seyn, der
„den lebhaftesten Wunsch für das Gute nicht so fort für
„dessen Wirklichkeit hält, um (vornehmlich mit zuneh-
„menden Jahren, und einer durch Erfahrung theils ge-
„wizigten, theils zum Beobachten geschärften Urtheils-
„kraft) in gewissen Augenbliken zweifelhaft zu werden,
„ob auch in der Welt irgend wahre Tugend angetroffen
„werde.

(1025.) „Und hier kann uns nun nichts mehr für dem
„gänzlichen Abfall von unseren Ideen der Pflicht be-
„wahren, und gegründete Achtung gegen ihr Gesez in
„der Seele erhalten, als die klare Ueberzeugung, daß,
„wenn es auch niemahls Handlungen gegeben habe, die
„aus solchen reinen Quellen entsprungen wären, dennoch
„hier auch davon gar nicht die Rede sey: ob dieß oder
„jenes geschehe; sondern die Vernunft für sich selbst und
„unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was ge-
„schehen soll, mithin Handlungen, von denen die Welt
„vielleicht bisher noch gar kein Beyspiel gegeben hat,
„an deren Thunlichkeit sogar der, so alles auf Erfahrung
„gründet, sehr zweifeln möchte, dennoch durch Vernunft
„unnachläßlich geboten sey, und daß z. B. reine Red-
„lichkeit in Freundschaft um nichts weniger von jedem
„Menschen gefordert werden könne, wenn es gleich bis
„jezt gar keinen redlichen Freund gegeben haben mögte,
„weil diese Pflicht als Pflicht überhaupt vor aller Er-

„fahrung in der Idee einer den Willen durch Gründe „a priori bestimmenden Vernunft ligt.“

D.

Schwierigkeit des Begriffs von Glükseligkeit.

(Met. der Sitten. Seite 46.)

(1026.) [*Ich darf meine Aeusserungen über Glükseligkeit im ersten Theile damit zu vergleichen empfehlen.] „Allein es ist ein Unglük, daß der Begriff der Glükseligkeit „ein so unbestimmter Begriff ist, daß obgleich jeder Mensch „zu dieser zu gelangen wünscht, er dennoch niemahls bestimmt, und mit sich selbst einstimmig sagen kann, was „er eigentlich wünsche und wolle.

(1027.) „Die Ursache davon ist: daß alle Elemente, die „zum Begriffe der Glükseligkeit gehören, insgesammt empirisch sind, d. i. aus der Erfahrung müssen entlehnt „werden, daß gleichwohl zur Idee der Glükseligkeit ein „absolutes Ganze, ein Maximum des Wohlbefindens, in „meinem gegenwärtigen und jedem zukünftigen Zustande „erforderlich ist. Nun ists unmöglich, daß das einsehendeste und zugleich allervermögendste, aber doch endliche Wesen sich einen bestimmten Begriff von dem mache, was es hier eigentlich wolle. Will er Reichthum: „wie viel Sorge, Neid und Nachstellung könnte er sich „dadurch nicht auf den Hals ziehen. Will er viel Erkenntniß und Einsicht: vielleicht könnte das ein nur um „desto schärferes Auge werden, um die Uebel, die sich „für ihn jezt noch verbergen, und doch nicht vermieden „werden können, ihm nur um desto schreklicher zu zei-

„gen, oder seinen Begierden, die ihm schon genug zu „schaffen machen, noch mehr Bedürfniß aufzubürden. „Will er langes Leben: wer steht ihm dafür, daß es „nicht ein langes Elend seyn würde? Will er wenig„stens Gesundheit: wie oft hat noch Ungemächlichkeit „des Körpers von Ausschweifung abgehalten, darein un„beschränkte Gesundheit würde haben fallen lassen u. s. w. „Kurz, er ist nicht vermögend, nach irgend einem Grund„saze, mit völliger Gewißheit zu bestimmen, was ihn „wahrhaftig glüklich machen würde. Man kann also „nicht nach bestimmten Principien handeln, um glüklich „zu seyn, sondern nach empirischen Rathschlägen, z. B. „der Diät, der Sparsamkeit, der Höflichkeit, der Zu„rükhaltung u. s. w., von welchen die Erfahrung lehrt, „daß sie das Wohlbefinden im Durchschnitte am meisten „befördern.“

E.

Reiner Begriff von Sittlichkeit.

(Met. der Sitten. Seite 61.)

(1028.) „Alles also, was empirisch ist, ist, als Zuthat „zum Princip der Sittlichkeit, nicht allein dazu ganz un„tauglich, sondern der Lauterkeit der Sitten selbst höchst „nachtheilig, an welchen der eigentliche und über allen „Preis erhabene Wehrt eines schlechterdings guten Wil„lens, eben darinn besteht, daß das Princip der Hand„lung von allen Einflüssen zufälliger Gründe, die nur „Erfahrung an die Hand geben kann, frey sey. Wider

„diese

„diese Nachläßigkeit oder gar niedrige Denkungsart, in „Aufsuchung des Princips unter empirischen Bewegursa„chen und Gesezeu, kann man auch nicht zu viel und zu „oft Warnungen ergehen lassen, indem die menschliche „Vernunft in ihrer Ermüdung gern auf diesem Polster aus„ruht, und in dem Traume süsser Vorspiegelungen (die „sie doch statt der Juno eine Wolke umarmen lassen), „der Sittlichkeit einen aus Gliedern ganz verschiedener „Abstammung zusammengeflikten Bastard unterschiebt, der „allem ähnlich sieht, was man daran sehen will, nur der „Tugend nicht, für den, der sie einmahl in ihrer wah„ren Gestalt erblikt hat.

(1029.) „Die Tugend in ihrer eigentlichen Gestalt erbli„ken, ist nichts anders, als die Sittlichkeit, von aller „Beymischung des Sinnlichen und allem unächten Schmuk „des Lohns, oder der Selbstliebe entkleidet, darzustellen. „Wie sehr sie alsdann alles übrige, was den Neigungen „reizend erscheint, verdunkele, kann jeder vermittelst des „mindesten Versuchs seiner nicht ganz für alle Abstrak„tion verdorbenen Vernunft leicht inne werden.

(1030.) „Doch ist das Princip der eigenen Glükselig„keit [*nämlich mit Ausschluß der moralischen Seelenruhe] „am meisten verwerflich, nicht blos deswegen, weil es „falsch ist, und die Erfahrung dem Vorgeben, als ob „das Wohlbefinden sich jederzeit nach dem Wohlverhal„ten richte, widerspricht, auch nicht blos, weil es gar „nichts zur Gründung der Sittlichkeit beyträgt, indem „es ganz was anders ist, einen glüklichen, als einen gu„ten Menschen, und diesen klug und auf seinen Vortheil „abgewizt, als ihn tugendhaft zu machen: sondern weil

„es der Sittlichkeit Triebfedern unterlegt, die sie eher „untergraben, und ihre ganze Erhabenheit zernichten, „indem sie die Bewegursachen zur Tugend mit denen „zum Laster in eine Klasse stellen, und nun den Kalkul „besser ziehen lehren, den specifischen Unterschied beyder „aber ganz und gar auslöschen.“

F.

Urtheile der gemeinen Vernunft über Sittlichkeit.

(Metaphysik der Sitten. S. 112.)

(1031.) „Der praktische Gebrauch der gemeinen Menschen„schenvernunft bestätigt die Richtigkeit dieser Deduktion. „Es ist niemand, selbst der ärgste Bösewicht, wenn er „nur sonst Vernunft zu brauchen gewöhnt ist; der nicht, „wenn man ihm Beyspiele der Redlichkeit in Absichten, „der Standhaftigkeit in Befolgung guter Maximen, der „Theilnehmung und des allgemeinen Wohlwollens, (und „noch dazu mit grossen Aufopferungen von Vortheilen „und Gemächlichkeit verbunden,) vorlegt, nicht wünsche, „daß er auch so gesinnt seyn mögte. Er kann es aber „nur wegen seiner Neigungen und Antriebe nicht wol „in sich zu Stande bringen; wobey er dennoch zugleich „wünscht, von solchen ihm selbst lästigen Neigungen frey „zu seyn.

(1032.) „Er beweiset hierdurch allso, daß er mit einem „Willen, der von Antrieben der Sinnlichkeit frey ist, „sich in Gedanken in eine ganz andre Ordnung der Dinge „verseze, als die seiner Begierden im Fall der Sinnlich-

keit,

„keit, weil er von jenem Wunsche keine Vergnügung der „Begierden, mithin keinen für irgend eine seiner wirk„lichen oder sonst erdenklichen Neigungen befriedigenden „Zustand, (denn dadurch würde selbst die Idee, welche „ihm den Wunsch ablokt, ihre Vorzüglichkeit einbüssen,) „sondern nur einen grössern innern Wehrt seiner Person „erwarten kann.

G.

Unerklärlichkeit
des Interesse an moralischen Gesezen.
(Metaphysik der Sitten. S. 121.)

(1033.) „Die subjektive Unmöglichkeit, die Freyheit des „Wollens zu erklären, ist mit der Unmöglichkeit, ein „Interesse *) ausfindig und begreiflich zu machen, welches „der Mensch an moralischen Gesezen nehmen könne, einer„ley; und gleichwol nihmt er wirklich daran ein Interesse, „wozu wir die Grundlage in uns das moralische Gefühl „nennen, welches fälschlich für das Richtmaaß unserer sitt„lichen Beurtheilung von einigen ausgegeben worden, „da

*) „Interesse ist das, wodurch Vernunft praktisch, d. i. „eine den Willen bestimmende Ursache wird Daher „sagt man nur von einem vernünftigen Wesen, daß „es woran ein Interesse nehme; vernunftlose Geschö„pfe fühlen nur sinnliche Antriebe. Ein unmittel„bares Interesse nihmt die Vernunft nur alsdann „an der Handlung, wenn die Allgemeingültigkeit „der Maxime derselben ein genugsamer Bestimmungs„grund des Willens ist. Ein solches Interesse ist al„lein rein. Wenn sie aber den Willen nur vermit„lelst eines andern Objekts des Begehrens, oder un„ter Voraussezung eines besondern Gefühls des Sub„jekts

„da es vielmehr als die subiektive Wirkung, die das „Gesez auf den Willen ausübt, angesehen werden muß, „wozu Vernunft allein die objektiven Gründe hergibt. „Um das wollen, wozu die Vernunft allein dem sinnlich- „afficirten vernünftigen Wesen das Sollen vorschreibt, „dazu gehört freylich ein Vermögen der Vernunft, ein „Gefühl der Lust, oder des Wohlgefallens an der Er- „füllung der Pflicht einzuflössen, mithin eine Kaussali- „tät derselben, die Sinnlichkeit ihren Principien gemäß „zu bestimmen.

(1034.) „Es ist aber gänzlich unmöglich, einzusehen, d. i. „a priori begreiflich zu machen, wie ein blosser Gedanke, „der selbst nichts Sinnliches enthält, eine Empfindung „der Lust oder Unlust hervorbringe; denn das ist eine „besondere Art von Kaussalität, von der, wie von aller „Kaussalität, wir gar nichts a priori bestimmen können, „sondern darin allein die Erfahrung befragen müssen. Da „diese aber kein Verhältniß der Ursache zur Wirkung, „als zwischen zwey Gegenständen der Erfahrung, an die „Hand geben kann, hier aber reine Vernunft durch blosse „Ideen, (die gar keinen Gegenstand für Erfahrung abge- „ben), die Ursache von einer Wirknng, die freylich in der „Erfahrung ligt, seyn soll, so ist die Erklärung, wie

„und

„iekts bestimmen kann, so nihmt die Vernunft nur „ein mittelbares Interesse an der Handlung, und da „Vernunft für sich allein weder Objekte des Willens, „noch ein besonderes ihm zu Grunde ligendes Gefühl „ohne Erfahrung ausfindig machen kann, so würde „das leztere Interesse nur empirisch, und kein rei- „nes Vernunftinteresse seyn. Das logische Interesse „der Vernunft (ihre Einsichten zu befördern), ist „niemahls unmittelbar, sondern sezt Absichten ihres „Gebrauchs voraus.

„und warum uns die Allgemeinheit der Maxime als „Gesezes, mithin die Sittlichkeit, interesire, uns Men„schen gänzlich unmöglich.

(1035.) „So viel ist nur gewiß, daß es nicht darum für „uns Gültigkeit hat, weil es interessirt, (denn das ist „Heteronomie und Abhänglichkeit der praktischen Ver„nunft von Sinnlichkeit, nämlich einem zum Grunde „ligenden Gefühl, wobey sie niemahls sittlich gesezgebend „seyn könnte), sondern daß es interessirt, weil es für uns „als Menschen gilt, da es aus unserm Willen als Intel„ligenz, mithin aus unserm eigentlichen Selbst, ent„sprungen ist.“ [* Ein tief und hoch führender Ge„danke!]

H.

Können und Sollen.

(Kritik der praktischen Vernunft S. 51.)

(1036.) „Sezet, daß jemand von seiner wollüstigen Neigung vorgibt, sie sey, wenn ihm der beliebte Gegenstand und die Gelegenheit dazu vorkämen, für ihn ganz unwiderstehlich: ob, wenn ein Galgen vor dem Hause, da er diese Gelegenheit trift, aufgerichtet wäre, um ihn sogleich nach genossener Wollust daran zu knüpfen, er alsdenn nicht seine Neigung bezwingen würde? Man darf nicht lange rathen, was er antworten würde. Fragt ihn aber, ob, wenn sein Fürst ihm, unter Androhung derselben unverzögerten Todesstrafe, zumuthete, ein falsches Zeugniß wider einen ehrlichen Mann, den er gerne unter scheinbaren Vorwänden verderben möchte, abzulegen, ob er

da, so groß auch seine Liebe zum Leben seyn mag, sie wol zu überwinden für möglich halte? Ob er es thun würde, oder nicht, wird er sich vielleicht nicht getrauen zu versichern; daß es ihm aber möglich sey, muß er ohne Bedenken einräumen. Er urtheilet also, daß er etwas kann, darum, weil er sich selbst bewußt ist, daß er es soll, und erkennt in sich die Freyheit, die ihm sonst ohne das moralische Gesez unbekannt geblieben wäre."

I.

Gränzen der Sittlichkeit und Selbstliebe.

(Krit. der prakt. Vernunft. S. 62.)

(1037.) Wenn ein dir sonst beliebter Umgangsfreund sich bey dir wegen eines falschen abgelegten Zeugnisses dadurch zu rechtfertigen vermeynte, daß er zuerst die, seinem Vorgeben nach, heilige Pflicht der eigenen Glükseligkeit vorschüzte, alsdenn die Vortheile herzählte, die er sich alle dadurch erworben, die Klugheit namhaft machte, die er beobachtet, um wider alle Entdekung sicher zu seyn, selbst wider die von Seiten deiner selbst, dem er das Geheimdarum allein offenbaret, damit er es zu aller Zeit abläugnen könne; dann aber im ganzen Ernst vorgäbe, er habe eine wahre Menschenpflicht ausgeübt: so würdest du ihm entweder ins Gesicht lachen, oder mit Abscheu davon zurükbeben, ob du gleich, wenn jemand blos auf eigne Vortheile seiner Grundsäze gesteuert hat, wider diese Maasregeln nicht das mindeste einzuwenden hättest. Oder sezet, es empfehle euch jemand einen Mann zum Haushalter,

halter, dem ihr alle eure Angelegenheiten blindlings anvertrauen könnet, und, um euch Zutrauen einzuflössen, rühmte er ihn als einen klugen Menschen, der sich auf seinen eignen Vortheil meisterhaft verstehe, auch als einen rastlos wirksamen, der keine Gelegenheit dazu ungenüzt vorbeygehen liesse, endlich, damit euch ja nicht Besorgnisse wegen eines pöbelhaften Eigennuzes desselben im Wege stünden, rühmte er, wie er recht zu leben verstünde, nicht im Geldsammeln oder brutaler Ueppigkeit, sondern in der Erweiterung seiner Kenntnisse, einem wolgewählten belehrenden Umgange, selbst im Wolthun der Dürftigen, sein Vergnügen suchte, übrigens aber wegen der Mittel, (die doch ihren Wehrt oder Unwehrt nur vom Zwek entlehnen) nicht bedenklich wäre, und fremdes Geld und Gut ihm hiezu, sobald er nur wisse, daß er es unentdekt und ungehindert thun könne, so gut wie sein eigenes wäre: So würdet ihr entweder glauben, der Empfehlende habe euch zum beßten, oder er habe den Verstand verlohren. — So deutlich und scharf sind die Gränzen der Sittlichkeit und der Selbstliebe abgeschnitten, daß selbst das gemeinste Aug den Unterschied, ob etwas zu der einen oder andern gehöre, gar nicht verfehlen kann. Folgende wenige Bemerkungen können zwar bey einer so offenbaren Wahrheit überflüßig scheinen, allein sie dienen doch wenigstens dazu, dem Urtheile der gemeinen Menschenvernunft etwas mehr Deutlichkeit zu verschaffen."

K. Forts

K.

Fortsezung.

(Kritik der prakt. Vernunft. S. 62.)

(1038.) „Der im Spiel verlohren hat, kann sich über sich selbst und seine Unklugkheit ärgern, aber wenn er sich bewußt ist, im Spiel betrogen (obzwar dadurch gewonnen) zu haben, so muß er sich selbst verachten, sobald er sich mit dem sittlichen Gesez vergleicht. Dieses muß allso doch wol etwas anderes, als das Princip der eigenen Glükseligkeit seyn. Denn zu sich selber sagen zu müssen: ich bin ein Nichtswürdiger, ob ich gleich meinen Beutel gefüllt habe: muß doch ein anderes Richtmaaß meines Urtheils haben, als sich selbst Beyfall zu geben, und zu sagen: ich bin ein kluger Mensch, denn ich habe meine Kasse bereichert.“

L.

Selbstliebe, Eigendünkel.

(Kritik der prakt. Vernunft. S. 131.)

(1039.) „Man kann diesen Hang, sich selbst nach dem subjektiven Bestimmungsgrunde seiner Willkühr zum objektiven Bestimmungsgrunde des Willens überhaupt zu machen, die Selbstliebe nennen, welche, wenn sie sich gesezgebend, und zum unbedingten praktischen Prinzip macht, Eigendünkel heissen kann. Nun schließt das moralische Gesez, welches allein wahrhaftig (nämlich in aller Absicht) objektiv ist, den Einfluß der Selbstliebe auf

das

das oberste praktische Princip gänzlich aus, und thut dem Eigendünkel, der die subjektiven Bedingungen des erstern als Gesetze vorschreibt, unendlichen Abbruch. Was nun unserm Eigendünkel in unserm eigenen Urtheil Abbruch thut, das demüthigt. Also demüthigt das moralische Gesez unvermeidlich jeden Menschen, indem dieser mit demselben den sinnlichen Hang seiner Natur vergleicht. Dasjenige, dessen Vorstellung, als Bestimmungsgrund unsers Willens, und in unserm Selbstbewußtseyn demüthigt, erwekt, sofern es als Positiv und Bestimmungsgrund ist, für sich Achtung. Also ist das moralische Gesez auch subjektiv ein Grund der Achtung. Da nun alles, was in der Selbstliebe angetroffen wird, zur Neigung gehört, alle Neigung aber auf Gefühlen beruht, mithin was allen Neigungen insgesammt in der Selbstliebe Abbruch thut, eben dadurch nothwendig auf das Gefühl Einfluß hat, so begreiffen wir, wie es möglich ist, a priori einzusehen, daß das moralische Gesez, indem es die Neigungen und den Hang, sie zur obersten praktischen Bedingung zu machen, d. i. die Selbstliebe, von allem Beytritte zur obersten Gesezgebung ausschließt, eine Wirkung aufs Gefühl ausüben könne, welche einerseits blos negativ ist, anderseits und zwar in Ansehung des einschränkenden Grundes, der reinen praktischen Vernunft positiv ist, und wozu gar keine besondere Art von Gefühl, unter dem Namen eines praktischen, oder moralischen, als vor dem moralischen Gesezе vorhergehend und ihm zum Grunde ligend, angenommen werden darf.“

M. Ach.

M.

Achtung.

(Kritik der praktischen Vernunft. S. 139.)

(1040.) „Achtung geht jederzeit nur auf Personen, niemahls auf Sachen. Die leztere können Neigung, und wenn es Thiere sind (z. B. Pferde, Hunde ꝛc. ꝛc.), sogar Liebe oder auch Furcht, wie das Meer, ein Vulkan, ein Raubthier, niemahls aber Achtung in uns erweken. [*Nie nichts ähnliches gegen das edle Pferd, den trenen Hund, den dankbaren Löwen?] Etwas, was diesem Gefühl schon näher tritt, ist Bewunderung, und diese, als Affekt, das Erstaunen kann auch auf Sachen gehen, z. B. himmelhohe Berge, die Grösse, Menge und Weite der Weltkörper, die Stärke und Geschwindigkeit mancher Thiere u. s. w. Aber alles dieß ist nicht Achtung. Ein Mensch kann mir auch ein Gegenstand der Liebe, der Furcht, oder der Bewunderung, sogar bis zum Erstaunen, und doch darum kein Gegenstand der Achtung seyn. Seine scherzhafte Laune, sein Muth und Stärke, seine Macht, durch seinen Rang, den er unter andern hat, können mir dergleichen Empfindungen einflössen, es fehlt aber immer noch an innerer Achtung gegen ihn. Fontenelle sagt: Vor einem Vornehmen büke ich mich, aber mein Geist bükt sich nicht. Ich kann hinzusezen: vor einem niedrigen, bürgerlich-gemeinen Mann, an dem ich eine Rechtschaffenheit des Charakters in einem gewissen Maasse, als ich mir von mir selbst nicht bewußt bin, wahrnehme, bükt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht, und den Kopf noch so hoch

tragen,

tragen, um ihn meinen Vorrang nicht übersehen zu lassen. Warum das? Kein Beyspiel hält mir ein Gesez vor, das meinen Eigendünkel niederschlägt, wenn ich es mit meinem Verhalten vergleiche, und dessen Befolgung, mithin die Thunlichkeit desselben, ich durch die That bewiesen vor mir sehe. Nun mag ich mir sogar eines gleichen Grades der Rechtschaffenheit bewußt seyn, und die Achtung bleibt doch. Denn, da beym Menschen immer alles Gute mangelhaft ist, so schlägt das Gesez, durch ein Beyspiel anschaulich gemacht, doch immer den Stolz nieder; Wozu der Mann, den ich vor mir sehe, dessen Unlauterkeit, die ihm immer noch anhängen mag, mir nicht so, wie mir die meinige, bekannt ist, der mir allso in reinerem Lichte erscheint, einen Maßstaab abgiebt. Achtung ist ein Tribut, den wir dem Verdienste nicht verweigern können, wir mögen wollen oder nicht; wir mögen allenfalls äusserlich damit zurükhalten, so können wir doch nicht verhüten, sie innerlich zu empfinden.“

(1041.) „Die Achtung ist so wenig ein Gefühl der Lust, daß man sich ihr in Ansehung eines Menschen nur ungern überläßt. Man sucht etwas ausfindig zu machen, was uns die Last derselben erleichtern könne, irgend einen Tadel, um uns wegen der Demüthigung, die uns durch ein solches Beyspiel widerfährt, schadlos zu halten. Selbst Verstorbene sind, vornehmlich weun uns ihr Beyspiel nachahmlich scheint, von dieser Kritik nicht immer gesichert.

Sogar das moralische Gesez selbst in seiner feyerlichen Majestät, ist diesem Bestreben, sich der Achtung dagegen zu erwehren, ausgesezt. Meynt man wol, daß es einer andern Ursache zuzuschreiben sey, weswegen man es zu unserer vertraulichen Neigung herabwürdigen möchte, und sich aus andern Ursachen alles so bemühe, um es zur beliebten Vorschrift unsers eigenen wolverstandenen Vortheils zu machen, als daß man der abschrekenden Achtung, die uns unsere eigene Unwürdigkeit so strenge vorhält, los werden möge? Gleichwol ist darin doch auch wiederum so wenig Unlust, daß wenn man einmahl den Eigendünkel abgelegt, und jener Achtung praktischen Einfluß verstattet hat, man sich wiederum an der Herrlichkeit dieses Gesezes nicht satt sehen kann, und die Seele sich in dem Maasse selbst zu erheben glaubt, als sie das heilige Gesez über sich und ihre gebrechliche Natur erhaben sieht. Zwar können grosse Talente und eine ihnen proportionirte Thätigkeit auch Achtung, oder ein mit derselben analogisches Gefühl bewirken, es ist auch ganz anständig, es ihnen zu widmen, und da scheint es, als ob Bewunderung mit jener Empfindung einerley seye. Allein, wenn man näher zusieht, so wird man bemerken, daß, da es immer ungewiß bleibt, wie viel das angebohrne Talent, und wie viel Kultur durch eigenen Fleiß an der Geschiklichkeit Theil habe, so stellt uns die Vernunft die leztere muthmaßlich als Frucht der Kultur, mithin als Verdienst vor, welches unsern Eigendünkel

gendünkel merklich herabstimmt, und uns darüber entweder Vorwürfe macht, oder uns die Befolgung eines solchen Beyspiels, in der Art, wie es uns angemessen ist, auferlegt. Sie ist also nicht blosse Bewunderung, diese Achtung, die wir einer solchen Person (eigentlich dem Geseze, was uns sein Beyfall vorhält,) beweisen, welches sich auch dadurch bestätigt, daß der gemeine Haufe, der Liebhaber, wenn er das Schlechte des Charakters eines solchen Mannes (wie etwa Voltaire) sonst woher erkundigt zu haben glaubt, alle Achtung gegen ihn aufgiebt, der wahre Gelehrte aber sich noch immer wenigstens im Gesichtspunkte seiner Talente fühlt, weil er selbst in einem Geschäfte und Berufe verwikelt ist, welcher die Nachahmung desselben ihm gewissermassen zum Geseze macht."

(1042.) „Achtung fürs moralische Gesez ist also die einzige und zugleich unbezweifelte moralische Triebfeder, so wie dieses Gefühl auch auf keiu Objekt anders, als lediglich aus diesem Grunde gerichtet ist."

N.

Pflicht.

(Kritik der praktischen Vernunft.)

(1043.) „Pflicht! Du erhabener grosser Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bey sich führt, in dich fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schrekte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesez aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem allgemeine Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegen wirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edeln Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wehrtes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?“

O. Ge

O.

Gewissen.

(Kritik der prakt. Vernunft. S. 175.)

(1044.) „Hiemit stimmen auch die Rechtssprüche desjenigen wundersamen Vermögens in uns, welches wir Gewissen nennen, vollkommen überein. Ein Mensch mag künsteln, so viel er will, um ein gesezwidriges Betragen, dessen er sich erinnert, sich als unvorsezliches Versehen, als blosse Unbehutsamkeit, die man niemahls gänzlich vermeiden kann, folglich als etwas, worin er vom Strom der Naturnothwendigkeit fortgerissen wäre, vorzumahlen und sich darüber für schuldfrey zu erklären, so findet er doch, daß der Advokat, der zu seinem Vortheil spricht, den Ankläger in ihm keineswegs zum Verstummen bringen könne, wenn er sich bewußt ist, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bey Sinnen, d. i. im Gebrauche seiner Freyheit war, und gleichwol erklärt er sich sein Vergehen, aus gewisser übeln, durch allmählige Vernachläßigung der Achtsamkeit auf sich selbst zugezogener Gewohnheit, bis auf den Grad, daß er es als eine natürliche Folge derselben ansehen kann, ohne daß dieses ihn gleichwol wider den Selbsttadel und den Verweis sichern kann, den er sich selbst macht. Darauf gründet sich denn auch die Reue über eine längst begangene That bey jeder Erinnerung derselben; eine schmerzhafte, durch moralische Gesinnung gewirkte Empfindung, die sofern praktisch leer ist, als sie nicht dazu dienen kann, das Geschehene ungeschehen zu machen, und sogar ungereimt seyn würde, aber als

Scherz, doch ganz rechtmäßig ist, weil die Vernunft, wenn es auf das Gesez unserer intelligibeln Existenz (das Moralische) ankömmt, keinen Zeitunterschied anerkennt, und nur frägt, ob die Begebenheit mir als That angehöre, alsdenn aber immer dieselbe Empfindung damit moralisch verknüpfe, sie mag jezt geschehen, oder vorlängst geschehen seyn."

In dieser Rüksicht, die unserer Vernunft natürlich, obgleich unerklärlich ist, lassen sich auch Beurtheilungen rechtfertigen, die mit aller Gewissenhaftigkeit gefället, dennoch dem ersten Anschein nach aller Billigkeit zu widerstreiten scheinen. Es giebt Fälle, wo Menschen von Kindheit auf, selbst unter einer Erziehung, die, mit der übrigen zugleich, andern ersprießlich war, dennoch so frühe Bosheit zeigen, und so bis in ihre Mannesjahre zu steigen fortfahren, daß man sie für gebohrne Böswichter, und gänzlich, was die Denkungsart betrifft, für unverbesserlich hält, gleichwol aber sie wegen ihres Thuns und Lassens eben so richtet, ihnen ihre Verbrechen eben so als Schuld verweiset, ja sie (die Kinder) selbst diese Verweise so ganz gegründet finden, als ob sie, ungeachtet der ihnen beygemessenen hoffnungslosen Naturbeschaffenheit ihres Gemüths, eben so verantwortlich blieben, als jeder andere Mensch.

P. Phi-

P.

Philosophie.

(Kritik der praktischen Vernunft S. 196.)

(1045.) „Diese Idee, d. i. für die Maxime unseres vernünftigen Verhaltens hinreichend zu bestimmen, ist die Weisheitslehre, und diese wiederum als Wissenschaft, ist Philosophie, in der Bedeutung, wie die Alten das Wort verstanden, bey denen sie eine Anweisung zu dem Begriffe war, worin das höchste Gut zu sezen, und zum Verhalten, durch welches es zu erwerben sey. Es wäre gut, wenn wir dieses Wort bey seiner alten Bedeutung liessen, als eine Lehre vom höchsten Gut, so fern die Vernunft ist, es darin zur Wissenschaft zu bringen. Denn eines Theils würde die angehängte einschränkende Bedingung dem griechischen Ausdruk (welchelcher Liebe zur Weisheit bedeutet) angemessen, und doch zugleich hinreichend seyn, die Liebe zur Wissenschaft, mithin aller spekulativen Erkenntniß der Vernunft, sofern sie ihr, sowol zu jenem Begriff, als auch den praktischen Bestimmungsgrunde dienlich ist, unter dem Namen der Philosophie, mit zu befassen, und doch den Hauptzwek, um dessentwillen sie allein Weisheits'ehre genannt werden kann, nicht aus den Augen verlieren lassen. Andern Theils würde es auch nicht übel seyn, den Eigendünkel desjenigen, der es wagte sich des Titels eines Philosophen selbst anzumassen, abzuschreken, wenn man ihm schon durch die Definition den Maaßstab der Selbstschäzung vorhielte, der seine Ansprüche sehr herabstimmen wird; denn ein Weisheitslehrer zu seyn,

mögte wol etwas mehr, als ein Schüler bedeuten, der noch immer nicht weit gekommen ist, um sich selbst, vielweniger um andere, mit sicherer Erwartung eines so hohen Zweks, zu leiten; es würde einen Meister in Kenntniß der Weisheit bedeuten, welches mehr sagen will, als ein bescheidener Mann sich selber anmassen wird, und Philosophie würde, so wie die Weisheit, selbst noch immer ein Ideal bleiben, welches objektiv in der Vernunft allein vollständig vorgestellt wird, subjektiv aber, für die Person, nur das Ziel seiner unaufhörlichen Bestrebung ist, und in dessen Besiz, unter dem angemaßten Namen eines Philosophen, zu seyn, nur der vorzugeben berechtigt ist, der auch die unfehlbare Wirkung derselben (in Beziehung seiner selbst und dem ungezweifelten Interesse, das er vorzüglich am allgemeinen Guten nimmt) an seiner Person, als Beyspiele, aufstellen kann, welches die Alten auch forderten, um jenen Ehrennamen verdienen zu können." [Die Stelle hat ähnliches mit dem, was wir in jenem Heft über Aufklärung §. 308. ꝛc. sagten.]

LXXVI.

LXXVI.

Die Erndte ist groß.

Ein Traum. *

1046.

Die Erndte ist groß, sagte einst ein Sohn — wie andere wollen, ein Stiefsohn, der Wahrheit — und die folgenden Worte sind bekannt. Mit Erlaubniß seiner Schüler — ich hörte einst im Traume diese Worte für etwas andern Zwek paradiren. „Die Erndte ist groß, „aber der Arbeiter sind wenig; darum bittet die Herr„scherin, daß sie Arbeiter in ihre Erndte ausende.“ — So forderte unlängst ein Liebling unserer Alleinherrscherin, der Wahrheit — ihre in aller Welt zerstreute Söhne auf. Bald hörte ich durch alle Welt wie ein fernes Tosen der Wasser — denn Millionen Stimmen, sanfte und rohe, seufzende und leichtsinnige, männliche und kindische, bittende und truzende, ruhige und stürmische, kalte und feurige, natürliche und affektirte, ruften unter einander: „Die Erndte ist groß, aber der Arbeiter „sind wenig; o sende Arbeiter in deine Erndte!“ — Ein unzählbares Heer — von allen Autoren, Recensenten, Akademisten, Professoren, Docenten, Studenten, Pädagogen, Philantropisten, Predigern, Priestern, Schulmeistern; von Religiosen, Orthodoxen, Sektirern, Herren-

* S. Nachschrift über Einrükungen.

hutern, Pietisten, Wunderglaubigen, Theosophen, Rosenkreuzern, St. Martinisten, Schwedenborgianern, Freymäurern aller Arten, Illuminaten und Exilluminaten — alle denkenden guten Gesellschaften, alle Lesezirkel, alle lesenden Frauenzimmer, alle Schwestern oder Baasen irgend einer von allen genannten Klassen. In andere Reiche und Welttheile reichte mein Ohr nicht. So weit ich aber hörte, schienen alle auf einen und denselben Moment hingerissen zum lebhaftesten Interesse für das Reich der Wahrheit. Hm! dachte ich, ihr Gebeth ist bald erhört, wenn Bethen und Arbeiten beysammen ist, wie das fromme Sprichwort sagt.

1047.

Allein plözlich wurd' es wieder stille. Nur hie und da hörte ich Einen verharren im Gebete. Alle andern giengen plözlich wieder an ihre Arbeit oder ihren Müßiggang. Bey vieren nur (so war im Traume) könnt' ich ungesehen stille stehen, und Fragmente ihres sehr ernsten Gebetes hören. Ich zeichnete sie des Morgens früh auf, so gut sie mir blieben, und — verlohr die Papiere. Ganz klar aber bin ich mir dessen noch bewußt, daß es ein Atheist, ein Deist, eiu Skeptiker und ein Christ waren, wie sie alle die Schule nennt; daß mich eines jeden ganzer Ton, Gebehrde, Miene und Wesen äusserst rührte durch Bescheidenheit, Ernst und Ehrlichkeit. Ich weiß,

daß

daß ich in den Ohren vieler eine schwere Kezerey, oder vielmehr in meinem Fall eine ungereimte Träumerey sage, wenn ich alle viere, so wie sie mir vorkamen, wahre Seltenheiten von Ehrlichkeit, weisem Ernst, und lernsamer Bescheidenheit nenne. Es sey so: es war doch so!

1048.

Ferner erinnere ich mich noch ganz klar dessen, was alle in den Ergiessungen ihres Herzens an die Wahrheit gemein und sich ähnliches hatten. Alle beschwerten sich über ein grosses Heer Nachbeter, die nur ihren Namen führten, ohne die Sache erreicht zu haben. Alle viere beschwerten sich über Unarbeitsamkeit ihrer Sektgenossen, über Trägheit und Unintereſſe, mit der sie die heilige Sache der Wahrheit behandelten oder unbehandelt liessen.

1049.

Alle viere führten bittere Klage über Eitelkeit, Ehrsucht, Ruhmredigkeit der meisten ihrer Parthey, so äusserst wenige angetroffen zu haben, deren treuem und ruhigem Geiste sie sich ganz hätten öffnen dürfen.

1050.

Alle viere freuten sich mächtig, jeder unter den drey andern Partheyen Menschen gefunden zu haben, denen sie sich weit freyer hätten öffnen, weit völliger anvertrauen können, als den Gleichdenkendesten ihrer eigenen Parthey.

1051.

1051.

Alle viere baten um nichts so heißringend, als um Treue an dem Klarerkannuten; gelobten jährlich neue Untersuchungen ihrer Ueberzeugungen, und die gelassendste Vergleichung mit jedes denkenden rechtschaffenen Mannes Ueberzeugung, der solche eine Vergleichung um seiner Selbst willen wünsche, oder der durch Respekt für seine Wahrheitsliebe und Tugend ihnen den Wunsch zu einer solchen Kollation abnöthige.

1052.

Besonders hörte ich den Christen zu seinem Gott bethen: Sperre mich lieber in die Hölle mit jenem geraden Atheisten, als mit jenem schiefen Christen in den Himmel. Und es ist merkwürdig, daß alles Volk in jenem unbefangenen Moment, wo sein menschliches Herz zur Sprache kommt, zu solchem Gebete sagt: Amen!

LXXVII.

Ueber die Beylagen.

1053.

Wer dieß Buch nach seinem Zweke nicht nur list, sondern studirt, wird sehr leicht die Beziehung der Beylagen auf die Artikel oder Abschnittnummern unsrer Untersuchungen im ersten Theile finden, und anerkennen. Ich kann allso die Weisungen, von denen ich anfangs etwas sagte, und den Raum, den sie einnähmen, sparen. Wir empfehlen manchen Abschnitt bey öftern Anwandlungen zum Zweifeln auch das öftere Wiederlesen solcher Abschnitte.

LXXVIII.

LXXVIII.

Vielleicht einst eine zweyte Portion.

1054.

Es sind aber andrer wichtiger Untersuchungen, und nüzlicher Beylagen, desselben Geistes und Zwekes so manche noch nachzuholen — daß ich vielleicht den Genissern dieser Portion noch eine zweyte nach einiger Zeit darbieten dürfte; und zwar einen angenehmern — die schwerere und troknere Arbeit ist überstanden. Noch ein Wort über den Ton der Zuversicht in jenem ersten Theile.

LXXIX.

Ueber den Ton der Entscheidung, und Ton der Bescheidenheit.

1055.

„Gewiß ist“ und „gewiß ist“ kömmt so häufig in den Untersuchungen, daß ich mich dem Verdacht des unbescheidenen Absprechens ausse z e.

1056.

Jedoch man bedenke: Gibt es nicht einen Schein und Ton der Bescheidenheit, der das „scheint“ jedem Saze beyzufügen, selbst bey den allerausgemachtesten Dingen, ja nie vergißt, und jedoch klar genug zu merken gibt,

daß

daß man die Behauptungen alle für so entschieden ansehe, ungesehen wissen wolle, als ob man seine Sache nach gerade auch noch mit allen Formeln der Zuverläßigkeit vorgetragen hätte? —

1057.

Zeigt sich diese unter dem Schein der Bescheidenheit verborgene Entscheidungssucht, nicht vornehmlich auch im gänzlichen stillen Vorbeygehen, oder geschwächten Vortrage der Einwendungen, Gegenbehauptungen, und Gegengründe?

1058.

Gibt es hingegen nicht eine wahre Bescheidenheit in philosophischen Untersuchungen auch ohne das wie mir scheint, beyzufügen, da wo man volle Gewißheit hat? Stekt nicht (wenn es nicht unbescheiden ist, seine eigene Bescheidenheit ins Licht zu sezen) stekt nicht gerade darin wahre ächte Bescheidenheit, wie man alles Ungewisse, Disputable für einmahl leicht fallen läßt, lieber als es mit der Miene der Zuversicht aufzudringen, wo mans nicht zugleich erhärten kann? Stekt nicht gerade darin ächte Bescheidenheit, wenn man sich hundertmahl bescheidet, zu sagen: „Gewiß ist wenigstens, daß, alles auf die Seite „gesezt, dieser Saz wahrscheinlicher ist, als jener: daß „man sich hundertmahl mit einer Kleinigkeit von Gewiß„heit begnügt, wo vielleicht jeder andre grosse Behaup„tungen von weniger Gewißheit wagte?“

LXXX,

LXXX.

Erklärung der Vignetten.

1059.

Die Titelvignette winkt auf das Geheimniß des menschlichen Ursprungs, und zeigt dieß wundersame Wesen in seinem Wachsthum.

1060.

Die Vignette des 1sten Theils stellt ihn fortgerükt bis zum schönen glüklichen ausgewachsenen Paar.

1061.

Die Vignette des II. Theils winkt auf seinen Tod, und das Geheimniß seines Nochhierseyns.

1062.

Die Vignette des III, Theils stellt Symbole der mathematischen, naturhistorischen und moralischen Hoffnung dar. Aus dem abgeschnittenen Cirkel wissen wir mit Zuversicht den ganzen Umkreis und den Mittelpunkt und jeden Radius; der mikroskopische Kleisteraal, mit lebendigen Jungen und Eyern im Leibe, wird nach einem auch jährigen Tode durch neue Befeuchtung des Kleisters wieder belebt. Des Schmetterlings höheres Leben kennen wir alle. Und endlich der leere Kelch neben dem Brodte bürgt Trank dem Durstig-Hungrigen, dem er dargesezt wird.

1063.

Die Beschlußvignette gibt die Honigbereiterin und die Giftschlange. Es kömmt darauf an, wovon wir uns nähren, und was wir nach unsrer Organisation aus der Nahrung bereiten.

LXXXI.

Register.

(1064.) Darf ich sagen: dem Studirenden, nicht dem Näscher, das Nachschlagen zu erleichtern?

Achtung. 1040 —. Akademisten. 1046.
Anerkennung (Fragen über) Gottes. 535 —. S. auch Gott.
Anlage und Schikfal. 86 — 112.
Aristius (an) Horazens Ode. 966.
Arme (ob) seyn müssen? 373 —.
Asmus (Unsterblichkeit von) oder Klaudius. 801 —.
Atheist (bescheidner) besser als schlechter Theist. 523. Atheisten verschiedener Art. 517. Zweifler, Theisten, Glaubige („Gott" — an) 525. (Gespräch mit) 750. 774.
Atheismus verbreitet sich. 282 —.
Aufklärung. 1066. Autoren. 1046.

Basedow. 374.
Bedürfnisse. 174 —. 195 —. 238 — 260. 279 —. 286 — 296. 300. 317 —. 374. 782 — 786.
Beruhigungssystem. 10. 23. 913.
Beruhigung (moralische) 299. 729 — 750 — 773. verschiedenen Wehrts. 774.
Bescheidenheit im Denken — 747 — und Stolz 915. (Ton der) 1055 —.
Bewußtseyn seiner Fehler. 336.
Beylagen 11. (über die) 1053.
Biblien der Juden und Christen (Totalrevision eines Layen über die) 900.
Braut (der) Verhältnisse. 230.
Brief über Beweis vom Daseyn Gottes. 505 —.
Brindin. 512. Büffon. 512.

Christen (an) 13 —. -und Juden-Biblien (Totalrevision eines Layen über die) 900. (seltsames Gebeth eines) im Traum gehört. 1052. (Entschuldigung beym) 1062. und Skeptikers Frage? Wozu? 1078 —.
Christianer (Gespräch mit) 766. 774.
Cirkel (mit) Welt vergliechen. 447.
Cynthia. 913.

Dachstuhl (der verschobene) Verse. 963.
D'alembert. 512. Danktrieb. 286 — 296. 633.
Daseyn. 54 —. Freude darüber. 54 —. — 168 —.
Denken (Fleiß im) Pflicht. — 746 —. 896.
Denkgeseze (Respekt gegen) 743.
Denkkraft (die) in mir, von Friedrich, mit Anmerkung. Verse. 946 —.
Detail anschauen. 182 —.
Determinist und Libertinist handeln gleich. 412.
Dialogen. S. Gespräche.
Diderot. 512. Docenten. 1046.
Duclos. 512. Dumarsais. 512.

Egoismus. — 142 —. Eigendünkel. 1039.
Einfalt (Rükweg zur) 1069.
Einrükungen (wegen) 1075.
Elend (Salzmanns Karl; vom menschlichen) 328. geringer als es seyn könnte. 331 —. 344.
Entscheidung (Ton der) 1055 —.
Epikur. 1007. 1071.
Erndte (die) ist groß; ein Traum. 1046.
Exegese. 876. 900. 905.

Feuerprobe. Verse. 984.
Fontenelle. 512.
Förderniße zur Anerkennung eines Gottes. 536 — 574.
Fortdauer. 66. (über) 846. 847.
Fragen über Anerkennung Gottes. 535 —.
Französischen Philosophie (der) Urheber. 512.
Frauenzimmer (lesende) 1046.
Freude (Quellen von) 75 —.
Freudenquellen (Wichtigkeit wolfeiler) 76.
Freyheit des menschlichen Willens. 378. (Kaussalität durch Natur und durch) 391 —. innre und äußre. 423 —.
Freymäurer. 1046.

Gegenwart und Zukunft. 937. 938.
Geist und Materie. 438.
Gelehrsamkeitsmethode im Denken. 49 —.
Genuß (der Mensch hat eine Welt von) — 188 —. und Bedürfniß. 937. 938.
Gerechtigkeit (Sokrates über Gottesfurcht und) ein Gespräch von Mendelssohn. 996.

Geschmak (über) und Schönheit, Gewisses. 716.
Gesellschaften. 1046.
Gesez. 1021. (das moral.) 1041 —. des Denkens. 739 —. Gesezen (unerklärlich Interesse an moral.) 1033.
Gespräche. 163. mit Atheisten. 750. 774. mit Theisten. 758. 774. mit Christianer. 766. 774. Sokrates über Gottesfurcht und Gerechtigkeit, von Mendelssohn. 996.
Gewißheit. 44 —. 140. * 141 —. — 311. dem Verfasser dieses Hefts über alles. 1062. S. auch moralisches, mathemattsches, metaphysisches, historisches.
Gewissen. 1044. Gewissensruhe — 311.
Glaubige, Zweifler, Theisten, Atheisten. „Gott“ an — 525.
Gleims Epigramm von Unsterblichkeit. 303.
Glük (von wirklichem und möglichem) 314 —. Ursachen davon. 325 —. 346 —.
Glükseligkeit (Ideal von) 211. wächst bey weniger Anstrengung sehr. 356 —. 377. (Begriff von) 674. (Begriff von) schwer. 1026. S. auch Glük und Unglük. Wol. Bedürfniß. Genuß.
Gott. Schwerer und leichter Gedanke für den Menschen. 279 — „Gott“ — an Theisten, Zweifler, Atheisten, Glaubige. 525. (an) der Verfasser. 527. (vornehmste Arten Begriffe von) 599 —. (Gewisse Säze über) 608. (Geschichte des Begriffs von) 621 —. Unsterblichkeit, Tugend in Verbindung. 701 —. (Brief über Beweis vom Daseyn) 505. (Tabellen über Förderniße und Hindernisse der Anerkennung eines) 574 — 577. (gewählte Wege zur Anerkennung) 580 — 596. (Förderniße und Hindernisse der Anerkennung eines) 34. 511 — 574. Daseyn, frey zu untersuchen. 505 —. Daseyn, Resultat darüber. 632 — 642.
Gottesfurcht (Sokrates über) und Gerechtigkeit, ein Gespräch von Mendelssohn. 996.
Gottglaubende, verschiedener Art. 515 — 522.
Gut (das höchste) 199. (Lehre vom höchsten) 1045.

Hamlets Monolog. 306.
Harmonie der Bedürfnisse, Kräfte und Naturgegenstände. 238 — 260 —.
Hast du viel: Verse. 915.
Heft (wie dieß) lesen (Seite 2) (dieß) für wen? 1 —. (Eintheilung dieses.) 8 —. (dieß) für wen? 1065.
Helvetius 512. Herder das Saitenspiel. 939.
Herrnhuter. 1046.

Himmel. (Oeder Begriff vom) 66.
Hinderniſſe der Anerkennung eines Gottes. 555 — 574.
Hiſtoriſche Säze, ungleiche Gewißheit. 44 —
Hoffnung (Neigung zur) 334. 362. getäuſchte in der Glükſeligkeitslehre. 791.
Horazens Ode (an Ariſtius) 966.

Idealiſm. 122. von keiner Anwendung. 140 —. Ausweg aus dem. 141 — 162.
Illuminaten. 1046. Indifferentiſt. 774.
Ingratum ſi. 292.
Iſraeliten (an) 13. —.
Juden- und Chriſten-biblien (Totalreviſion eines Layen über die Sache der) 900.
Juvenal. 1068.

Kant über Freyheit. 382 —. 592. 598. 748. 788. 795. 988. Auszüge. 1010 —.
Kauſſalität durch Natur und durch Freyheit. 391 —. S. auch Urſachen.
Kind. Beyſpiel von ſeinen Trieben. 183. Centrum von Freuden. 230.
Klavier. (das Menſchenherz ein) 957.
Klaudius. 801.
Kohlerglaube unter Philoſophen. 113 — 117.
Kondillak. 512.
Können und ſollen. 87 —.
Konſequenzmacherey einiger Atheiſten und einiger Katholiken. Verſe. 918.
Korreſpondenz mit Leidenden aller Art. 313.
Kräfte (Anſtrengung der) 356. 180 —. Manchfaltigkeit der menſchlichen. 218 —.
Kunſt zum verſchiedenen Leben des Menſchen. 260.

La Motte. 512.
Leben des Menſchen (ſinnliches.) 238 —. der Empfindung, äſthetiſches. 240 —. des Verſtandes, intellektuelles. 247 —. der Tugend, moraliſches. 254 — Aktives. 262 —.
Lehre vom höchſten Gut. 1045.
Leiden. 792. 793.
Leidenden aller Art (Korreſpondenz mit) 313.
Leſezirkel. 1046.
Leſen (wie dieß Heft) (Seite 2.)
Lichtenberg? 1072.

Liebe der verschiedenen Alter des Menschen. 231.
Logische (über das) des Aufsazes, über Unsterblichkeit. 802 — 868.

Materialismus — 448 —.
Mathematische Säze ungleicher Gewißheit. 44 —
Maxime. 1021.
Mendelssohn, ein Gespräch, Sokrates über Gottesfurcht und Gerechtigkeit. 996. 1069. 1073. 1074.
Mensch (der) und das Skeleton, Fabel von A. 987. und die Natur für ihn; ein Tableau. 226. (des) Ursprung Geheimniß. 166. 173. (des) Verfall 227. (Grösse des) 226. Centrum unzähliger Radien. 229. 230. (Liebe der verschiedenen Alter des) 231.
Menschen nicht so glüklich, als sie könnten. 272 —. (Etwas anders im) als sein Körper. — 818 —. (Streit im) 831. (tugendhafte) 834. (des) Würde. Verse. 986.
Menschenherz (das) ein Klavier. 957.
Menschennatur im Verhältniß mit der Natur. 163 —. (mechanische und freye Bewegungen in der) 201 —.
Metaphysische Säze ungleicher Gewißheit. 44 —.
Mimnermus. 1070. Mirabeau der alte. 512.
Misanthropie. (Recept wider die) Verse. 972.
Montesqieu. 512.
Moralische Säze ungleicher Gewißheit. 44 —. (einige beurtheilt.) 687. Strebsamkeit mindert Leiden. 344.
Moralität. 643.
Morgenandacht (Amintors) mit Bieders Anmerkungen. 869 —.

Natur (Menschennatur im Verhältniß mit der) 163. zum verschiedenen Leben des Menschen. 238 — 259. (Kausalität durch) und durch Freyheit. 391 —. kein Sprung. 810. (die) lenkender Geist? 892 —. 1068. 1071. 1072.
Neker. 512. Nitimur in vetitum. 300.
Noth. 298 —.

Objekt; Subjekt; Medium. 223.
Offenbarung; Begriffe — 605 —.
O mihi præterita. 300. O quanta sub nocte. 300.
Orthodoxe. 1046.

Pausen im Gespräche der Weisen. 185.
Pädagogen. 1046. Philanthropisten. 1046.

Philosophie (Reflexionen nach Lesung der Geschichte der) 997. 1045.
Philosophen (an orthodoxe.) 13 —.
Pflicht. 1013. 1043. (Begriff von) Ideal der praktischen Vernunft. 1021.
Portion Wahrheit (zweyte) vielleicht. 1054. (diese) Wahrheit für wen? 1062. 1063.
Poesie (über Reimen und) Verse. 1074.
Prediger. 1046. Priester. 1046.
Professoren. 1046.

Quesnai. 512.

Raynal. 512. Realismus. 122 —.
Recensenten. 1046.
Recept zur Vervollkommnung unsers Geistes. 911 —. wider die Misanthropie. Verse. 972 —.
Reimen (über) und Poesie. Verse. 1077.
Religiose. 1046.
Religiosität eines edeln Spinosisten. 869 —.
Resultat für jeden. 730.
Revelationisten (an). 13 —. Ringsinn. 333.
Rosenkreuzer. 1046. Rousseau. 512.
Ruh und Sehnsucht. 937. 938.

Saitenspiel (das) mit Anmerkung. Verse. 928. 939.
Salzmanns Karl vom menschlichen Elend. 328.
Schikfal. 334. (Anlage und) 112.
Schlaf und Wachen — 131 —.
Schönheit (Gewisses über Geschmak und) 716.
Schulmeister. 1046.
Schulz, (gute Zeugnisse von Prediger) 511. 510.
Schwärmerey aus Begriffen von Gott. 628. 629.
Schwedenborgianer. 1046.
Seele (die Kräfte der menschlichen) 946 —.
Sektirer. 1046. Selbstdenken. Verse. 985.
Selbstdenker selten. 781. Selbstgehen. Verse. 982.
Selbstliebe. 1039. (reine Begriffe von) 1028. (Urtheile der gemeinen Vernunft von) 1031. (Gränzen der Sittlichkeit und) 1037.
Seneka. 1080. Seufzer des Weisen. 308.
Skeleton (der Mensch und das) Fabel von A. 987.
Silhouetten, (unter vier) Verse. 926.
Sinnen, die fünf, nach der Feinheit ihres Medium. 224.

Sitt-

Sittlichkeit (reine Begriffe von) 1028. (Urtheile der gemeinen Vernunft von) 1031. (Gränzen der) und Selbstliebe. 1037.
Sokrates über Gottesfurcht und Gerechtigkeit, ein Gespräch von Mendelssohn. 996. 1007.
Sollen und können. 87 —. 1036.
Sophist. (der) Verse. 916.
Systems der Natur (Verfasser des) 512.
Spinoza. 885. Spiritualismus — 448 —.
Streit zwischen „ Schwärmer “ „ Glaubigen “ — und „ Vernünftigen “ „ Unglaubigen. “ 787. 789. 790.
Studenten. 1046.
Subjekt; Medium; Objekt. 223 —.

Tabellen über Förderniße und Hinderniße der Anerkennung eines Gottes. 574. 579.
Thiere steigen nicht. 810. 814.
Theisten; Zweifler; Atheisten; Glaubige. „ Gott “ — an. 525. (Gespräch mit) 758. 774.
Theosophen. 1046. Tod. 301. 796.
Toleranz gegen Gottglaubende und gegen Atheisten. 515 — 518.
Totalrevision eines Layen über die Sachen der Juden- und Christen-Biblien. 900.
Toussain. 512. Trägheit. 790.
Traum oder wahr? 122 —. (die Erndte ist groß; ein) 1646.
Triebe. 174 —. täglicher steter Wechsel. 183.
Triebfedern (geheime) der menschlichen Handlungen. 1022.
Trokne Schriftsteller. 1074.
Tugend. 643. (Gott, Unsterblichkeit) 701. und Glükseligkeit in Mißverhältniß. 791. (Lehren der) wirken wenig. 988. S. auch Sittlichkeit; Moralität.
Tugendhafte Menschen. 834. Tugendmotive. 788.

Uebel hebt das Gute nicht auf. 363 —.
Uebergewicht. 728. 729.
Unglük. 314 —. Ursache davon. 325 —. S. auch Elend.
Unsterblichkeit. 455 —. 465 — —. 472 —. 311. 834 —. 480 — 495. Uebersicht. 496. 701 —. Asmus oder Klaudius über. 801 —.
Ursache. Begriff davon. 840. 841.

Verantwortlichkeit der Handlungen. 395.
Vernichtung, Fortdauer. 301 — 307.

Vernunft (Begriff von Pflicht Ideal der praktischen) 1021. (gesunde) ihre Rache. 1072.
Vernunftkritik. 901. **Vernunftsüberdruß.** 1011.
Verfasser (der) an Gott. 527.
Verse. Cynthia, oder über abbrevirte nothdürftige Beruhigungssysteme. 913. Hast du viel: 915. der Sophist. 916. Konsequenzmacherey einiger Atheisten, und einiger Katholiken. 918. Unter vier Silhouetten. 926. Die Denkkraft in mir von Friedrich, mit Anmerkung. 946 —. Der verschobene Dachstuhl. 963. Wahrheitforschers Bitte. 965. Recept wider die Misanthropie. 972 —. Selbstgehen. 982. Organisation zur Weisheit. 983. Feuerprobe. 984. Selbstdenken. 988. Menschen-Würde. 986. über Reimen und Poesie. 1074.
Vervollkommnung unsers Geistes (zur) Recept. 911 —.
Verzweiflung. 311. Video meliora. 300.
Vignetten (Erklärung der) 1059 —.
Vollkommenheit (moralische) 311. **Voltaire.** 512.
Vorarbeiten ꝛc. (eine Welt nöthiger) zum kleinsten Ding. 1008.

Wahrheit (Sohn der) 5. (erlernte und selbst gefundene) 25. mit Sicherheit. 49. (dem Eindruke der erkannten sich überlassen. 184 —. Nicht wollen. 780. Lehrt ihren Sohn Duldung. 916. Zweifel. 937. 938. Verschieden bearbeitet. 1074.
Wahrheitforschers Bitte. Verse. 965.
Wege (gewählte) zur Anerkennung Gottes. 580 — 596.
Weise (der) entbehrt entbehrliches. 163 —. und Wisser. 1002.
Weisheit (Sohn der) 5. (Organisation zur) **Verse.** 983. 1065. 1067.
Weisheitslehre. 1045.
Weisheitsmethode im Denken. 49.
Welt-Körper, Denkkraft. 447. umschaffen? 359. 360.
Wille (guter) 652. der gute. 1013.
Wundergläubige. 1046. **Würdigkeit.** 675.

Zedliz von Schulz. 511.
Zeugnisse (gute) von Prediger Schulz. 510. 511.
Zeugung (Zufälligkeit der) 795.
Zweifler unter dem Volke. 118 —. am Daseyn Gottes duldet der Gottesverehrer. 505 —. Theisten, Atheisten, Glaubige. 1. „Gott“ an. 525.
Zukünftige und gegenwärtige Welt. (Zubereitung auf) 502.

LXXXII.

Nachschrift.

A. Ueber dieß Heft.

1065.

Die erste Zeilen dieses Heftes weisen auf diese lezten. Und warum, weil ich gewissen Leuthen nicht genug glaube sagen zu können:

Daß es in diesem Heft darauf ankam, gar nichts vorauszusezen;
Lieber gewissen Wissern ärgerlich abchaft;
Lieber gewissen Lesern ärgerlich langweilig;
Lieber gewissen Gläubigen ärgerlich vernünftelnd;
Lieber gewissen schwachen Christen ärgerlich tolerant:
Als Einem Forscher nicht ruhig und bedächtlich genug;
Als Einem Zweifler nicht gründlich genug;
Als einem einzigen redlichen Sterblichen nicht redlich genug;
einem einzigen billigen Menschen nicht billig genug zu scheinen.

1066.

Ich wollte erst nach vollendetem ersten Theile alle die Säze aus ihren Erörterungen heraus-

suchen und wiederholen, die die eigentliche Portion Wahrheit, als den Gewinnst unsrer Untersuchungen ausmachen: Allein der denkende Leser mag sich diese selbst auszeichnen, und die angezeichneten dann nach einander wiederholt lesen; und wenn er dieß nicht mag — so mag es ihm zur Probe dienen, daß dieß Heft für ihn zu hoch oder zu niedrig — zu viel oder zu wenig, er für das Heft sicher schon zu glaubig oder zu wissend, allemal sicher nicht für das Heft, und es nicht für ihn ist.

B. Winke auf Geist und Innhalt des Werks.

1067.

In diese Nachschrift werf ich übrigens auch hier gerne einige iuimer wieder vorkommende, immer nöthige und nüzliche Winke, die ohne unter sich zusammen zu hängen auf Geist, oder Innhalt, oder Form des Ganzen Bezug haben.

1068.

„ Nunquam aliud natura, aliud Sapientia dicit. “
(Juvenal.)

Nie sagt was anders die Natur, und was anders die Weisheit.

Trau, Leser! keiner Weisheit nicht,
Die der Natur je widerspricht.

1069.

1069.

„Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller: desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht, als eine verwesete Blume; diese nicht so ekelhaft, als ein verfaultes Thier; und dieses so gräßlich nicht, als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Kultur nnd Aufklärung. Je edler in ihrer Blüthe: desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit.“ (Mendelssohn.)

1070.

„Την ἀρετην ἱδρωτα θεοι προπεροιθεν ἐθηκαν.“
(Mimnermus.)

Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweiß hin.

1071.

„Χαρις τῃ μακαριᾳ φυσει, ὁτι τα ἀναγκαια ἐποιησεν ἐυπορισα, τα δε δυσπορισα οὐκ ἀναγκαια.“
(Epikur.)

Dank sey es der lieben Natur, daß sie das Unentbehrliche leicht, und das Schwere entbehrlich gemacht hat.

1072.

Wie lassen sich die anscheinenden Widersprüche in §§ 6 und 7 vereinigen? — Ich denke so:

Ist nicht die schwerste Kunst, die mühlichste Arbeit für Menschen —

Finden, räumen, und gehn zu Natur und Einfalt den Rükweg?

1073.

„ Eine einzige gute That ist besser, als tausend gelehrte Abhandlungen. Allein was für ein Recht hat man, den Denker von dem Wohlthäter zu unterscheiden? Was thut der Wohlthäter? er befriedigt die Bedürfnisse seines Nebenmenschen durch seine Glüksgüter; allein, was er durch diese thut, verrichtet der Denker durch seine Seelenkräfte. “ (Mendelssohn.)

1074.

„ Es giebt Wahrheiten, die unsre Glükseligkeit befördern. Die sie abhandeln, können ihre Lehren 1) gründlich und troken, oder 2) leicht und reizend abfassen. Die sie bestreiten, können ihre Gegengründe ebenfalls 3) troken, oder 4) verführerisch vorbringen. Die erste Art schreibet für gründliche Köpfe; die Zwote für die Welt; die Dritee giebt zum fernern Nachdenken Anlaß; die Lezte sind schadenfrohe Irrlichter, die, wie der Pöbel von diesen glaubt, den Reisenden auf gefährliche Abwege verleiten, und mit einem wilden Gelächter seiner spotten. “ (Mendelssohn.)

1075.

1075.

„ Wo die gesunde Vernunft erwünscht und gebeten kömmt, da kömmt sie auch geschwind; wo sie aber strafend kömmt, da schleicht sie auch oft wie die Strafe, pede claudo, holt aber den armen Sünder am Ende sicher ein.“ (Lichtenberg wenn ich mich nicht irre.)

C. Von Einrükungen.

1076.

Einrükungen aus eigenen ältern, und auch andrer Schriften sind zum Zweke schlechterdingen unentbehrlich. Es ist dabey, ich darf sagen, so treu und uneigennüzig, mit des Verfassers Verlurst, dafür gesorget, daß der Käufer des Buchs immer in zwey Bogen empfängt, was er sonst gewöhnlich mit größrer Schrift und ausgedehnterer Manier in dreyen bekömmt, ohne daß ihm das Alphabeth dieser gedrängtern Bogen höher, als ein weitläuftigerer Drnk zu stehen kömmt.

D. Ueber die Reimen.

1077.

Ist Poesie und Reimerey
Gleich lange noch nicht einerley,
Was wollt ihr diese neken?
Den Schau- und Scheidemünzen gleich
Braucht man sie in Sophiens Reich
Zu sehr verschiednen Zweken.

Was Wahrheit lehrt und Menschen frommt,
Wenns auch nicht vom Parnassus kommt,
Soll über alles gelten!
Ists gut gemeynt, und wahr gedacht,
Und in koulanten Reim gebracht:
So lauf's durch alle Welten!

E. Wozu dieß all?

1078.

Was soll mit all der Machenschaft
Denn ausgerichtet seyn?
Wer kömmt je ohne Gottes Kraft
Ins Himmelreich hinein?

Sagt ein gewisser frommer Christ, der ohne unmittelbarere Hülfe seines Gottes alles umsonst gethan und gesprochen glaubt, was Menschen zur Weisheit helfen soll.

1079.

Mit alle der Schreibseligkeit
Was ist, das je gelang?
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Geht alles seinen Gang!

Sagt ein gewisser praktischer Skeptiker, der vor'm Strome des Schiksals betäubt steht, und jeden, der etwas im Ganzen wirken will, dem Thoren vergleicht, der die Regel der Fluth und Ebbe verändern will.

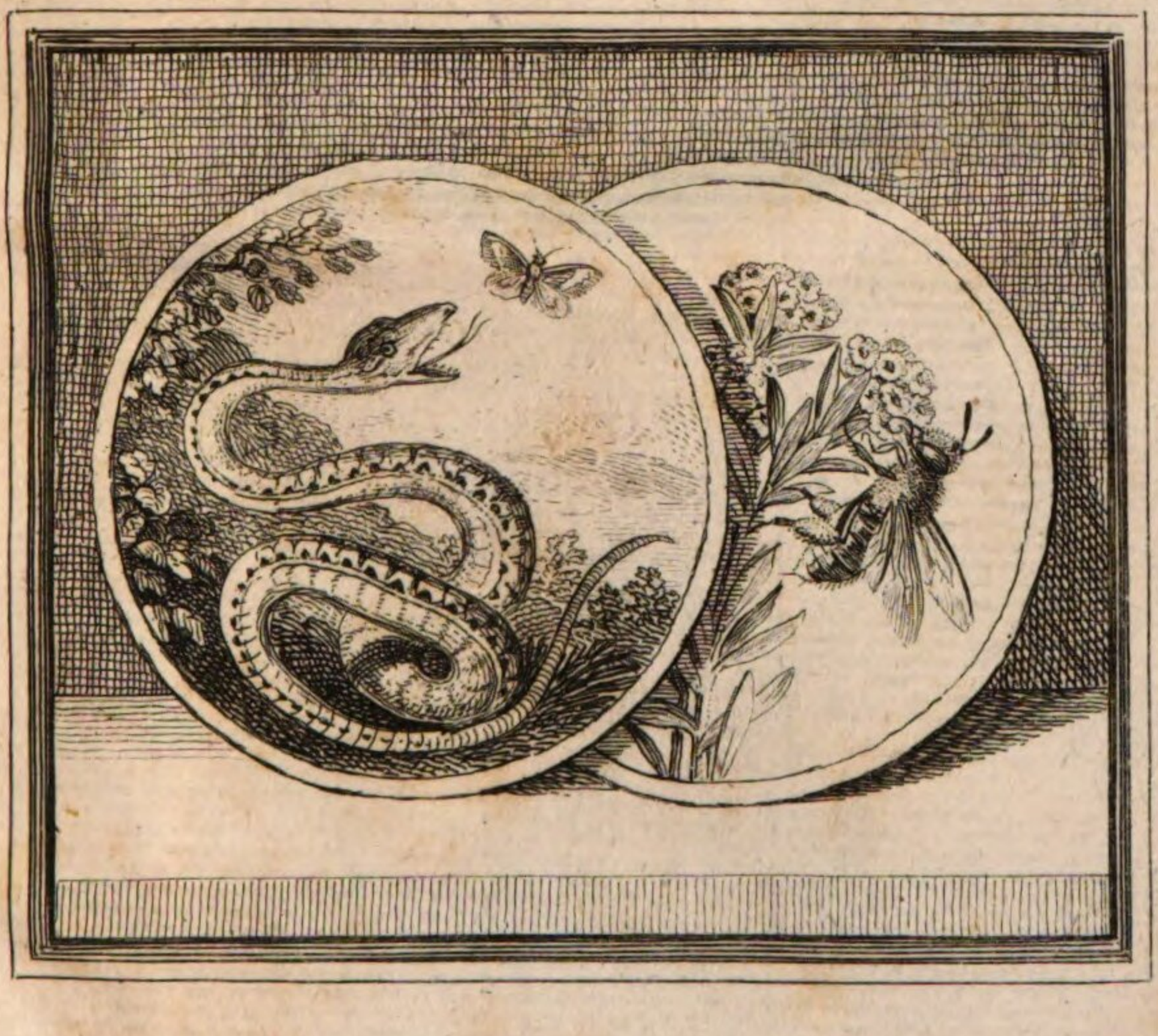
1080.

Beyde haben allenfalls meine ganze Hochachtung. Warum aber nur meinen halben Beyfall, werd ich an seinem Orte, hoff ich, so erörtern, daß sie beyde mir den ganzen nicht werden versagen können, wenn nicht gerade in diesem Hefte dem leztern schon zur Hälfte geantwortet worden ist.

Nos quoque apes debemus: mitari, — — & in unum saporem varia illa, libamenta consundere. —

(Seneca.)

Wir sollen thun wie die Bienen — —



B S B
MÜNCHEN

N. 1408.
~~1409~~
~~N. 1409~~
~~N. 1409~~
Ra N
UR N
~~1410~~
B. Rien Signifié
Bia

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfenninger, Johann Konrad, / Kubinski, ... / Schellenberg, Johann Ulrich,

Johann Bieder v.S. Eine Portion Wahrheit zur Glükseligkeit, die jeder Denker leicht haben, und damit leicht wuchern kann

Zürich 1791

Var. 289 t-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135565-7
VD18 12300527